

JahrBuch

für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Januar 2014

I

NDZ-GmbH

Inhaltsverzeichnis

Michael Zenske: Versklavte und Sklavereien in Spanisch-Amerika.
Gedanken zur „Weltarbeiterklasse“ in globaler Perspektive 5

Fabian Trinkaus: Machtstrukturen und Arbeiterhandeln in
der Eisen- und Stahlindustrie vor dem Ersten Weltkrieg.
Die Fälle Neunkirchen (Saar) und Düdelingen (Luxemburg)..... 37

Alexander Wierzock: Studenten und Arbeiterbewegung.
Das Beispiel Alfred Meusel 53

Herbert Bauch: Unter der Peitsche der Abtreibungsparagraphen.
Das hessische Langen in der Weimarer Republik 69

Von der 49. Linzer Konferenz

Jürgen Hofmann: Annäherung an eine globale Geschichte
der Hausangestellten und Pflegebediensteten (Bericht)..... 89

Traude Bollauf: Dienstmädchen-Emigration.
Die Flucht von jüdischen Frauen nach England 1938/39..... 94

Regionales

<i>Claus-Peter Clasen</i> : Die politische und soziale Welt der Augsburger Schuhmacher am Ende des 19. Jahrhunderts	114
---	-----

Biografisches

<i>Fabian Brändle</i> : „Dass der Teufel einmal gesagt habe, er wolle alles sein auf der Welt, nur nicht Lehrbub.“ Eine kleine Erfahrungsgeschichte der Lehre anhand schweizerischer Selbstzeugnisse (1870 bis 1970)	138
--	-----

<i>Helga W. Schwarz</i> : Helene (Lene) Radó-Jansen (1901-1958). Agitatorin, Agentin, Autorin	155
---	-----

<i>Peter Giersich/Heinz Kraus</i> : Erich Schmalfuß (1905-1992). Ein Arbeiterzeuge im Reichstagsbrandprozess 1933	171
---	-----

Buchbesprechungen

Marx-Engels-Jahrbuch 2011 (<i>Martin Hundi</i>)	179
---	-----

Ingrid Bodsch (Hrsg.): Dr. Karl Marx – Vom Studium zur Promotion. Begleitbuch zur Ausstellung (<i>Wilma Ruth Albrecht</i>)	180
--	-----

Werner Milert/Rudolf Tschirbs: Die andere Demokratie. Betriebliche Interessenvertretung in Deutschland 1848 bis 2008 (<i>Jörg Roesler</i>)	183
--	-----

Henning Grelle: Det kooperative alternativ. Arbejderkooperationen in Danmark 1852-2012 (<i>Gerd Callesen</i>)	185
---	-----

Bernd Faulenbach/Andreas Helle (Hrsg.): Menschen, Ideen, Wegmarken. Aus 150 Jahren deutscher Sozialdemokratie (<i>Heinz Niemann</i>)	187
--	-----

Karl Borromäus Murr/Stephan Resch (Hrsg.): Lassalles „Südliche Avantgarde“. Protokollbuch des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins der Gemeinde Augsburg (1864-1867) (<i>Heinz Hümmler</i>).....	188
Richard Saage: Zwischen Darwin und Marx. Zur Rezeption der Evolutionstheorie in der deutschen und der österreichischen Sozialdemokratie vor 1933/34 (<i>Horst Klein</i>).....	191
Domenico Losurdo: Stalin. Geschichte und Kritik einer schwarzen Legende (<i>Ronald Friedmann</i>).....	194
Rosa Luxemburg: Nationalitätenfrage und Autonomie, hrsg. und übers. von Holger Politt (<i>Annelies Laschitzka</i>).....	195
Franz Neuland: „Auf zum letzten Gefecht“. Spartakusbund und KPD in Frankfurt am Main und der Region Rhein-Main von 1916/18-1956 (<i>Matthias Dobmen</i>).....	197
Dietmar Lange: Massenstreik und Schießbefehl. Generalstreik und Märzkämpfe in Berlin 1919 (<i>Axel Weipert</i>).....	199
Philippe Kellermann (Hrsg.): Begegnungen feindlicher Brüder. Zum Verhältnis von Anarchismus und Marxismus in der Geschichte der sozialistischen Bewegung, Bd. 2 (<i>Jochen Weichold</i>).....	201
Günter Agde/Alexander Schwarz (Hrsg.): Die rote Traumfabrik. Meschrabpom-Film und Prometheus 1921-1936 (<i>Günter Jordan</i>).....	203
Stephan Stracke: Die Wuppertaler Gewerkschaftsprozesse. Gewerkschaftlicher Widerstand und internationale Solidarität (<i>Andreas Herbst</i>).....	206
Die UdSSR und die deutsche Frage 1941-1949. Dokumente aus russischen Archiven, Bd. 4: 18. Juni 1948 bis 5. November 1949 (<i>Rolf Badstübner</i>).....	208
Maciej Górny: „Die Wahrheit ist auf unserer Seite“. Nation, Marxismus und Geschichte im Ostblock (<i>Jürgen Hofmann</i>).....	210

Konrad H. Jarausch u. a.: Sozialistisches Experiment und Erneuerung in der Demokratie. Die Humboldt-Universität zu Berlin 1945-2010 (<i>Ingo Materna</i>).....	212
Rüdiger Wenzke: Ulbrichts Soldaten. Die Nationale Volksarmee 1956 bis 1971 (<i>Ulrich Ramm</i>).....	215
Heiner Bröckermann: Landesverteidigung und Militarisierung. Militär- und Sicherheitspolitik der DDR in der Ära Honecker; Winfried Heinemann: Die DDR und ihr Militär (<i>Rainer Bert</i>).....	217
Bernd Faulenbach (Hrsg.): Das sozialdemokratische Jahrzehnt. Die SPD 1969-1982 (<i>Herbert Mayer</i>).....	220
Dieter Braeg (Hrsg.): „Wilder Streik – Das ist Revolution“. Der Streik der Arbeiterinnen von Pierburg in Neuss 1973 (<i>Dietmar Lange</i>).....	223
Günter Benser: Aus per Treuhand-Bescheid. Der Überlebenskampf des Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung (<i>Werner Röhr</i>).....	225
Owen Jones: Prolls. Die Dämonisierung der Arbeiterklasse (<i>Jörn Wegner</i>).....	228
Autorenverzeichnis	231
Impressum.....	232

In Heft 2013/III fehlen infolge eines technischen Versehens einige Worte auf Seite 116. Wir bitten um Entschuldigung und legen diesem Heft ein Korrekturblatt bei.

Redaktion und edition bodoni

Versklavte und Sklavereien in Spanisch-Amerika. Gedanken zur „Weltarbeiterklasse“ in globaler Perspektive

Michael Zeuske

*Einleitung: SklavInnen, Sklaverei in den Amerikas, „Weltarbeiterklasse“
und Kapitalakkumulation im atlantischen Raum*

Skaven und Sklavinnen werden seit einiger Zeit im Zusammenhang mit einer Globalgeschichte der Weltarbeiterschaft debattiert. ArbeiterInnen in der globalen Weltgeschichte gab es nicht nur in Europa, wo die Historie arbeitender Menschen eher als Geschichte „weißer Männer“ in der Moderne seit Mitte des 19. Jahrhunderts daherkam, sondern überall. Bis um 1880 handelte es sich in Masse vor allem um versklavte Menschen; noch ist nicht ganz klar, ob das heute auch so ist (es hängt davon ab, wie Sklaverei definiert wird – eine legale Definition nach „römischem Recht“ ist wenig sinnvoll).¹

Eine besonders große Anzahl aus Afrika verschleppter ArbeiterInnen im Sklavenstatus, die lange vor ihren europäischen Pendants Globalisierung und Zwangs-Mobilität erleben mussten, gab es in Iberoamerika (spanische und portugiesische Kolonien in Süd- und Mittelamerika, die heute Lateinamerika, große Teile der Karibik und Brasilien bilden). Spanien und seine Kolonien in Amerika haben sogar, neben Portugal sowie Brasi-

1 Siehe Marcel van der Linden: *Transnational Labour History. Explorations* (Studies in Labour History), Ashgate 2003; Ders.: „Eine einfache und dennoch schwer zu beantwortende Frage: Warum gab (und gibt) es Sklaverei im Kapitalismus?“, in: Mustafa Erdem Kabadayi/Tobias Reichardt: *Unfreie Arbeit. Ökonomische und kulturgeschichtliche Perspektiven* (Sklaverei – Knechtschaft – Zwangsarbeit, 3), Hildesheim-Zürich-New York 2007, S.260-279; Marcel van der Linden/Karl-Heinz Roth unter Mitarb. von Max Henninger (Hrsg.): *Über Marx hinaus. Arbeitsgeschichte und Arbeitsbegriff in der Konfrontation in den globalen Arbeitsverhältnissen des 21. Jahrhunderts*, Berlin-Hamburg 2009; Marcel van der Linden: *Workers of the World. Essays toward a Global Labor History* (Studies in global social history, 1), Leiden 2008; Donna R. Gabaccia/Dirk Hoerder (Hrsg.): *Connecting Seas and Connected Ocean Rims. Indian, Atlantic, and Pacific Oceans and China Seas Migration from the 1830s to the 1930s* (Studies in global social history, 8), Leiden 2011; Michael Zeuske: *Handbuch Geschichte der Sklaverei. Eine Globalgeschichte von den Anfängen bis heute*, Berlin-Boston 2013; Dirk Hoerder/Amarjit Kaur (Hrsg.): *Proletarian and Gendered Mass Migrations. A Global Perspective on Continuities and Discontinuities from the 19th to the 21st Centuries* (Studies in global social history, 12), Leiden 2013.

lien und seiner Quasi-Kolonie Angola (portugiesische Kolonien bis 1822 Brasilien, 1974 Angola), die zeitlich längste und räumlich ausgedehnteste Sklaverei-Geschichte mit den meisten Versklavten (von den ca. 11,5 Millionen Menschen, die die Amerikas lebend erreichten, gelangten etwa sechs bis sieben Millionen in die iberischen Kolonien Amerikas).²

In Mitteleuropa und Deutschland existierte bis vor Kurzem eine Fixierung auf Nationalgeschichte; Globalgeschichte hatte und hat es zum Teil noch schwer.³ Geht die Perspektive darüber hinaus, handelt es sich meist um Arbeiten zum angloamerikanischen Bereich oder direkt zu den USA und zum angloamerikanischen Atlantik. Deshalb will ich mich hier auf den iberischen und spanisch-amerikanischen Bereich (heute Lateinamerika) und den Atlantik (oder Atlântico Sul) konzentrieren.

Mittelalterliche Wurzeln von Globalität und Mobilität

Globalität und Mobilität gelten als die wichtigsten und dynamischsten Elemente der Moderne (meist ist damit gemeint – ab 1880). Aber die Geschichte ist älter. In allen Gesellschaften des atlantischen Beckens und in Afrika existierten vor dem 15. Jahrhundert Formen von Kin-Sklaverei (Sklaverei im Rahmen einer wie auch immer definierten Verwandtschaft/Wohngruppe), Opfer- und Kriegsgefangenen-Sklaverei; in einigen Territorien ebenfalls Anfänge intensiver Wirtschaftssklaverei und eines Fernhandels mit versklavten Menschen. Die weltweit größten Sklavenhandelsysteme mit extremen Formen von Zwangsmobilität fanden sich im 13. Jahrhundert zwischen Mongolen und Mameluken (Krim-Ägypten), am Indik und auf dem indischen Subkontinent Richtung Zentralasien und Persien und vom Sudan, der Südgrenze der Sahara, sowie in Ostafrika Richtung Norden. In allen Gesellschaften Amerikas vor 1492 fanden sich auch unterschiedlichste Sklavereitypen und -formen.⁴ In Kastilien, An-

2 Siehe Manuel Lucena Salmoral: *Los códigos negros de la América Española*, Madrid 1996; Ders.: *Regulación de la esclavitud negra en las colonias de América Española (1503-1886): Documentos para su estudio* (Monografías Humanidades, 6), Madrid-Murcia 2005; Luiz Felipe de Alencastro: *O Trato dos Videntes. Formação do Brasil no Atlântico Sul, séculos 16. e 17.*, São Paulo 2000.

3 Es gibt selbstverständlich Ausnahmen – ich erwähne nur die Arbeiten von Wolfgang Reinhard, Horst Pietschmann, Jürgen Osterhammel, Matthias Middell, Sebastian Conrad oder Dirk Hoerder.

4 Siehe Michael Zeuske: *Historiography and Research Problems of Slavery and the Slave Trade in a Global-Historical Perspective*, in: *International Review of Social History*, 57,

dalusien, Aragón und Valencia spielte Haussklaverei seit römischen und westgotischen Zeiten eine starke Rolle. Später gab es (speziell Almería, Sevilla, Denía, katalanische Levante, Balearen) Plattformen des Mittelmeerhandels mit kriegsgefangenen Männern (sakaliba) sowie mit Eunuchen. Aus dieser Perspektive war die karolingische Reichsbildung um 800 und das Reich Karls „des Großen“ in West- und Zentraleuropa eine Sklavenjäger- und -händlermonarchie, ähnlich wie Monarchiebildungen im sudanischen Westafrika und Westzentralafrika des 17. Jahrhunderts (Ghana, Mali, Songhay, Futa- und Ashante-Staaten, Dahomey, Oyo, Angola, Matamba etc.).⁵ Die Tradition des Fernhandels mit männlichen Sklaven sowie der Razziensklaverei blieb auch in der Spät- und Schlussphase der iberischen Reconquista (13.-15. Jahrhundert) in den christlichen Territorien intakt. In Südspanien waren weiterhin lokale Formen urbaner Sklaverei (vor allem Sevilla und Hafenstädte) verbreitet, zu der auch Arbeiten in der Gartenkultur sowie in der kleinen Landwirtschaft gehörten, nicht aber schon in einer „großen“ Latifundien-Landwirtschaft.⁶ Die lange Tradition der Sklaverei führte auf der iberischen Halbinsel dazu, dass auch sehr zeitig eine Rechtstradition aufkam, die unter römischem und arabisch-islamischem Einfluss auf die Integration der Haussklavinnen und Haussklaven hinauslief.⁷

2012, S.87-111; Ders.: Die Geschichte der Amistad. Sklavenhandel und Menschenmügel auf dem Atlantik im 19. Jahrhundert, Stuttgart 2012.

5 Siehe Michael McCormick: *Origins of the European Economy: Communication and Commerce, AD 300-900*, Cambridge 2001; Ders.: *New Light on the „Dark Ages“: How the Slave Trade fuelled the Carolingian Economy*, in: *Past and Present*, 177, 2002, S.17-54.

6 Siehe [Alonso] Cortés: *La esclavitud en Valencia durante el reinado de los reyes católicos (1479-1516)*, Valencia 1964; Alfonso Franco Silva: *La esclavitud en Sevilla y su tierra a fines de la edad media*, Sevilla 1979; Alessandro Stella: *Histoires d’esclaves dans la Péninsule Ibérique*, Paris 2000; Adela Fábregas García: *Del cultivo de la caña al establecimiento de las plantaciones*, in: *Região Autónoma da Madeira (Hrsg.): História e tecnologia do açúcar*, Funchal 2000, S.59-85; Dies.: *Producción y comercio de azúcar en el Mediterráneo medieval. El ejemplo del Reino de Granada*, Granada 2000.

7 Siehe William D. Phillips Jr.: *La esclavitud desde la época romana hasta los inicios del comercio transatlántico*, Madrid 1989; Ders.: *The Old World Background of Slavery in the Americas*, in: Barbara L. Solow (Hrsg.): *Slavery and the Rise of the Atlantic System*, Cambridge 1991, S.43-61; Robin Blackburn: *The Old World Background to European Colonial Slavery*, in: *William & Mary Quarterly (WMQ)*, 54, 1997, Nr. 1, S.65-102; Agustín Parise: *Slave Law and Labor Activities During the Spanish Colonial Period: A Study of the South American Region of Río de La Plata*, in: *Rutgers Law Record*, 32, 2008, Nr. 1, S.1-30 (unter www.lawrecord.com/files/Slave_law_article_Spring2008.pdf); Salmoral, Regulación; Aurelia Martín Casares/Margarita García Barranco (Koord.): *La esclavitud negroafricana en la historia de*

Zwischen 1400 und 1880 entstand auf dem Atlantik ein neues globales Sklavenhandelssystem, zunächst bis um 1640 nur von Iberern dominiert, die allerdings oft von Piraten und Korsaren angegriffen wurden. Im Gegensatz zu Portugal mit Brasilien-Angola spielte Spanien in diesem transatlantischen Sklavenhandel zwischen Westafrika und Europa (ab ca. 1440) sowie zwischen Westafrika und Amerika (seit 1493 „Iberischer Atlantik“, „Atlántico Sul“),⁸ mit einer Reihe wichtiger Ausnahmen im 15. und 16. Jahrhundert, bis um 1800 kaum eine Rolle. Das änderte sich fundamental nach 1815 (britische Abolitionspolitik), aber vor allem nachdem Spanien in der „Independencia“ (1810-1825) aller Festlandskolonien im ehemaligen Spanisch-Amerika (Süd- und Mittel- und Nordamerika) sowie Luisianas (Louisiana, 1804) und Floridas (1810-1817) verlustig gegangen war.⁹ Kuba, Puerto Rico, die Philippinen sowie Spanisch-Guinea (Fernando Poó und Río Muni/Äquatorialguinea) sowie Ifni bildeten das spanische Restimperium.¹⁰ Spanien selbst wurde zwischen 1808 und 1939 von Militärrevolten, Revolutionen, Aufständen, Bürgerkriegen und Putschen zerrissen. Die Rettung des liberalen Spanien waren die Sklaverei in Kuba und Puerto Rico und der „hidden Atlantic“ des Menschenhandels. Die isabellinische Monarchie (1834-1868) und die Monarchie überhaupt konnten sich, trotz republikanischer Versuche (1868-1874), nur noch mithilfe der Ausplünderung der Kolonien, eines massiven transatlantischen sowie karibischen Menschenschmuggels (1820-1880) und modernster Sklaven-/Plantagen-Exportwirtschaftskomplexe halten.¹¹ Diese entstanden speziell auf Kuba (Westkuba, genannt „Cuba grande“, und im Osten) sowie im Süden Puerto Ricos (1815-1850), zunächst in der Kaffee- und Zuckerwirtschaft, seit der Konstruktion der ersten Eisenbahnen Lateinamerikas 1837 vor allem in der boomenden Exportproduktion von Weißzucker. 1820 musste die spanische Krone auf Druck Großbritanniens den atlantischen

España, Alborote 2011; Aurelia Martín Casares: Historia y actualidad de la esclavitud: claves para reflexionar, in: Andrés Gutiérrez Usillos u. a. (Koord.): Laberintos de libertad. Entre la esclavitud del pasado y las nuevas formas de esclavitud del presente, México 2012, S.13-24.

8 Siehe Alencastro, O Trato dos Videntes, passim.

9 Siehe Stefan Rinke: Revolutionen in Lateinamerika. Wege in die Unabhängigkeit 1760-1830, München 2010.

10 Siehe Josep María Fradera: Colonias para después de un imperio, Barcelona 2005.

11 Siehe Christopher Schmidt-Nowara: Empire and Antislavery: Spain, Cuba, and Puerto Rico, 1833-1874, Pittsburgh 1999; Ders.: The End of Slavery and the End of Empire: Slave Emancipation in Cuba and Puerto Rico, in: Slavery & Abolition. A Journal of Slave and Post-Slave Studies, 21, 2000, Nr. 2: Special Issue: After Slavery. Emancipation and its Discontents, hrsg. von Howard Temperley, S.188-207.

Sklavenhandel offiziell verbieten. Im Geheimen ließ man ihn zu. Zwischen 1820 und 1878 bildete sich so ein völlig neuer Atlantik, ein „verborgener Atlantik“ („hidden Atlantic“) heraus, eine gigantische transkulturelle Sklavenhandels-, Akkumulations- und Jobmaschine, die vom Innern Afrikas über den Atlantik bis zu den Einsatzgebieten in den Amerikas reichte.¹²

In Afrika raubten Razzienkrieger Menschen; Kriege, Verschuldung, Luxushandel und Armeezüge führten zur „Produktion“ von Sklaven. Handelsorganisationen, Kaufleute und oft gigantische Transportkarawanen (über Land oder über Flüsse) sorgten für Transport und Verkauf der Gefangenen (*captivos, captives, cativos*) an europäische Faktoren und Kapitäne. Erst auf dem Atlantik verwandelten sich die Verschleppten in Waren (*commodities*) und „Sklaven“ nach euro-kreolischer „römischer“ Rechts-tradition. Zugleich bildeten die Körper der Verschleppten Kapital, eine Art „Weltgeld“ und Kreditgrundlage (und damit eine „verborgene“ Basis der seit dem 17. Jahrhundert entstehenden Finanzsysteme Westeuropas). Bis etwa 1830 kamen insgesamt mehr Afrikaner als Europäer in die Amerikas; um 1750 stellten Verschleppte aus dem atlantischen Afrika mehr als drei Viertel aller Migranten dar.¹³ Die transatlantische Massenverschleppung, euphemistisch „Passage“ genannt, begründete eine gigantische Akkumulation von Kapitalien auf Basis menschlicher Körper. Die Körper der Verschleppten waren in erster Linie Kapital, das durch Kommodifizierung auch zur „Ware“ wurde.¹⁴ Arbeitssklaven und -sklavinnen waren nicht nur Kapital und blieben es, sie produzierten auch selbst Mehrwert (als die Werte oder Wertäquivalente, für die sie getauscht, gekauft worden waren oder die für ihr Einfangen aufgebracht werden mussten – und das auch noch relativ schnell) und immer mehr Werte vor allem bei der Urbarmachung von Siedlungen und Land sowie auf den Plantagen (*ingenios, cafetales, vegas, haciendas*), als Bergbauskulaven, Hausskulaven, Staatsskulaven (*emancipados*), Wächter, Kutscher, Köche. Selbst als Personal des Sklavenhandels, etwa als Köche, Matrosen, Übersetzer, Schiffsjungen oder Wächter auf Sklavenschiffen, trugen sie zur Kapitalvermehrung und -erhaltung bei, ebenso Sklavinnen als Mütter von Sklavenkindern. Versklavte als Ka-

12 Siehe Zeuske, Geschichte der Amistad, passim; Ders., Handbuch.

13 Siehe David Eltis: *Slavery and Freedom in the Early Modern World*, in: Stanley L. Engerman (Hrsg.): *Terms of Labor, Slavery, Serfdom, and Free Labor*, Stanford 1999, S.25-49, hier S.28f. (Tab. I); Ders./Frank Lewis/Kenneth Sokoloff (Hrsg.): *Slavery in the development of the Americas*, Cambridge 2004.

14 Siehe Lisa A. Lindsay: *Captives as Commodities: The Transatlantic Slave Trade*, New York 2007.

pital begründeten alle anderen Formen von Kapital (vor allem Geld- und Immobilienkapital sowie in neue Technik, Technologien und Industrien investiertes Kapital). Sklaven waren in Plantagengesellschaften, aber auch in den Hinterlandsökonomien Spanisch-Amerikas und Brasiliens Grundlage für fast alle Tausch-, Finanz-, Kredit- und Rentengeschäfte.¹⁵

Neben ihrer Rolle als Kapital menschlicher Körper waren Versklavte als Arbeiterinnen und Arbeiter sowie Dienstleister die wichtigste Quelle von Produktivität. Die höchst akkumulierte Vorstellung einer „Weltarbeiterklasse“ müsste bis um ca. 1850/60 immer zuerst an Sklavinnen, Sklaven, Schuldklaven und Kulis sowie viele andere Typen von versklavter Arbeit denken, deren Hauptmerkmal nicht Rechtsnormen (obwohl es die gab, sowohl geschrieben wie auch oral), sondern massenhafte und routinemäßig ausgeübte Gewalt gegen menschliche Körper *avant la lettre* war. Auf einer gedachten Infrastruktur zwischen dem Innern Afrikas (wo Sklavinnen und Sklaven in den verschiedensten Sklavereiformen und -typen alle Arbeiten, Wachdienste, militärischen Aufgaben und Reproduktion sowie Erziehung leisteten) und den Amerikas machten Versklavte alle Arten von Arbeiten und unterlagen allen denkbaren Formen von Gewalt, Traumata und Entwürdigung.¹⁶ In den Konfliktgebieten wurden junge männliche Versklavte schnell auch Mitglieder kleiner Heere von Sklavenjägern (Razziensklaverei) und ermöglichten so erst die „Produktion“ neuer Massen von Versklavten. Sklavinnen und Sklaven bauten Nahrungsmittel an und ernteten sie, sie webten und stellten Stoffe her, arbeiteten in Bergwerken und in der Viehhaltung, bauten Häuser, Wege und Straßen und machten alle Transport- und Hafendarbeiten sowie Hausdienste (vor allem auch als Köche und Wasserträger).

Zwischen diesen, von mir etwas essenzialistisch so bezeichneten „afrikanischen“ Arbeiten (die auch Captives und Versklavte verrichteten, die in den Handelsforts und Sklavenhandelsplätzen an Europäer oder Amerikaner vertauscht oder verkauft wurden) und dem Atlantik lagen die von europäisch-amerikanischen Ärzten und Kapitänen (sowie Offizieren) vollzogenen Castings, ob die in Afrika Versklavten auch den Gesundheits- und Körperanforderungen der großen Sklavenhändler (die meist in europäischen oder amerikanischen Häfen saßen und „ehrbare“ Kaufmannsfirmen führten) entsprachen. Erst nachdem dieser von Ärzten kontrollierte Ge-

15 Siehe Jeremy Adelman: *Sovereignty and Revolution in the Iberian Atlantic*, Princeton-Oxford 2006.

16 Siehe Michael Zeuske: *Slaving: Traumata und Erinnerungen der Verschleppung*, in: *Jahrbuch für Geschichte der europäischen Expansion*, 13 (2013) (demnächst).

walt-Filter passiert war, gelangten die Verschleppten nackt auf die Schiffe des von Europäern und Amerikanern dominierten atlantischen Systems. Die Versklavten des Atlantiks waren bis um 1850 die größte Gruppe potenzieller Arbeiterinnen und Arbeiter. Die nach ihnen größte und wichtigste Gruppe von formal „freien“ Lohnarbeitern umfasste in der translokalen Meeres-Marktwirtschaft Ende des 18. Jahrhunderts allein in den an den Atlantik grenzenden Ländern Europas 300.000-400.000 Männer (Matrosen und Hilfspersonal), von denen viele auch aus den Hinterländern an den Atlantik kamen.¹⁷ Neben den Matrosen bildeten Atlantikkreolen (im Ursprung meist Nachkommen europäischer Väter und afrikanischer Mütter) eine enorm große Gruppe von Menschen, die auf dem Atlantik (meist als sprach- und kulturgewandte sowie tropenerfahrene Broker, Lotsen, Heiler, Übersetzer, Wachmannschaften, Ruderer, Kabinenboys und Schiffsjungen) und an seinen Ufern lebten. Man kann nicht sagen, welche der beiden Gruppen, Matrosen oder quasi-versklavte Atlantikkreolen (die oft auch bei Piraten und Korsaren zu finden waren), bis ca. 1850 die größere Gruppe der Weltarbeiterschaft außerhalb der Landwirtschaft bildete. Erst nach der Krise des 19. Jahrhunderts (im Zusammenhang mit den 1848er-Revolutionen) kamen die nationalen Arbeiterschaften in den sich industrialisierenden Nationen des späteren „Nordens“ überhaupt in die Nähe solcher Zahlen und Massierungen, übertroffen noch bis um 1900 von Kulis (ebenfalls immer noch eine Art Sklaverei), zwischen 1846 und 1920 ca. 2,5 Millionen mehrheitlich aus Indien und China verschleppter Menschen.¹⁸ Versklavte mussten auch auf Schiffen arbeiten, Frauen und Kinder meist als Reinigungskräfte, Dienstleister (auch sexuelle „Dienste“) und Nahrungsmittelzubereiterinnen; einige der versklavten Männer als Essenverteiler und Aufsichtskräfte sowie bei Deck- und Ladarbeiten. Nach der von Matrosen und Atlantikkreolen sowie Kolonialbehörden und Ärzten überwachten Anlandung in den Häfen Amerikas folgten der Verkauf und die Märsche zu den Käufern. Ein Teil kam als „Hausklaven“ zu den Eliten. „Hausklaverei“ – das Wort klingt unschuldig, die urbane Sklaverei bedeutete aber alle Arten von Haus-, Transport-, Träger- und Bauar-

17 Siehe Niklas Frykman: Seamen on Late Eighteen-Century European Warships, in: *International Review of Social History*, 54, 2009, S.67-93.

18 Siehe Emma Christopher/Cassandra Pybus/Marcus Rediker (Hrsg.): *Many Middle Passages. Forced Migration and the Making of the Modern World*, Berkeley u. a. 2007; Adam McKeown: *Global Migration 1846-1940*, in: *Journal of World History*, 15:2, 2004, Nr. 2, S.155-190; Ders.: *Chinese Emigration in Global Context, 1850-1940*, in: *Journal of Global History*, 5:1, 2010, S.95-124.

beiten, alles Schmutzige und Entehrende (Totengräber, Henker, Hospitale, Kloaken). Andere gelangten zu den Bergwerken, vor allem Diamanten und Gold in Minas Gerais und Ouro Preto in Brasilien sowie Gold, Smaragde und Platin im damaligen Neu-Granada (etwa heutiges Kolumbien) sowie Kupfer auf Kuba. Weitere Gruppen wurden im Fortifikations-, Hafen- und Straßenbau, ab ca. 1840 auch im Eisenbahnbau als Staatssklaven und als rurale Arbeiterinnen und Arbeiter in allen Formen der Landwirtschaft eingesetzt. Letztere hatten vor allem schwerste Routinearbeiten auf den Zucker-, Kakao-, Baumwolle-, Kaffee- und Indigoplantagen zu leisten, mussten aber auch in den Reis- und Tabakanbaugebieten, bei der Salzproduktion und bei allen Arten von Viehhaltung arbeiten. In der großen Landwirtschaft war die eigentliche Produktivität der Sklavenarbeit beheimatet. Plantagen, vor allem ihre industrialisierten Formen, wie etwa der mechanisierte und durch Eisenbahnen sowie Dampferlinien global verbundene *ingenio* (Zuckerplantage) auf Kuba, waren tropische und koloniale Industriezentren mit allen Formen intensiver, präfordistischer Arbeitsorganisation: Schichtarbeit, Tag- und Nachtarbeit, Frauen-Vollarbeit, Sozialeinrichtungen (eine Art Kindergärten) sowie „Wohnungsbau“ (*barracones*) auf den Plantagen, Kleingärten (*conucos*) für „treue“ Sklavinnen und Sklaven, intensive Seelsorge (eigene Kaplane und Friedhöfe), Krankenstationen, Pfleger und Plantagen- und Schiffsärzte. Nicht umsonst hatten die Plantagenzonen Kubas um Havanna/Matanzas die relativ höchste Medizinerdichte der Welt im 19. Jahrhundert.

Bis auf drei, vier Führungsfunktionen (Administrator, Oberaufseher/Mayoral=CEO-Manager), Arzt, Hausverwalter (*mayordomo*) und Kaplan wurden alle Aufsichts- und Spezialarbeiten (Kutscher, Viehtreiber, Handwerker, Köche, Heiler, Dienerinnen und Diener) von Sklavinnen und Sklaven ausgeführt. Selbst Zuckermeister waren oft Versklavte. Mit den Exportprodukten dieser Hochleistungsproduktion (Markenprodukte auf Kuba: Weißzucker, Zigarren, Rum, Kaffee und Leder) zahlten die Besitzer ihre Kredite und Schulden ab, realisierten Gewinne und Profite. Die Arbeiter des atlantischen Ozeans, Matrosen, Kapitäne, Offiziere, Chirurgen, Bootsleute und Atlantikkreolen, verkauften die Produkte (vor allem Tabak und Rum/Cachaça sowie Zucker oder Kakao) in Nordamerika oder Europa, um an andere Waren, Schiffe oder Kredite für den Sklavenhandel zu gelangen. Sklaven-Barracoons (gefängnisartige Groß-Baracken, die nachts verschlossen wurden), Sklavenschiffe und Sklaven-Plantagen (sowie Gefängnisse und Armeen) waren die größten und wichtigsten Struktur- und Gewaltinstitutionen der Arbeitserzwingung durch Kontrolle menschlicher

Körper.¹⁹ Außerhalb der Amerikas gab es vergleichbare Produktionszentren auf Basis von massiver Sklavenarbeit im 19. und 20. Jahrhundert nur im Sokoto-Kalifat (im Norden des heutigen Nigeria), in Ägypten, im Zulu-Sultanat und auf den Banda-Inseln (beide Indonesien), auf Sansibar/Pemba (und Kilwa), auf Madagascar und Inseln unter europäischer Kontrolle im Indik sowie in Südafrika.

All das geschah, um wieder direkt auf Spanien und seine Kolonien zurückzukommen, natürlich nicht durch einen direkten Konnex zwischen wirtschaftlichen Strukturen und Prozessen sowie politischen Formen (wie Monarchie). Der Verbindung zwischen liberalen Monarchien, Kolonie und Sklaverei sowie Sklavenschmuggel liegt die Entstehung einer transkulturellen Gruppe von Sklavenhändlern sowie Sklavenbesitzern zugrunde, die sich als extrem konservativ-christliche Gruppe im spanischen Imperium zwischen Sklavenhandelsplätzen Afrikas, Havanna/Matanzas, Cienfuegos, Madrid, Barcelona, Cádiz und Sevilla organisierte. Die mächtigsten und reichsten Repräsentanten dieser spanischen transatlantischen Oligarchie trugen spanische Hochadelstitel und waren politisch zugleich die wichtigsten Repräsentanten des hispanistischen Integritismus (einer Ideologie, die auf Erhaltung eines katholischen Imperiums und eines spanischen Kuba abhob).²⁰ Viele von ihnen übten als privilegierte Chefs großer Handelshäuser Bankfunktionen der Zucker-Plantagenwirtschaft (*refacción*) aus und übernahmen ab 1850 in der kapitalaufwendigen Modernisierung oft ganze Kaffee- und Zuckerplantagen. Nachdem auf Kuba und Puerto Rico langanhaltende antikoloniale Revolutionen ausgebrochen waren (1868-1898), transferierten sie die auf Basis menschlicher Körper geschaffenen Kapitalien, natürlich meist schon in Geld- oder anderen Wertformen, sukzessive nach Spanien (vor allem Katalonien). Banken, Dampf-

19 Siehe Michael Zeuske: *Schwarze Karibik. Sklaven, Sklavereikulturen und Emanzipation*, Zürich 2004; Ders.: *Out of the Americas: Sklavenhändler und Hidden Atlantic im 19. Jahrhundert*. Ein Forschungsprojekt am Historischen Seminar der Universität zu Köln, in: AHF Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, 2009, S.37-57 (unter: www.ahf-muenchen.de/Forschungsberichte/Jahrbuch2009/AHF_Jb2009_Zeuske.pdf); Ders.: *Mongos und Negros: Atlantische Sklavenhändler im 19. Jahrhundert und der iberische Sklavenhandel 1808/1820-1873*, in: *Periplus. Jahrbuch für außereuropäische Geschichte*, 2010 (= Christine Hatzky/Ulrike Schmieder [Hrsg.]: *Sklaverei und Postemanzipationsgesellschaften in Afrika und in der Karibik*), S.57-116; Ders.: *Cuba grande. Geschichte der Sklavinnen und Sklaven auf Kuba* (erscheint 2014).

20 Siehe Schmidt-Nowara, *Empire*; Josep M. Fradera/Ders.: *Slavery and Antislavery in Spain's Atlantic Empire (European Expansion & Global Interaction)*, 9), New York-Oxford 2010.

ferflotten, ganze Stadtviertel und Unternehmen sowie Architektur und Stadtsilhouetten (Barcelona) entstanden ebenso auf Basis dieser Kapitalien wie eine Reihe der größten Vermögen des atlantischen Raumes (Pedro Blanco, Zulueta, Tomás Terry, Marqueses de Comillas).²¹

Dieser Slaving-Komplex der spanischen und spanisch-amerikanischen Geschichte führt in der heutigen spanischen Historiografie dazu, dass Arbeiten über den Sklavenschmuggel, Sklavenhändler (die vor allem) und den *Atlántico oculto* (hidden Atlantic) des 19. Jahrhunderts mit ganz wenigen Ausnahmen²² nichtexistent sind. Forschungen über Sklaverei werden entweder dem Bereich des „Americanismo“ zugerechnet oder verbleiben auf dem Niveau von Rechtsgeschichten, die im Grunde immer wieder auf den oben genannten thomistischen Grundsatz der „milderen Sklaverei“ rekurren. Die eigentlichen „harten“ Formen der „kapitalistischen Sklaverei“ verorteten und verorten die meisten spanischsprachigen Autoren bei Engländern, Hugenotten, US-Amerikanern und Niederländern.²³ Nur in Madrid (Consejo Superior de Investigaciones Científicas/CSIC; Oberster Rat für wissenschaftliche Forschung) sowie Valencia/Castellón und Barcelona sowie partiell in Sevilla haben sich in den letzten 20 Jah-

21 Siehe Ron Ely: *Cuando reinaba su majestad el azúcar. Estudio histórico-sociológico de una tragedia latinoamericana: el monocultivo en Cuba*, Buenos Aires 1963 (Neuauf. La Habana 2001); Angel Bahamonde Magro/José G. Cayuela Fernández: *Hacer las Américas. Las élites coloniales españolas en el siglo XIX*, Madrid 1992; Martín Rodrigo y Alharilla: *Los Marqueses de Comillas 1817-1925*. Antonio y Claudio López, Madrid 2000; Ders.: *Trasvase de capitales antillanos: azúcar y transformación urbana en Barcelona en el siglo XIX*, in: Antonio Santamaría García/Consuelo Orovio Naranjo (Hrsg.): *Más allá del azúcar. Política, diversificación y prácticas económicas en Cuba, 1878-1930*, Aranjuez (Madrid) 2009, S.127-158; Ders.: *De la esclavitud al cosmopolitismo: Tomás Terry Adán y su familia*, in: Javier Laviña/Ricardo Piqueras/Cristina Mondejar (Hrsg.): *Afroamérica, espacios e identidades*, Barcelona 2013, S.93-119.

22 Siehe Arturo Arnalte: *Los últimos esclavos de Cuba. Los niños de la goleta Batans*, Madrid 2001.

23 Siehe Enriqueta Vila Vilar: *Hispanoamérica y el comercio de esclavos. Los asientos portugueses*, Sevilla 1977; Jesús María García Añoveros: *Carlos V y la abolición de la esclavitud de los indios. Causas, evolución y circunstancias*, in: *Revista de Indias*, 218, 2000, S.57-84; Ders.: *El pensamiento y los argumentos sobre la esclavitud en Europa en el siglo XVI y su aplicación a los indios americanos y a los negros africanos*, Madrid 2000; José Andrés-Gallego/Ders.: *La iglesia y la esclavitud de los negros*, Pamplona 2002; José Andrés-Gallego: *La esclavitud en la América española*, Madrid 2005; als Gegenposition: Ulrike Schmieder: *War die iberamerikanische Sklaverei mild?*, in: *Zeitschrift für Weltgeschichte (ZfW)*, 4, 2003, H. 1, S.115-132, und José Antonio Piqueras: *La esclavitud en las Españas. Un lazo transatlántico*, Madrid 2011.

ren starke Zentren sowohl der Beschäftigung mit der Sklaverei auf Kuba als auch der Analyse des Sklavenwiderstandes herausgebildet.²⁴ Im Gegensatz zur späten Entwicklung im ehemaligen Mutterland ist Kuba, das sich erst 1898 aus dem direkten Kolonialstatus befreien konnte, aber gleich unter neokolonialistischen Einfluss der USA geriet, das Land der ersten Weltgeschichts- und Kulturgeschichtsschreibung zu Sklaven und Sklaverei.²⁵ Dieser eher kulturgeschichtliche Postkolonialismus „vor dem Postkolonialismus“ sowie die eher strukturalistische Sklavereiforschung bilden die Prunkstücke der nationalen Historiografie.²⁶ Das trifft auf und über Puerto Rico ebenfalls zu. Eine der stärksten und eigenständigsten Traditionen der Sklavereiforschung findet sich in Kolumbien, während in Venezuela, dem Territorium der ersten erfolgreichen Plantagengesellschaften Spanisch-Amerikas, Sklavereiforschung im Wesentlichen dem Bereich der Anthropologie zugerechnet und in der nationalistischen Historiografie eher als Marginalie angesehen wird. Ähnliches gilt für die anderen Nationalhistoriografien Lateinamerikas.²⁷

Iberische Anfänge der atlantischen Sklaverei

Unter welthistorischem Aspekt waren atlantische Sklaverei und Atlantisierung (Gesamtkomplex der Kapitalakkumulation im Raum des Atlantik)

24 Siehe Javier Laviña/José Luis Ruiz-Peinado: *Resistencias esclavas en las Américas*, Aranjuez (Madrid) 2006.

25 Siehe José Antonio Saco: *Historia de la esclavitud desde los tiempos más remotos hasta nuestros días*, 3 Bde., Bde. I und II, Paris 1875, Bd. III, Barcelona 1877/78; Fernando Ortiz: *Los negros brujos* (apuntes para un estudio de etnología criminal). Carta prólogo del Dr. C. Lombroso, Madrid 1906 (partiell umgeschriebene Neuauflage); Ders.: *Hampa afro-cubana: Los negros esclavos. Estudio sociológico y de derecho público*, La Habana: 1916 (Neuaufgabe als: *Los negros esclavos*, La Habana 1975).

26 Siehe Manuel Moreno Fraginals: *El Ingenio. Complejo económico social cubano del azúcar*, 3 Bde., La Habana 1978 (Nachdruck: Moreno Fraginals: *El Ingenio. Complejo económico social cubano del azúcar. Prefacio de Pedraza Moreno, Teresita. Prólogo de Fontana*, Joseph, Barcelona 2001).

27 Siehe Miguel Acosta Saignes: *Vida de los esclavos negros en Venezuela*, Valencia (Venezuela) ³1984 (1. Aufl. Caracas 1967); Rafael Antonio Díaz Díaz: *Historiografía de la esclavitud negra en América Latina: temas y problemas generales*, in: *América Negra*, 1994, Nr. 8, S.11-29; Angelina Pollak-Eltz: *La esclavitud en Venezuela: un estudio histórico-cultural*, Caracas 2000; Michael Zeuske: *Forschungstraditionen und nationale Historiographien*, in: Ders.: *Sklaven und Sklaverei in den Welten des Atlantiks, 1400-1940. Umrisse, Anfänge, Akteure, Vergleichsfelder und Bibliografien* (Sklaverei und Postemanzipation, hrsg. v. Michael Zeuske, 1), Münster-Hamburg-London 2006, S.9-20.

etwas Neues. Die Grundelemente, die sie auf ihrem Höhepunkt zwischen 1600 und 1888 kennzeichneten, *engenbos* (Plantagen), Flotten von Schiffen und rurale Massensklaverei, massive Zulieferung verschleppter menschlicher Körper durch Kaufleute und Kapitäne sowie ein Riesenheer an Hilfspersonal, entstanden im Zuge der iberischen Atlantikexpansion mithilfe von afrikanisch-iberischen Allianzen entlang der Küsten Westafrikas. Das Ganze begann sehr punktuell. Zwischen 1490 und 1530 mussten sich die Portugiesen auf die Kapverden und auf São Tomé konzentrieren.²⁸

Mit dem seit dem 13. Jahrhundert nach „römischem“ Recht redefinierten Sklavereikonzept hatten vor allem iberische und italienische Kapitäne unter Ausnutzung antiker geografischer Kenntnisse (Ptolemäus 1406, Strabo um 1470) am Ende des 14. Jahrhunderts begonnen, die *mar pequeña*, den Meeresraum zwischen Südportugal und Nordwestmarokko, zu erkunden und ihre Expeditionen räumlich auszudehnen. Ihre Ziele waren Gold und Luxuswaren, vor allem Gewürze. Erst um 1460 entstand daraus so etwas wie ein „Projekt der Umrundung Afrikas“, verbunden mit einer Finanzierung durch Kriegsgefangenen-Handel. Überall im circumatlantischen Raum trafen die Iberer auf unterschiedlichste Typen und Formen von Sklavereien. Kurzfristige Finanzierung, Privatgeschäfte und Auffüllung der Mannschaften sowie Entführung von jungen Männern, die zu Dolmetschern (*lenguas*) ausgebildet wurden, waren traditionelle Elemente von Razzienkriegführung und Kidnapping. Kastilien wurde durch den Vertrag von Alcaçovas (1469) von den Küsten des subsaharischen Afrikas abgehalten, bekam aber die Kanaren zugesprochen. Die Kapitäne betrieben dort seit 1477 zunächst eine intensive Razzien-Sklavenjagd auf Guanachen, die Ureinwohner der Kanarischen Inseln. Kriegsgefangene Guanachen kamen nach Sevilla und in andere Hafenstädte. Die Portugiesen mussten Razzien auf subsaharische Küsten schon 1460 wegen des massiven afrikanischen Widerstandes (Kriegskanus; komplizierte Küsten) aufgeben; die Kanaren waren 1495 erobert. Seitdem bekamen iberische Kapitäne in Afrika vor allem „cativos“ (Kriegsgefangene in afrikanischen Kriegen, bei denen sich Iberer auf einer Seite beteiligten) angeboten. Die südiberischen Hafenstädte, vor allem Lissabon und Sevilla, füllten sich mit schwarzen Sklaven (*negros*).²⁹ Von dort kamen seit den Kolumbus-

28 Siehe Fábregas García, *Del cultivo*; Alencastro, *O Trato dos Videntes*; Zeuske, *Forschungstraditionen*.

29 Siehe Manuel Lobo Cabrera: *La esclavitud en las Canarias orientales en el siglo XVI: Negros, Moros, y Moriscos*, prólogo Antonio de Bethencourt Massieu, Santa Cruz de Tenerife 1982; Barry Cunliffe: *Facing the Ocean: The Atlantic and Its Peoples, 8000 BC-AD 1500*,

fahrten und seit Beginn der Conquista von La Española (heute Haiti/Dominikanische Republik) christianisierte schwarze Sklaven nach Amerika, die ersten wohl schon vor der ersten schriftlichen Erwähnung 1502. Mehr aber noch füllten sich die einzigen von den Portugiesen an den westafrikanischen Küsten wirklich dominierten Insel-Territorien mit schwarzen *Cativos*, die kapverdische Insel Santiago (Ribeira Grande) und São Tomé. Theoretisch war der Massenhandel mit *Cativos* ein königliches Monopol, stand aber bald auch unter Kontrolle von „lançados“, iberischen Männern und Monopolbrechern, die in afrikanische Sozialverbände einheirateten. Ihre Nachkommen wurden zu *tangomãos* – mehrsprachigen Kulturbrokern, die auf ihre „mulattische“ Herkunft stolz waren, sich aber oft nach den Kulturen ihrer (afrikanischen) Mütter und Verwandten orientierten. Aus ihren Reihen stammten die ersten Atlantikkreolen. Seit ca. 1500 begannen sie, den Sklavenschmuggel in die Karibik zu organisieren.

Für Kolumbus und die ersten andalusischen Kapitäne, die den Atlantik in Ost-West-Richtung querten, wurden im Gegensatz zu den portugiesischen Iberern in Westafrika (die sich auf Kapverden und São Tomé stützten), die Kanaren die eigentlichen Ausgangspunkte. In der Karibik fand Kolumbus ein neues „Inselmeer“ (*mar de islas*)³⁰; er verhielt sich dort als Sklavenjäger und -händler in „kanarischer Tradition“, hob aber auch auf seine westafrikanischen Erfahrungen ab (er hatte El Mina im heutigen Ghana besucht).³¹ Eigentlich bestand die Sklaverei-Konzeption von Kolumbus, den ersten Kapitänen und Siedlern darin, in der Karibik ein „Guinea à la São Tomé“ mit *Indios* als *Cativos* zu schaffen. Mit Kolumbus begann 1494 die massive und direkte Versklavung indianischer Völker, die in den Zentren Spanisch-Amerikas erst um 1550 unter Kontrolle gebracht

Oxford 2001; Felipe Fernández-Armesto: *The Canaries after Conquest: The Making of a Colonial Society in the Early Sixteenth Century*, Oxford 1982; Ders.: *Before Columbus: Exploration and Colonisation from the Mediterranean to the Atlantic, 1229-1492*, Hong Kong 1987; Iván Armenteros Martínez: *Cataluña en la era de las navegaciones. La participación catalana en la primera economía atlántica (c.1470-1540)*, Barcelona 2012.

30 Siehe Christoph Kolumbus: *Schiffstagebuch*, Leipzig 2001.

31 Siehe ebenda; Consuelo Varela: *Colón y los florentinos*, Madrid 1988, S.44-68; Alberto Vieira: *Sugar Islands. The Sugar Economy of Madeira and the Canaries, 1450-1650*, in: Stuart B. Schwartz (Hrsg.): *Tropical Babylons: Sugar and the Making of the Atlantic World, 1450-1680*, Chapel Hill 2004, S.42-84; Ders.: *Canaviais e Açúcar no Espaço Insular Atlântico*, in: Centro de Estudos de História do Atlântico (Hrsg.): *O Açúcar Antes e Depois de Colombo Seminário Internacional de História do Açúcar*, Funchal 2009 (CD-Rom), S.14-40; Ders.: *Una compañía comercial*, in: Cristóbal Colón Varela: *Retrato de un hombre*, Madrid 1992, S.126-129.

werden konnten. Die Krone versuchte immer wieder die direkte Indio-Sklaverei zu unterbinden, entweder durch Verbote oder durch Umwandlung des „repartimiento“ von Kriegsgefangenen (im Anfang „Verteilung“ von Indios und Indias, die die jeweilige lokale Conquista überlebt hatten) in staatlich kontrollierte Formen der Zwangsarbeit (encomienda, rotierende Formen der Zwangsaushebung wie mita im Silberbergbau). Sie ließ mit der Definition des „caribe“ („menschenfressender, widerständiger Indio“) allerdings eine Hintertür für die direkte Indiosklaverei offen, ebenso wie mit der Tolerierung adaptierter Formen indianischer Haussklaverei (wie naboría), die in den Peripherien als Razziensklaverei (entradas) und Haussklaverei bis in das 19. und 20. Jahrhundert überlebten. Die Karibik entvölkerte sich.

Es ist ein Entschuldigungstopos, im Grunde immer wieder nur die sogenannte „demografische Katastrophe“ anzuführen (damit ist der Bevölkerungszusammenbruch der Amerikas von geschätzt 65 Millionen 1492 auf ca. fünf Millionen 1550 gemeint). Die Karibik entvölkerte sich auch und gerade wegen massiver Sklavenjagden und des Versuchs, massiven Sklavenhandel von „Indios“ à la Kolumbus zu etablieren.³² Die Wiederbesiedlung der Karibik und der flachen Küsten der tropischen und subtropischen Amerikas geschah durch massiven Handel mit Verschleppten aus Afrika, sodass Alexander von Humboldt um 1825 von rund 83 Prozent Bevölkerung der Karibik sprechen konnte, die aus Schwarzen und ihren Nachkommen bestand.³³

Das imperiale Spanien und der 1. Iberische Atlantik (1520-1650)

Bis um 1550 transportierten Schmuggler und portugiesische Schiffe vor allem Cativos zwischen afrikanischen Küstenplätzen über die Zwischenstationen der von Iberern kontrollierten Inseln (vor allem Kapverden und

32 Siehe Esteban Mira Caballos: *El indio antillano: repartimiento, encomienda y esclavitud* (1492-1542), Sevilla 1997; Ders.: *El proyecto esclavista de Cristóbal Colón*, in: Ders.: *Indios y mestizos americanos en la España del siglo XVI*, prólogo de Domínguez Ortiz, Antonio, Frankfurt/Main-Madrid 2000, S.46-48; Ders.: *Las Antillas Mayores 1492-1550* (Ensayos y documentos), Madrid-Frankfurt/Main 2000; Ders.: *Nicolás de Ovando y los orígenes del sistema colonial español, 1502-1509*, Santo Domingo (República Dominicana) 2000.

33 Siehe Zeuske, *Sklaven und Sklaverei*, S.313; Ders.: *Humboldt, esclavitud, autonomismo y emancipación en las Américas, 1791-1825*, in: Mariano Cuesta Domingo/Sandra Rebok (Koord.): *Alexander von Humboldt. Estancia en España y viaje americano*, Madrid 2008, S.257-277.

São Tomé, aber auch Kanaren und Madeira); nur rund 43.000 gelangten nach Südwesteuropa. Seit ca. 1500 hatte aufgrund der Goldfunde in der Karibik die Nachfrage nach afrikanischen Sklaven auf der anderen Seite des Atlantiks eingesetzt, verstärkt durch die Ausrottung der indianischen Arawak-Bevölkerung, die um 1510 deutlich wurde. Kapitäne, Atlantikkreolen und Sklavenhändler schmuggelten aber auch schon direkt zwischen Afrika und Santo Domingo. Der Schmuggel muss so stark gewesen sein, dass beide iberischen Kronen zwischen 1520 und 1530 den direkten Menschenhandel zwischen Afrika und Amerika zwar erlaubten, diesen Handel aber zugleich in Form von „licencias“ (Monopollicenzen; die Papiere durften allerdings weitergegeben werden) und später „asientos“ (eine Art Monopolvertrag zwischen spanischer Krone und Kaufleuten, Gruppen oder Staaten) zu monopolisieren versuchten.

Eine erste Plantagenwirtschaft mit schwarzen Sklaven entstand im Westen von Santo Domingo, bei Azua (1520-1570).³⁴ Der offizielle Handel wurde in unterschiedlichen bürokratischen, immer aber schriftlich nachweisbaren Formen organisiert (licencias 1533-1595, zentralisierte asientos 1595-1763, später auch Monopolkompanien), was den Schmuggel zwar begrenzte, aber nicht zum Versiegen brachte – ganz im Gegenteil.³⁵ Bis 1650 gelangten auf diese Weise etwas mehr als 250.000 afrikanische Sklaven als Zwangsarbeiter in die spanischen Kolonialterritorien, vor allem nach Lima (urbane Sklaverei, auch Landwirtschaft), Potosí (Haussklaverei) und Mexico (anfänglich in Silberbergbau und Zuckerwirtschaft) sowie in die Hafenstädte des erlaubten Handels (Cartagena-Portobello-Panamá-Guayaquil-El Callao, Veracruz und ab 1580 Buenos Aires), aber auch in andere Städte und in Gebiete des Goldbergbaus (vor allem Neu-Granada). Allein nach Cartagena, dem amerikanischen Sklavenhaupthafen, wurden in der Zeit der Kronunion zwischen Spanien und Portugal von 1595 bis 1640 135.000 afrikanische Sklaven verschleppt, nach Veracruz 70.000, nach Havanna, Santo Domingo und Puerto Rico 19.644 und durch die spanisch-

34 Alejandro de la Fuente: Sugar and Slavery in Early Colonial Cuba, in: Schwartz (Hrsg.), *Tropical Babels*, S.115-157.

35 Siehe Vila Vilar, *Hispanoamérica*, S.167; Nikolaus Böttcher: Schmuggel, in: Ders.: *Aufstieg und Fall eines atlantischen Handelsimperiums. Portugiesische Kaufleute und Sklavenhändler in Cartagena de Indias von 1580 bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts*, Frankfurt/Main 1995, S.154-167; Rafael M. Pérez García/Manuel F. Fernández Chaves: *Sevilla y la trata negrera atlántica: envíos de esclavos desde Cabo Verde a la América española, 1569-1579*, in: Luis C. Álvarez Santaló (Koord.): *Estudios de Historia Moderna en Homenaje al profesor Antonio García-Baquero*, Sevilla 2009, S.597-622.

amerikanische „Hintertür“ von Buenos Aires 44.000, die meisten der letzteren kamen nach Peru.³⁶ Zwischen 1580 und 1620 erlangten „Portugiesen“ (Neuchristen, Sepharden, Atlantikkreolen) starken Einfluss, den sie zum direkten Tausch afrikanischer Sklaven gegen Edelmetalle in und um Cartagena de Indias ausnutzten. 1610 wurde deshalb ein Inquisitionsgericht in Cartagena etabliert, um *judaizantes* zu vernichten (etwa rückfällige Neuchristen, die verdächtigt wurden, heimliche Juden zu sein).³⁷

Die Sklaven stammten zunächst vor allem aus Senegambien sowie seit 1570 mehrheitlich aus Luanda (Ndongo/Angola) und dem Kongoreich. Sie kamen aber nie direkt, sondern immer über die Kapverden oder São Tomé, wo sich erste Formen von Kreolsprachen sowie atlantikkreolischer Kultur herausbildeten. Auch in der Karibik entstanden schnell transkulturelle Lebensformen, als geflohene schwarze Sklaven sich mit widerständigen Indios verbündeten.³⁸ Cimarrones (geflohene Sklaven; engl. Maroons),³⁹ cimarronaje (Sklavenflucht) und Ansiedlungen gefloher Sklaven (palenques, cumbes, rochelas; unter westzentralafrikanischem Einfluss auch mocambos und quilombos) bildeten Elemente kreolischer Lebensweise in der Karibik⁴⁰ und begründeten die allgemeine Tendenz zur Transkulturation.

Auf den extrem langen Transportlinien zwischen westafrikanischen Inseln und den Sklavenhäfen Spanisch-Amerikas etablierten sich durch

36 Siehe Vila Vilar, *Hispanoamérica*, S.226; Frederick P. Bowser: *The African Slave in Colonial Peru*, Stanford 1972; António Mendes: *The Foundations of the System: A Reassessment of the Slave Trade to the Spanish Americas in the Sixteenth and Seventeenth Centuries*, in: Richardson Eltis (Hrsg.): *Extending the Frontiers: Essays on the New Transatlantic Slave Trade Database*, New Haven 2008, S.63-94; Linda A. Newson/Susie Minchin (Hrsg.): *From Capture to Sale. The Portuguese slave trade to Spanish America in the early seventeenth century*, Leiden 2007.

37 Siehe Nikolaus Böttcher: *Das Inquisitionstribunal von Cartagena de Indias: Duldung und Verfolgung von portugiesischen Neuchristen zwischen 1610 und 1650*, in: Ders., *Aufstieg*, S.108-139.

38 Siehe Jane G. Landers: *Cimarrón Ethnicity and Cultural Adaptation in the Spanish Domains of the Circum-Caribbean, 1503-1763*, in: Paul E. Lovejoy (Hrsg.): *Identity in the Shadow of Slavery*, London-New York 2000, S.30-54.

39 Siehe José Juan Arrom: *Mitología y artes prehispánicas de la Antillas, México* 1975; Ders.: *Para la historia de las voces conuco y guajiro*, in: Ders.: *Estudios de lexicología antillana*, La Habana 1980, S.47-62; Ders./Manuel A. García Arévalo: *Cimarrón*, Santo Domingo (República Dominicana) 1986.

40 Siehe Jane G. Landers: *Africans in Spanish Colonies*, in: *Historical Archaeology*, 31, 1997, Nr. 1, S.84-91; Dies., *Cimarrón Ethnicity*, S.30-54.

Schmuggel und direkten Tausch gegen nachgefragte Produkte wie Kakao und Brasilholz (pau brasil) Sklavereienklaven, vor allem Pernambuco, Bahia, seit ca. 1570 São Salvador de Bahia und in den Küstentälern des heutigen Venezuela seit ca. 1600, wo vor allem Kakao produziert wurde. Auf diese Enklaven, besonders Pernambuco, führten Niederländer seit 1620 massive Angriffe und siedelten sich 1630 bis 1654 in Pernambuco an, wo sie portugiesischen Sklavenhandel (auch Häfen in Afrika wie El Mina, zeitweilig auch São Tomé und Luanda) sowie lokale Sklavereiwirtschaften übernahmen.⁴¹

Für die spanischen Siedler in der neuen Welt, die Elitestatus beanspruchten, war es immer ein wichtiges Kriterium, inwieweit die Krone und lokale Behörden ihnen den Zugang zur Atlantisierung (Akkumulation durch atlantischen Sklavenhandel) gestatteten. Wenn der Monopolanspruch der Krone hart umgesetzt wurde, griffen sie immer auf Schmuggel, auch von Sklaven, zurück. Das wiederum bedrohte die Integrität spanisch-amerikanischer Territorien, sodass die Krone sich in Zentralzonen des Schmuggels (vor allem Ostkuba und West-Española) gezwungen fühlte, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben und um 1600 Aus- sowie Umsiedlungen (devastaciones) anordnete. Das wiederum führte zum Einsickern von Atlantikkreolen, geflohenen Sklaven, Indios, Bukaniern, Flibustiern und schließlich – im Falle des Westteils von Santo Domingo – überwiegend von französischsprachigen Korsaren und Piraten. Ähnliches geschah auf den von Spaniern als „unnütz“ bezeichneten Inseln der kleinen Antillen und Jamaika.⁴² Einige Inseln wurden zu unsinkbaren Plattformen des Schmuggels und Sklavenhandels in die spanische Karibik und in die Festlandskolonien (z. B. Curaçao/Niederlande 1634 und Sankt Thomas/Dänemark 1666), andere wurden Produktionsplattformen für nachgefragte tropische Exportprodukte (cash crops), vor allem Tabak und Zucker (Barbados, Jamaika, Martinique und Guadeloupe, später vor allem Saint-Domingue). Sie wurden zu Ausgangspunkten nordwesteuropäischer Kolonialreiche, auch weil sie mit Festlandsenklaven in Südamerika (Guayana, Surinam, Cayenne, Atlantikseite Mittelamerikas) und Nordamerika (Virginia 1608, Louisiana 1690) verbunden wurden.

41 Siehe Luiz Felipe de Alencastro: Johann Moritz und der Sklavenhandel, in: Gerhard Brunn/Cornelius Neutsch (Hrsg.): Sein Feld war die Welt. Johann Moritz von Nassau-Siegen (1604–1679). Von Siegen über die Niederlande nach Brasilien und Brandenburg, Münster u. a. 2008, S.123–144.

42 Siehe Robert L. Paquette/Stanley Engerman (Hrsg.): The Lesser Antilles in the Age of European Expansion, Gainesville 1996.

Bis 1580 ging die Masse der Sklaven nach Spanisch-Amerika, dann übernahm Brasilien 1600 bis 1670 die Spitze.⁴³

Das bourbonische Spanien, der Atlantico Sul (Portugal-Brasilien) sowie der Anglo-Atlantik (1650-1789/1808)

Seit etwa 1650 kam es zu einer großflächigen Umstrukturierung des Sklaverei-Atlantiks. Portugal hatte sich von Spanien gelöst (1640) und ging eine langfristige Allianz mit England ein, die sich vor allem gegen Kastilien richtete. Der Sieg der Angolaner sowie Portugiesen/Brasilianer in der Schlacht von Mbwila im Südkongo (1665) bereitete dem zentralisierten Kongoreich in Westzentralafrika ein Ende⁴⁴ und sicherte den Portugiesen die Kontrolle über Ndongo/Angola sowie seine drei Sklavenexportregionen (Norte, Luanda und Benguela) mit den Häfen Cabinda, Ambriz, Luanda und Benguela und deren Anbindungen an „Sklaven-Produktionsregionen“ im Hinterland Angolas (Matamba, Kasanje und Lunda).⁴⁵ Der portugiesisch-brasilianisch-angolanische Südatlantik formierte sich. Die im Zuge der Sklavenjägerzüge der Bandeirantes (Razzienkrieger-Banden) entdeckten Gold- und Diamanten-Lagerstätten (vor allem Minas Gerais, Ouro Preto) wurden zum Zentrum eines Sklavenhandels- und Sklavereimperiums im Südatlantik, flankiert von ruralen Sklavereien im Nordosten (Bahia, Recife, Pernambuco), urbanen Sklavereien von Schwarzen in Rio sowie gemischten Sklavereien in anderen Regionen.

Spanien war zwischen 1650 und 1808 stärker auf den Anglo-Atlantik orientiert, der sich mit dem Vordringen von Niederländern, Engländern und Franzosen in die Karibik sowie vor allem an der Gold- und Sklavenküste sowie der Calabar-Küste (heutiges Südost-Nigeria) formierte. Im Spa-

43 Siehe Herbert S. Klein: *The Slave Trade to 1650*, in: Schwartz (Hrsg.), *Tropical Babylons*, S.201-236; Jeremy Adelman: *The Slave Hinterlands of South America*, in: Ders.: *Sovereignty*, S.58-64; Michael Zeuske: *Unfreiheit abhängiger Landbevölkerung im atlantischen Raum und in den Amerikas, 15. bis 18. Jahrhundert – Prolegomena, Typologien der Anfänge, Bedingungen und lange Linien*, in: Elisabeth Hermann-Otto (Hrsg.): *Unfreie und abhängige Landbevölkerung*, Hildesheim-Zürich-New York 2008, S.71-157; Herbert S. Klein/Francisco Vidal Luna: *Slavery in Brazil*, Cambridge 2010.

44 Siehe John K. Thornton: *The art of war in Angola, 1575-1680*, in: *Comparative Studies in Society and History*, 30, 1988, Nr. 2, S.360-378; Ders.: *Africa and the Africans in the Making of the Atlantic World, 1400-1880*, Cambridge 1998; Ders.: *Warfare in Atlantic Africa 1500-1800*, London 1999.

45 Siehe Roquinaldo Ferreira: *Cross-Cultural Exchange in the Atlantic World. Angola and Brazil during the Era of Slave Trade*, Cambridge 2012.

nischen Erbfolgekrieg 1700 bis 1714 hatte das bourbonische Spanien den Asiento zur Sklavenversorgung seiner „überseeischen Königreiche“, die zugleich Kolonien waren, zunächst an das bourbonische Frankreich vergeben. Mit dem Friedensvertrag von Utrecht (1713) kam der Asiento de negros für 30 Jahre an Großbritannien. Der Asiento ging einher mit massivem Sklavenschmuggel und war oft unterbrochen, am längsten in der „Guerra de Asiento“ (1739-1748). 1750 wurde der Asiento im Vertrag von Madrid aufgelöst und einerseits an Spanier (1765 an das Handelshaus Aguirre, Arístegui y Compañía, die 1772/73-1779 als Compañía Gaditana del Asiento fungierte und oft Sklaven von Briten oder Franzosen kaufte) vergeben. Andererseits hatten spanische Monopolkompanien (wie die Compañía Guipuzcoana seit 1728 oder die Compañía de la Habana seit 1740) bereits Rechte auf Sklavenhandel und Lizenzen erhalten.

Vollsklaven mussten nach spanischem Recht ein bestimmtes Körpermaß und Alter haben. Männer zwischen 16 und 30 Jahren, die diese Kriterien erfüllten, galten als *pieza de Indias* (etwa: „Indien-Stücke“) und erzielten hohe Preise; Frauen und ältere Männer, Kinder und Halbwüchsige sowie ihre Preise wurden daran gemessen.⁴⁶ Sklaven sollten bereits getauft sein, möglichst in Afrika, und erhielten bis 1789 meist zwei Brandzeichen, eines vom Sklavenhändler, eines von Kolonialbeamten bei Ankunft. 1789 erklärte die Krone den Sklavenhandel für alle Spanier zum Freihandel. Zwischen 1808 und 1810 fuhren Sklavenschiffe meist von Kuba aus unter „neutraler“ amerikanischer Flagge.

Seit den Zeiten der bourbonischen Reformen hatte Spanien auch versucht, den Rechtsrahmen für die entstehende Massensklaverei afrikanischer Arbeitskräfte zu vereinheitlichen. Zunächst wurde für die Karibik der „Código Negro Carolino“ erarbeitet (1784), der im Grunde als Testfall für die Entwicklung des spanischen Santo Domingo gedacht war. Seit 1789 zirkulierte ein neuer Kodex, kurz als „Código Negro Español“ bezeichnet, der für alle spanischen Überseegebiete gelten und die Prinzipien der Aufklärung mit der von Staat und Unternehmern gewünschten massiven Ausweitung des atlantischen Sklavenhandels und der Massen-

46 Fernando Ortiz gibt eine Arbeitsdefinition des Idealtyps „pieza de Indias“: „El esclavo tipo era el varón o hembra de quince a treinta años, sano, bien conformado y con la dentadura completa, el cual recibía el nombre de pieza de Indias“ [Der typische Sklave war der Mann oder die Frau von 15 bis 30 Jahren, gesund, gut gebaut und mit komplettem Gebiss, der den Namen Pieza de Indias bekam], siehe: Ortiz, *Los negros esclavos*, 1975, S.133; siehe auch: Ders.: *Clasificación de los esclavos*. „Bozales“ y „Ladinos“. „Piezas de Indias“, „Muleques“ y „Mulecones“. *Negros de „Nación“*, in: ebenda, S.168f.

sklaverei vereinigen sollte. Er trat aber wegen Protesten der Sklavenbesitzer und wegen der Sklavenrevolution auf Saint-Domingue 1791 bis 1803 nie in Kraft.⁴⁷

Sklavereien im Spanischen Amerika

Sklavinnen und Sklaven machten in den kolonialen Amerikas alle Arbeiten. Im spanischen Amerika waren Sklaverei und interner Sklavenhandel bereits um 1650 weit verbreitet, auch und gerade in Territorien und Städten im Innern Südamerikas und auf den Antillen – es gab millionenfachen Kauf und Verkauf von Sklaven, Hypotheken- und Kreditgeschäfte, bei denen Sklaven Sicherheiten darstellten, sowie urbane Sklavereien. Sklavereien Schwarzer im Haus-, Dienstleistungs-, Handwerks- und Transportsektor sowie im Bauwesen und im Bergbau waren Schlüsselemente von Wirtschaft und Gesellschaft. In den Peripherien überlebten direkte Formen der Indiosklaverei. Jeremy Adelman hat für den Gesamtkomplex der Sklavereien im spanischen Amerika den glücklichen Begriff „Hinterlandssklavereien“⁴⁸ geprägt und gezeigt, dass die Auseinandersetzung zwischen Sklavenhandels-Monopol und „Freihandel“ (Kapitalakkumulation, Atlantisierung) zu einer wichtigen Ursache für die Rebellionen der spanisch-amerikanischen Eliten, d. h. die in den Amerikas, gegen die imperialen Eliten in Spanien um 1808/10 wurde.

Massen schwarzer und anderer Sklaven sammelten sich in den großen Städten, vor allem in den Häfen von Havanna, Veracruz, Acapulco, Cartagena/Panamá, Caracas/La Guaira, Buenos Aires, Montevideo⁴⁹ sowie in den Bergwerkssklavereien der Regionen des Gold-, Silber- und Kupferbergbaus (Minas Gerais, Neu-Granada/Chocó, Neu-Spanien, El Cobre/Kuba).

Erste große rurale Sklavereien im kontinentalen Spanischen Amerika entstanden im Kakao- und im Tabakanbau in Venezuela sowie in der Land-

47 Siehe Richard Konetzke: Colección de Documentos para la Historia de la Formación Social de Hispanoamérica, 1493-1810, 3 vols. in 5 Bden., Madrid 1958-1962, Bd. III, S.643-652 (Dok. Nr. 308); Real Cédula sobre educación, trato y ocupaciones de los esclavos (auch: Reglamento para la educación, trato y ocupaciones de los esclavos), Aranjuez, 31 de mayo de 1789, in: Lucena Salmoral, Los códigos negros, S.279-284 (Apéndice núm. 4).

48 Siehe Adelman, *The Slave Hinterlands*.

49 Siehe Carmen Bernand: *Negros esclavos y libres en las ciudades hispanoamericanas*, Madrid 2001; Maria del Carmen Barcia Zequeira: *La otra familia. Parientes, redes y descendencia de los esclavos en Cuba (Ensayo Histórico-Social)*, La Habana 2003.

wirtschaft und im Weinbau der peruanischen Pazifikküste. Auf den Antillen war die Tradition der ruralen Sklaverei seit dem 16. Jahrhundert nie ganz abgerissen, vor allem auf Kuba. Allerdings kam es zu neuem Aufschwung erst durch Adaption neuer Techniken, Eigentumsformen, Technologien und Organisationsformen aus der englischen sowie französischen Karibik. Einige Versuche, Plantagenkolonien zu etablieren, scheiterten an indianischem Widerstand, wegen des Klimas oder aufgrund imperialer Konflikte (wie in Florida oder Luisiana unter spanischer Herrschaft 1763-1804/1819). Alle diese ruralen Sklavereien zeichneten sich in spatialer Hinsicht dadurch aus, dass es sich bis um 1800 noch um punktuelle Enklaven- und Insellösungen handelte.

Insgesamt gingen von den rund elf Millionen zwischen 1500 und 1878 lebend in Amerika angelangten Sklavinnen und Sklaven rund vier Millionen nach Brasilien, 2,5 Millionen nach Spanisch-Amerika, zwei Millionen in die britische Karibik (davon 400.000 ins britische Nordamerika und die USA), 1,6 Millionen nach Französisch-Westindien (inkl. Cayenne) sowie eine halbe Million nach Niederländisch-Westindien (inkl. Suriname) und 28.000 in dänische Kolonien.⁵⁰ Etwa die Hälfte von ihnen allen arbeitete auf Zuckerplantagen (bis 1800 vor allem in Brasilien, Englisch- und Französisch-Karibik; nach 1800 ca. 500.000 in der Spanischen Karibik). Jeweils zwei Millionen waren auf Kaffeeplantagen, in der Haus- und Transportsklaverei (sowie als Wächter) tätig. Eine Million Sklaven schufteten in Bergwerken (vor allem Brasilien und Neu-Granada/Kolumbien), eine halbe Million auf Baumwollfeldern sowie je 250.000 auf Kakaoplantagen (vor allem Venezuela) und auf dem Bau.⁵¹ Für die Territorien heutiger Staaten auf dem Gebiet des ehemaligen Spanisch-Amerika kommen Schätzungen auf folgende offizielle Zahlen von Sklaven aus Afrika: Mexiko 200.000, Kuba 780.000, Puerto Rico 77.000, Santo Domingo (Dominikanische Republik) 30.000, Zentralamerika 21.000, Ecuador, Panama und Kolumbien 200.000, Venezuela 121.000, Peru 95.000, Bolivien und Río de la Plata (heute Argentinien, Paraguay und Uruguay) 100.000 sowie Chile 6.000.⁵² Andere Schätzungen, die auch den Schmuggel vor allem im 19. Jahrhundert einbeziehen, kommen auf viel höhere Zahlen.

50 Siehe Hugh Thomas: *The Slave Trade. The History of the Atlantic Slave Trade: 1440-1870*, London-Basingstoke 1997, S.806 (Appendix Three: Estimated Statistics, S.805f.).

51 Siehe ebenda, S.805 (Appendix Three: Estimated Statistics, S.805f.).

52 Siehe Andrés-Gallego, *La esclavitud, passim*; José C. Moya: *Migración africana y formación social en las Américas, 1500-2000*, in: *Revista de Indias*, LXXII, Nr. 255, 2012, S.321-348.

In den Unabhängigkeitsbewegungen in den Spanischen Amerikas (1810-1830) wurde in den meisten Territorien gleich zu Beginn der atlantische Sklavenhandel verboten, nicht aber die Sklaverei. Oft wurden später, wie im Falle Simón Bolívars 1816, lokale Abolitionen der Sklaverei aus militärischen Gründen (alle waffenfähigen Männer dienen in der Armee) dekretiert. Im Zuge der Institutionalisierung der neuen Staaten wurden zwar in der Regel Gesetze des „vientre libre“ (freier Bauch = das Kind einer Sklavin war per Gesetz frei) erlassen, die Sklavereien meist aber unter anderem Namen und Detailänderungen (manumisión) beibehalten. In fast allen neuen Staaten Lateinamerikas kam es unter Beteiligung von Sklaven und wegen der Forderung nach Emanzipation zu schweren Kämpfen, Bürgerkriegen, agrarischen Rebellionen und blutigen Caudillokriegen. Erst im Zuge dieser Auseinandersetzungen wurde in den 1850er-Jahren, mit wenigen Ausnahmen (Chile 1823, Mittelamerika 1824, Mexiko 1829), die Sklaverei aufgehoben. Ehemalige Sklavinnen und Sklaven blieben in vielen Ländern vor allem im 19. Jahrhundert ein wichtiges Element der Bevölkerungen und Kulturen. Geschichte und Traditionen der Afroargentinier, Afroperuaner oder Afrouruguayer etc. werden erst nach und nach aufgearbeitet.⁵³

„Hidden Atlantic“ und „2. Sklavereien“: Kuba und Puerto Rico

Der Durchbruch zu „großen“ Plantagenwirtschaften der „Second Slavery“⁵⁴ im Bereich der spanischen Kolonien gelang nach 1800 erst auf Kuba und Puerto Rico nach dem Zusammenbruch der globalen Modellsklavereiwirtschaft auf Saint-Domingue (heute Haiti) durch die einzige erfolgreiche Sklavenrevolution der Weltgeschichte (1791-1803) und den Niedergang der Zuckerwirtschaft auf Jamaika (um 1835). Für das 1795 an Frankreich abgetretene Santo Domingo (der andere Teil der Insel, heute Dominikanische Republik) hatte die Sklavenrevolution die Folge, dass die siegreichen Truppen der schwarzen Armeen mit der Besetzung des Ostteils der Insel mehrfach (1802, 1822) die Abolition der Sklaverei proklamierten und 1822 auch mehr oder weniger durchsetzten.⁵⁵ Die spanische

53 Siehe die Karten aus: George Reid Andrews: *Afro-Latin America, 1800-2000*, New York 2004 (Spanisch: *Afro-Latinoamérica 1800-2000*, Madrid-Frankfurt/Main 2007).

54 Siehe Dale W. Tomich: *The „Second Slavery“: Bonded Labor and the Transformations of the Nineteenth-century World Economy*, in: Francisco O. Ramírez (Hrsg.): *Rethinking the Nineteenth Century: Contradictions and Movement*, New York 1988, S.103-117.

55 Siehe Richard Lee Turits: *Foundations of despotism: peasants, the Trujillo regime, and*

Krone war im Kampf gegen die Unabhängigkeitsrevolutionen im kontinentalen Spanisch-Amerika 1810 bis 1825, um Kuba und Puerto Rico zu halten, zu umfassenden Modernisierungsreformen genötigt, in deren Zentrum die Umwandlung von Landbesitz in Bodeneigentum (mit dem Recht der Separation) und die Freigabe des Waldes für die Anlage neuer Plantagen stand. Aus Spanisch-Amerika, Saint-Domingue/Haiti, Venezuela, Kolumbien und Florida gelangten geflohene Plantagenfachleute und von den Besitzern verschleppte Sklaven nach Kuba, deutlich vor allem in der Entwicklung der Kaffee-Plantagenwirtschaft mit Sklaven 1800 bis 1850 in Santiago de Cuba und Guantánamo.⁵⁶ Während der Unabhängigkeitsrevolutionen flohen auch sehr viele Spanier mit beträchtlichen Kapitalien aus den ehemals spanischen Festlandkolonien nach Kuba.

Die neue Boomwirtschaft der Kaffee- und Zuckerplantagen im Westen Kubas um Havanna und Matanzas, die „Cuba grande“, fand mit Francisco de Arango y Parreño (1765-1837), einem Freund Alexander von Humboldts, einen kongenialen Theoretiker der amerikanischen Plantagenwirtschaft mit Massensklaverei.⁵⁷ Humboldt beschäftigte sich selbst in seinem „Essai sur l'Île de Cuba“ mit dem erstaunlichen Wirtschaftsboom der letzten verbliebene „Kron“-Kolonie Spaniens.⁵⁸ Auf Kuba entwickelte sich eine Hinterlandssklaverei zur weltweit wichtigsten, kompaktesten und nach den Kriterien der Zeit modernsten agrarischen Sklavereigesellschaft, die sich allerdings auch immer, vor allem in den Hafenstädten und in der Urbanität der Plantagenzonen, durch einen sehr großen Sektor freier Farbiger (*libres de color*) auszeichnete.

modernity in Dominican history, Stanford (Calif.) 2003; Ders.: Raza, esclavitud y libertad en Santo Domingo, in: Alejandro de la Fuente (Koord.): Su „único derecho“: los esclavos y la ley (Debate y perspectivas. Cuadernos de Historia y Ciencias Sociales, 4), Madrid 2004, S.69-88.

56 Siehe Rafael Duharte Jiménez: La circulación de las elites de Santiago de Cuba, in: Ders.: Pensar el pasado. Ensayos sobre la historia de Santiago de Cuba, Santiago de Cuba 2006, S.16-23.

57 Siehe Dale W. Tomich: The Wealth of the Empire: Francisco de Arango y Parreño, Political Economy, and the Second Slavery in Cuba, in: Comparative Studies in Society and History, 2003, Nr. 1, S.4-28; Michael Zeuske: Arango y Humboldt/Humboldt y Arango. Ensayos científicos sobre la esclavitud, in: María Dolores González-Ripoll/Izaskun Álvaerz Cuartero (Hrsg.): Francisco de Arango y la invención de la Cuba azucarera (Aquilafuente, 158), Salamanca 2009, S.245-260.

58 Siehe Alexandre Humboldt: Essai Politique sur l'Île de Cuba, avec une carte et un supplément qui renferme des considérations sur la population, la richesse territoriale et le commerce de l'Archipel des Antilles et de Colombia, 2 Bde., Paris 1826; Zeuske, Humboldt, esclavitud.

Die nachfolgenden Zahlen zeigen, dass die Konzentration von Sklaven im kubanischen Zuckersektor immer mehr zu- und in der traditionellen Haussklaverei immer mehr abnahm (nach Eduardo Torres-Cuevas).⁵⁹

Sektor	1841		1862	
	Absolut	%	Absolut	%
Ingenios	100.000	22,91	172.671	47,73
Cafetales (Kaffeeplantagen)	60.000	13,74	25.942	7,17
Sitios und Estancias (kleine bäuerliche Besitze)	66.000	15,12	31.768	8,78
Vegas (Tabakfarmen)	14.263	3,26	17.675	4,88
Vieh-Haciendas	-	-	6.220	1,72
Haussklaven	196.202	44,95	75.977	21,00
Potreros (spez. Viehzucht)	-	-	31.514	8,71

Nach 1820 bildeten sich, trotz offiziellen Verbotes des Sklavenhandels in diesem Jahr, schnell neue soziale Gruppen spezialisierter Sklavenhändler, Sklavenschiffskapitäne (*negreros*) und in Afrika erfahrener Faktoren (*mongos*) sowie große Gruppen von Hilfspersonal (Matrosen, Heiler, Essensverteiler, Lotsen, Übersetzer, Wächter, Aufseher, Sklavenjäger etc.) heraus. Aus den Reihen vor allem der *Negreros* formierte sich seit den 1830er-Jahren eine neue transatlantische Elite Spaniens, unter der sich viele Katalanen einerseits und Hochadlige, die ihren Titel mit Gewinnen aus dem Menschenhandel bezahlt hatten, andererseits fanden.⁶⁰

Ab 1837 wurde das interne Transportproblem Kubas durch den Bau erster Eisenbahnen gelöst. Die *Cuba grande* expandierte in Form von Boomzyklen in das flache Innere der Insel, wo der Wald den Ingenios geopfert und

59 Nach: Instituto de Historia de Cuba: *Historia de Cuba*, 3 Bde., La Habana 1995, 1996, 1998 (Bd. I: *La Colonia. Evolución socioeconómica y formación nacional de los orígenes hasta 1867*; Bd. II: *Las luchas por la independencia nacional y las transformaciones estructurales 1868-1898*; Bd. III: *La Neocolonia. Organización y crisis desde 1899 hasta 1940*), hier Bd. I, S.403, Tab. 51 (einige Prozentwerte wurden nachberechnet).

60 Siehe Zeusk, *Out of the Americas*, S.46.

das Kapital menschlicher Körper vor allem für die Errichtung von Plantagen auf Zucker (*ingenios*), aber auch für Kaffee (*cafetales*) und Tabak (*vegas*) sowie in Transport und Dienstleistungen „angelegt“ (*fomento*) wurde. Zwischen 1820 und 1880 wurde nach offiziellen Zahlen mehr als eine halbe Million Menschen im Sklavenschmuggel nach Kuba verschleppt, obwohl Sklavenhandel seit Beginn des Jahres 1821 verboten war und englische Kriegsschiffe spanisch-kubanische Sklavenschiffe zwecks Durchsetzung internationaler Verträge⁶¹ auf dem Atlantik verfolgten und aufbrachten. Die durch britische Schiffe befreiten Verschleppten (*liberated slaves*, *emancipados* oder *recaptives*) wurden durch „Mixed Courts“ (auch *Mixed Commissions*; *comisiones mixtas*), das waren internationale Gerichtshöfe, bestehend aus britischen und spanischen Richtern in Havanna und Sierra Leone, formell befreit, 10-12.000 von ihnen aber auf Kuba als „*emancipados*“ („Emanzipierte“ – ein diskursiver Trick, der den Eindruck vermitteln sollte, es handle sich wirklich um befreite Sklaven) wie Staatssklaven eingesetzt; sie kamen also, obwohl sie formell den Titel „befreite Sklaven“ trugen, zu den über eine halbe Million nach Kuba Verschleppten hinzu. Der kubanische Zensus von 1841, so ungenau er auch im Einzelnen war, zeigte jedenfalls, dass es auf der Insel bereits mehr Sklaven als „weiße“ Spanier und Kubaner gab; nämlich bei etwa einer Million Einwohnern circa 43 Prozent Sklaven, 15 Prozent freie Farbige und rund 42 Prozent Weiße.⁶² Zwischen 1847 und 1874 wurden auch noch ca. 125.000 chinesische Kulis (*asiáticos*, *culiés*) nach Kuba gebracht, die zwar Arbeitsverträge hatten, aber oft noch schlimmer als Sklaven behandelt wurden. Kuba war, was die Arbeiterschaft betraf, schon um 1850-1870 wirklich global! Kuba galt auch als wichtigstes Gebiet der „2. Sklaverei“ Amerikas und in Organisation, Strukturen und Renditen (noch bis 1950!) als modernste Agrikultur der Welt. Havanna wurde zur Welthauptstadt des Zuckers. Trotz der Verträge mit Großbritannien zur Abolition des Sklavenhandels und zur Verschärfung früherer Verträge (1817, 1835, 1845) sowie einer Reihe von formalen spanischen Gesetzen zur Verfolgung des äußeren Sklavenhandels (1845, 1866) florierte der transatlantische Menschen-smuggel bis Ende der 1870er-Jahre.⁶³

61 Siehe Marika Sherwood: *British and European Acts of Parliament and international treaties regarding slavery* (Appendix 1), in: *Diers.: After Abolition: Britain and the Slave Trade since 1807*, London 2007, S.178-185.

62 Siehe Zeuske, *Schwarze Karibik*; *Ders.: Monte Christos des verborgenen Atlantik. Sklavenhandel und Atlantisierung der Amerikas*, passim (erscheint 2014).

63 Siehe *Ders., Out of the Americas*.

Bis um 1870 gab es auch so etwas wie eine Industrialisierung unter kolonialen Bedingungen, bei der die modernsten und größten Zuckerfabriken der damaligen Welt auf der Basis von Sklavenarbeit ein internationales Markenprodukt – Weißzucker – herstellten. Danach kam es auf Druck der Rübenzuckerkonkurrenz zur nochmaligen Modernisierung durch Kostenminderung und Verschlanung des Produktionsprozesses (partielle Entindustrialisierung) in Form der Centrales, riesigen Fabriken im Zuckerrohrfeld, in denen ein Halbfertigprodukt (brauner Zucker) für den Export in die USA erzeugt wurde. Die wichtigsten Kapitalien der Zuckerwirtschaft und überhaupt der „2. Sklaverei“ flossen weiterhin aus dem Sklavenschmuggel zwischen Afrika und Kuba sowie aus der Ausbeutung der Sklaven. Die Arbeitsbedingungen auf den Zuckerplantagen waren extrem hart.

Sklavinnen und Sklaven konnten sich und ihre Kinder freikaufen, auch in Anzahlungen (*coartación*), und nutzten im 19. Jahrhundert mehr und mehr das positive Recht („positives“ Recht ist geschriebenes Recht, es gibt auch nichtgeschriebenes Recht, vor allem in Gegenden, in denen viele Menschen aus anderen Rechtskulturen leben) zu ihren Gunsten.⁶⁴ Das Recht zum Freikauf wurde auch in der ersten Gesetzessammlung zur Sklaverei festgehalten, dem „Bando de Gobernación y Policía de la Isla de Cuba“ (Verkündigung über Regierung und Polizei der Insel Kuba) von 1842, mit einem „Reglamento de esclavos“ (Sklavenreglement) und einer „Instrucción de Pedáneos“ (Instruktion für Stadtviertelvorstände).⁶⁵ Allerdings kam es immer wieder zu Fluchten (*cimarronaje*) und Rebellionen. Flucht und Widerstand waren in einigen Gebieten so intensiv, dass der Beruf des Sklavenjägers (*rancheador*) entstand, den speziell gezüchtete Sklavenjagdhunde begleiteten. *Rancheadores* bildeten immer wieder auch Sklavenjägermilizen, die über lange Zeit vor allem in den gebirgigen Zonen der Insel einen Guerillakrieg gegen Ansiedlungen (*palenques*) geflo-

64 Siehe Fuente (Koord.), Su „único derecho“.

65 Siehe Geronimo Valdés: Bando de Gobernación y Policía de la Isla de Cuba/Reglamento de esclavos, in: Hortensia Pichardo (Hrsg.): Documentos para la historia de Cuba, 5 vols. in 4 Bden., La Habana 1973, Bd. I, S.316-326 (nur Reglamento); siehe Ausschnitte aus dem Bando und der Instrucción de Pedáneos in: Ortiz, Los negros esclavos, S.439-442, 449-452; alle drei Texte in: Bando de Gobernación y Policía de la Isla de Cuba. Espedido por el Es-cmo. Sr. Don Gerónimo Valdés – Presidente, Gobernador y Capitán General, La Habana 1842; Manuel Lucena Salmoral: El reglamento de esclavos de Cuba; La Habana, 1842, in: Ders.: Los códigos negros, S.141-159.

hener Sklaven führten.⁶⁶ Der direkte Widerstand erfasste allerdings kaum jemals mehr als fünf Prozent der Sklaven und Unterschichten.

Eine viel tiefere Auswirkung auf die Gesellschaft als der direkte Widerstand (der als solcher symbolisch extrem wichtig war und für die heutige Identität extrem wichtig ist) hatten Kulturen und Religionen der unterschiedlichen ethnisch-religiösen Gruppierungen, die immer wieder mit Verschleppten aus Afrika aufgefüllt wurden (auf Kuba „naciones“ genannt); die wichtigsten waren mandingas (Menschen aus dem heutigen Senegambien), minas (von der Goldküste, heute Ghana), lucumis (heutiges Nigeria/Kamerun), carabalis (Südost-Nigeria/Kamerun) und congos/angolas (Kongo/Angola) sowie macúas (Moçambique), oft mit Dutzenden Unterkategorisierungen.⁶⁷ Die Nachkommen von Sklaven gründeten schon seit dem 16. Jahrhundert religiöse Bruderschaften (*cofradías*) sowie, vor allem im 19. Jahrhundert, ständische Ratsversammlungen mit eigenen Versammlungshäusern (*cabildos de nación*, seit 1878 *sociedades de recreo e instrucción*, Gesellschaften zur Erholung und Bildung), die auch zu Keimzellen der Transkulturation, neuer Kulte und Religionsformen wurden – aber auch von Gewerkschaften.⁶⁸

Kuba wurde im spanischen Restimperium zur „melkenden Kuh“; das Mutterland konnte sich aufgrund des kolonialen Mehrprodukts: Steuern, Abgaben, Zölle, *donativos* („freiwillige“ Spenden der Oberschichten, die dafür manchmal Adelstitel bekamen), Bestechung, Ämter auf Kuba bis 1898 im Kreis der Großmächte halten. Nach gescheiterten Reformen kam es im Verlauf von Revolutionen in Spanien (1868-1874) und auf Kuba (antikolonialer Zehnjähriger Krieg 1868-1878) zum Beginn der engeren

66 Siehe Gabino La Rosa Corzo: *Los palenques del oriente de Cuba. Resistencia y acoso*, La Habana 1991; Ders.: *Runaway Slave Settlements as a System of Resistance*, in: Ders.: *Runaway Slave Settlements in Cuba. Resistance and Repression*. Translated by Mary Todd, Chapel Hill-London 2003, S.223-254; Ders./Mirtha T. González: *Cazadores de esclavos*, La Habana 2004; insgesamt zum Widerstand siehe: Javier Laviña: *Comunidades Afroamericanas. Identidad de resistencia*, in: *Boletín Americanista* (Barcelona), 48, 1998, S.139-151; Laviña/Ruiz-Peinado, *Resistencias esclavas*, passim.

67 Siehe Rafael L. López Valdés: *Componentes africanos en el etnos cubano*, La Habana 1985; Ders.: *Africanos de Cuba*, San Juan de Puerto Rico 2004.

68 Siehe Carmen V. Montejo Arrechea: *Sociedades de instrucción y recreo de pardos y morenos que existieron en Cuba colonial*, Veracruz 1993; Matt Childs: *Pathways to African Ethnicity in the Americas: African National Associations in Cuba during Slavery*, in: Toyin Falola/Christian Jennings (Hrsg.): *Sources and methods in African history: spoken, written, unearthed*, Rochester 2003, S.118-143.

Emanzipationsepoche (1869-1886),⁶⁹ verbunden mit dem Versuch einer neuen Restaurationsreform (1875-1893). Eine weitere antikoloniale Revolution 1895-1898 (an deren Ende die USA in den sogenannten „Spanisch-Amerikanischen Krieg 1898“ eintraten) beendete die Kolonialherrschaft Spaniens über Kuba.

Der Gesamtprozess ist sehr kompliziert, deshalb einige Schwerpunkte: 1868 hatte die „república en armas“ („Republik in Waffen“ – die kubanischen Antikolonialisten nutzten Methoden der Cimarrones, sie sammelten sich im Busch {manigua} oder in den Bergen {montes}), der itinerante Gegenstaat der antikolonialen Separatisten, die Führung im Prozess der Abolition übernommen, indem die Freiheit aller Menschen proklamiert wurde. Die Elite der Separatisten bestand allerdings aus Sklavenhaltern. Sie wollten auch in der „manigua“ nicht auf persönliche Dienstleistungen verzichten und erließen parallel ein „Reglamento de Libertos“ (Reglement für Libertos – als Libertos = Freigelassene wurden die formal befreiten Sklaven bezeichnet, die allerdings weiter „Sklavenarbeit“ leisten sollten).⁷⁰ Der spanische Überseeminister Segismundo Moret erließ im Gegenzug die „Ley Moret“ (Moret-Gesetz) vom 4. Juli 1870, auch „Ley de Vientres Libres“ („Freier Leib-“ oder „Freier Bauch-Gesetz“) genannt, da die ab Zeitpunkt der Proklamation von Sklavinnen ausgetragenen und geborenen Kinder formal frei waren. Präzisiert wurde das Gesetz durch den 1872 in Madrid erlassenen „Reglamento para la ejecución en Cuba y Puerto Rico de la Ley Moret“ (Reglement zur Ausführung der Ley Moret auf Kuba und Puerto Rico). Im Artikel 5 verfügte das Gesetz von 1872 auch: „Todos los esclavos que por cualquier causa pertenezcan al Estado son declarados libres. Asimismo aquellos que á título de emancipados estuvieren bajo la protección del Estado entrarán desde luego en el pleno ejercicio de los derechos de los ingenuos“.⁷¹ Damit erkannte der Kolonialstaat an, dass Emancipados Staatssklaven waren und verfügte ihre Freilassung.

69 Siehe Inés Roldán de Montaud: *La restauración en Cuba: el fracaso de un proceso reformista* (Colección Tierra nueva e cielo nuevo, 40), Madrid 2000; Robin Blackburn: *La esclavitud, los propietarios extranjeros de bonos del tesoro y el derrocamiento de la primera república española*, in: José A. Piqueras (Koord.): *Azúcar y esclavitud en el final del trabajo forzado. Homenaje a M. Moreno Friginals*, México u. a. 2002, S.331-363.

70 Siehe Pichardo (Hrsg.), *Documentos*, Bd. I, S.380-382.

71 Übersetzung: *Alle jene Sklaven, die aus irgendeinem Grund dem Staat gehören, werden als frei erklärt. Auch jene, die unter dem Titel Emancipados unter dem Schutz des Staates stehen, treten in den vollen Genuss der Rechte der Freigelassenen ein.*“ Ebenda, S.383-386, hier S.384.

Der spanisch-kubanische Kolonialstaat gewann damit zunächst die Initiative zurück, zumal in Puerto Rico die „Ley Moret“ als „Ley Preparatoria“ galt, als vorbereitendes Gesetz für die endgültige Abolition der Sklaverei, die 1873 – dreizehn Jahre vor Kuba – aufgehoben wurde.⁷²

Erst nach der ersten „Ley Moret“, am 25. Dezember 1870, proklamierte der Präsident Céspedes des revolutionären Kuba die vollständige Abolition der Sklaven innerhalb der republikanischen Gemeinschaft. Die spanische Republik befreite, wie im Verschärfungs-Gesetz zum Verbot des Sklavenhandels von 1866 angedroht, am 24. März 1873 auch alle nicht im Zensus von 1867 erfassten Sklavinnen und Sklaven (etwa 10.000 Menschen, die nach 1866 noch von Afrika nach Kuba verschleppt worden waren).

Am Ende des Zehnjährigen Krieges (Guerra Grande, 1868-1878) wurde im Pakt von Zanjón von 1878 (Art. 3) die „Freiheit der Sklaven und chinesischen Kolonen [Kulis], die sich in den Reihen der Insurgenten befinden“ festgeschrieben. Auch die Sklaven, die auf spanischer Seite gekämpft hatten, wurden zum Teil freigelassen. Damit behielten die Separatisten zumindest in dieser Frage eine aktive Position und erlangten einen Teilerfolg in der Frage der Emanzipation in einer Zeit, da die Zuckerwirtschaft noch stark von der Sklavenarbeit abhing.⁷³

Die „Freiheit der Sklaven“ und der Zehnjährige antikoloniale Krieg stellen ein, wenn nicht das, Kernelement des independentistischen Diskurses auf Kuba dar, dem sich auch Weiße, deren einzige Alterssicherung oft ein oder zwei Sklaven darstellten, und altfreie Farbige (die vorher Sklaven besessen hatten, wie die Familie Maceo) anschließen konnten.⁷⁴

72 Siehe ebenda, S.383-386; Leoncio Cabrero: La abolición de la esclavitud en Puerto Rico, in: Francisco de Solano (Koord.): Estudios sobre la abolición de la esclavitud, Madrid 1986, S.181-215; Joseph C. Dorsey: Women without History: Slavery and the International Politics of Partibus Sequitur Ventrem in the Spanish Caribbean, in: The Journal of Caribbean History, 28, 1994, Nr. 2, S.165-207; Rebecca J. Scott: Spains Responds: The Moret Law, in: Dies.: Slave Emancipation in Cuba. The Transition to Free Labor, 1860-1899, Princeton 1985 (Reprint: Pittsburgh 2000), S.63-83; Schmidt-Nowara, Empire; Ley de Vientres Libres, bei: Ortiz, Los negros esclavos, S.452-455; zu den Durchführungsbestimmungen des Reglamento von 1872 siehe: Ortiz, Los negros esclavos, S.455-466, und Eduardo Torres-Cuevas/Eusebio Reyes: Esclavitud y sociedad. Notas y documentos para la esclavitud negra en Cuba, La Habana 1986, S.230-241.

73 Siehe Pichardo, Documentos, Bd. I, S.403f.

74 Siehe Ada Ferrer: Writing the Nation: Race, War, and Redemption in the Prose of Independence, 1886-1895, in: Dies.: Insurgent Cuba. Race, Nation, and Revolution, 1868-1898, Chapel Hill-London 1999, S.112-138.

Nach dem Ende der Guerra Grande 1878, weiteren Konflikten bis 1880 und dem Kompromissfrieden von Zanjón proklamierte die spanische Regierung den „Patronato“ (8. Mai 1880).⁷⁵ Das Patronat war in gemeinsamer Aktion des Staates und der Sklavenhalter auf acht Jahre angelegt. 1880 gab es noch rund 200.000 Sklaven (im Zensus von 1873: 287.626). Am 7. Oktober 1886 erging die „Real Orden suprimiendo el Patronato“ (Königliche Order zur Aufhebung des Patronats) – verschämt verborgen im Finanzhaushalt für 1886 und rund eineinhalb Jahre vor dem vorgesehenen Termin.⁷⁶ Mit der Aufhebung des Patronats kamen die restlichen Sklaven (*patrocinados*) endgültig in den Status von *Libertos*. Unter ihnen lebten 1899 noch etwa 13.000 geborene Afrikaner aus den letzten großen Sklavenimporten zwischen 1850 und 1868. Neuere Forschungen zeigen, dass die Massensklaverei am längsten dort beibehalten wurde, wo die potentesten *Hacendados* die fortgeschrittensten Technologien und Arbeitsorganisation anwandten.⁷⁷

Um die Komplexität des Prozesses zusammenzufassen: Der engere Prozess der Abolition, verstanden als legale Aufhebung und Abschaffung der Sklaverei, dauerte auf Kuba 17 Jahre, von 1869 bis 1886, und war überlagert von einem antikolonialen Krieg in Form einer Revolution kubanischer Nationalisten gegen Spanien.

Die Zeit der Postemanzipation und ihr Kernprozess, die Integration der Sklavinnen und Sklaven in die kubanische Gesellschaft, dauerten natürlich länger. Für Männer war die formale Integration, der Weg vom „Sklaven zum Bürger“, allerdings erstaunlich kurz (im Vergleich zu anderen iberamerikanischen Staaten) – er umfasste nur fünfzehn Jahre (1886-1901); für Frauen war er dreißig Jahre länger (bis 1933).⁷⁸ Die Kürze des Prozesses für Männer hat ihren Grund in den antikolonialen Revolutionen 1868 bis 1898.

Allerdings existierte auch eine statusbegründende Dimension des alltäglichen Rechts, in der die Gruppe der Sklaven und Sklavinnen sowie ihre freien Nachkommen, egal ob *Libertos* zur Zeit der Sklaverei oder Ex-Skla-

75 Siehe Pichardo, *Documentos*, Bd. I, S.413-418.

76 Siehe ebenda, S.419-421; Real Orden suprimiendo el Patronato, *Gaceta de la Habana*, 29.10.1886, in: ebenda, S.420f.

77 Siehe Antonio Santamaría García: *Evolución económica, 1700-1959*, in: Consuelo Orovino Naranjo (Koord.): *Historia de Cuba*, Madrid/Aranjuez 2009, S.69-125; Alejandro de la Fuente: *Esclavitud, 1510-1886*, in: ebenda, S.129-151.

78 Siehe Michael Zeuske: *Postemanzipation, Postkolonialismus und eine unvollendete Moderne*, in: Ders., *Schwarze Karibik*, S.503-525.

ven nach der Abolition 1886, als eine „vaterlose“ Gruppe ohne die Legitimität einer kirchlich geschlossenen Ehe konfiguriert war.⁷⁹ Die meisten ehemaligen Sklavinnen und Sklaven trugen auch nicht den „ehrenhaften“ Namen der zwei Apellidos (Nachnamen) des kastilischen Namenrechts,⁸⁰ sondern fast immer, da ehemalige Sklavinnen kaum je formal verheiratet waren, nur den ersten Nachnamen eines ihrer letzten Herrn und in juristischen Dokumenten ein Kürzel, das auf den fehlenden zweiten Nachnamen hinwies („sin segundo apellido“ oder „sin otro apellido“) – einige noch bis Anfang der 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts.⁸¹ Diese Rassenmarkierung ohne Erwähnung von Rasse markiert einen Teil des Erbes der Sklaverei.⁸² Dieses lässt sich auch in den wirtschaftlichen Strukturen (Lati-fundium-Kleineigentum),⁸³ in der kubanischen Arbeiterbewegung des 20. Jahrhunderts (eines deren Hauptverdienste sind die Allianzen zwischen Schwarzen und Weißen!), in den Biografien ehemaliger Sklaven und ihrer Nachkommen,⁸⁴ aber auch in der kubanischen Kultur, Sprache, Religiosi-

79 Siehe Karen Y. Morrison: Creating an alternative kinship: Slavery, Freedom and the nineteenth-century Afro-cuban hijos naturales, in: *Journal of Social History*, 41, Herbst 2007, S.55-80.

80 Im kastilischen Namensrecht trägt eine Person, deren Eltern verheiratet sind, immer zwei Apellidos, der erste Nachname ist der erste Apellido des Vaters, der zweite Nachname ist der erste Apellido der Mutter; das Kind einer unverheirateten Mutter trägt nur den ersten Nachnamen der Mutter (historisch - heute können beide Apellidos der Mutter angegeben werden).

81 Siehe Michael Zeuske: Nach der Sklaverei: Sklavennamen und Kultur des Vergessens, in: Ders.: *Schwarze Karibik*, S.465-502; Ders.: *Sklaverei, Postemanzipation und Gender auf Kuba. Ein Überblick*, in: Ulrike Schmieder (Hrsg.): *Postemanzipation und Gender (=Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und Vergleichende Gesellschaftsforschung, 17:1)*, Leipzig 2007, S.18-37.

82 Siehe Michael Zeuske: *Legados de la esclavitud en Cuba*, in: Martín Rodrigo y Alharilla (Hrsg.): *Cuba: De colonia a república (Colección Historia Biblioteca nueva, dir. por Juan Pablo Fusi)*, Madrid 2006, S.99-116.

83 Rebecca J. Scott/Michael Zeuske: Property in Writing, Property on the Ground: Pigs, Horses, Land, and Citizenship in the Aftermath of Slavery, Cuba, 1880-1909, in: *Comparative Studies in Society and History. An International Quarterly*, 44, 2002, Nr. 4, S.669-699.

84 Siehe Miguel Barnet: *Biografía de un cimarrón*, La Habana 1966; *Der Cimarrón. Die Lebensgeschichte eines entflohenen Negersklaven aus Cuba, von ihm selbst erzählt*. Nach Tonbandaufnahmen hrsg. von Miguel Barnet, Frankfurt/Main 1999; Michael Zeuske: *The Cimarrón in the Archives: A Re-Reading of Miguel Barnet's Biography of Esteban Montejo*, in: *New West Indian Guide/Nieuwe West-Indische Gids*, 71, 1997, Nr. 3/4, S.265-279; Ders.: *El „Cimarrón“ y las consecuencias de la guerra del 95. Un repaso de la biografía de Esteban Montejo*, in: Alejandro García/Consuelo Naranjo Orovio (Koord.): *Revista de In-*

tät, Alltagsgeschichte, Esskultur und Musik sowie in vielen anderen Bereichen ausmachen.

Konklusion

Im spanischen und portugiesischen Amerika formierte sich, in enger Beziehung zu Westafrika und zum atlantischen Raum, eine große Gruppe der Weltarbeiterschaft (insgesamt ca. fünf bis sechs Millionen) in der Landwirtschaft, im Bergbau sowie in städtischen Dienstleistungs- und Transportgewerben. Besonders intensiv verlief dieser Prozess, verbunden mit hoher Mobilität und massivem Menschenschmuggel über den Atlantik (Atlantisierung) sowie Transkulturation und Kreolisierung auf Kuba 1800-1900. Alle Elemente moderner Globalisierung, denen heutige Arbeiterinnen und Arbeiter unterliegen, finden sich in verschiedenen historischen Ausprägungen sowohl in den spanischen und portugiesischen Kolonien Amerikas und auf dem Atlantik seit Mitte des 16. Jahrhunderts, aber vor allem im Westen Kubas, während der Zeit als „modernste Kolonie“ und des Zuckerbooms im 19. Jahrhundert, der auch nach Ende der Sklaverei (1886) bis um 2000 anhielt.⁸⁵

dias: Cuba 1898, LVIII, 1998, Nr. 212, S.65-84; Michael Zeuske: Novedades de Esteban Montejo, in: Revista de Indias, LIX, 1999, Nr. 216, S.521-525; Ders.: Hidden Markers, Open Secrets. On Naming, Race Marking and Race Making in Cuba, in: New West Indian Guide/Nieuwe West-Indische Gids, 76, 2002, Nr. 3/4, S.235-266; Ders.: The Names of Slavery and Beyond: the Atlantic, the Americas and Cuba, in: Ulrike Schmieder/Katja Füllberg-Stolberg/Ders. (Hrsg.): The End of Slavery in Africa and the Americas. A Comparative Approach, Münster u. a. 2011, S.51-80.

85 Siehe Michael Zeuske: Kuba im 21. Jahrhundert. Reform und Revolution auf der Insel der Extreme, Berlin 2012. Der Autor, der ähnlich wie ich Kontinuitäten zwischen älteren und heutigen Formen von Arbeit auf der Welt sieht (mit Ausnahme des direkten körperlichen Zwanges im „Westen“ und „Norden“) ist Alessandro Stanziani: Bondage. Labor and Rights from the Sixteenth Century to the Early Twentieth Centuries, New York-Oxford 2013.

Machtstrukturen und Arbeiterhandeln in der Eisen- und Stahlindustrie vor dem Ersten Weltkrieg.

Die Fälle Neunkirchen (Saar) und Düdelingen (Luxemburg)

Fabian Trinkaus

In einer 1912 publizierten Studie des Deutschen Metallarbeiterverbandes (DMV) über die sozialen Verhältnisse in der Eisen- und Stahlindustrie im deutschen Zollgebiet fassen die Autoren im Schlusswort zusammen: „Die Hüttenarbeiter von heute gehen müde und verdrossen an ihr Tagewerk, und mißmutig und gedrückt wird es beendet. So geht das Tag um Tag. Lange Arbeitszeit, schwere, anstrengende und gefährliche Arbeit, schikanöse und verbitternde Behandlung und Beschimpfung der Arbeiter durch Meister und andere Vorgesetzte, sowie der oft unzureichende Verdienst und die damit verbundene schlechte Ernährung haben jede Freude an der Arbeit vernichtet und sie zu einer Qual und Last gestaltet.“¹

Hier wird das Bild einer gegenüber ihrer sozialen Lage indifferenten, gefügigen und lethargischen Masse suggeriert. Bisweilen fielen die Urteile zeitgenössischer Arbeiterfunktionäre noch härter aus. So urteilte der Gewerkschaftsfunktionär Otto Hué vom ‚Alten Verband‘ der Bergarbeiter nach einer Inspektionsreise durch ein nicht namentlich genanntes Hüttenrevier in der ‚Metallarbeiterzeitung‘: „Daß hier eine gemeinnützige Regelung Platz greifen müßte, nicht einmal der Gedanke daran kommt dem gewaltigen Gros der Proletarier, die wir nach Schichtschluß müde die Straße dahinziehen sehen. [...] [Diese Masse] vegetiert dahin im dumpfen Ertragen [ihres] Loses, beugt sich devot vor dem ‚gnädigen Herrn‘ – und findet nur zu oft Vergessen im miserabelsten Alkohol!“²

Solche resignierten Schilderungen waren in Gewerkschaftskreisen durchaus weit verbreitet und sind vor allem auf die eigenen Misserfolge in dieser Branche zurückzuführen: Die Freien Gewerkschaften konnten in der Hüttenindustrie vor dem Ersten Weltkrieg nahezu keinerlei Erfolge erzielen, obwohl gerade in diesem Wirtschaftszweig eine enorme Akkumula-

1 Die Schwereisenindustrie im deutschen Zollgebiet; ihre Entwicklung und ihre Arbeiter. Nach vorgenommenen Erhebungen im Jahre 1910, bearb. und hrsg. vom Vorstand des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart 1912, S.635.

2 Zit. nach: Barrington Moore: Ungerechtigkeit: Die sozialen Ursprünge von Unterordnung und Widerstand, Frankfurt/Main 1982, S.347f.

tion von Kapital, Produktionsmitteln und Arbeitermassen stattfand. Die Gründe für den organisatorischen Entwicklungsrückstand sind vielfältig und zum Teil in der Struktur der Gewerkschaften selbst angelegt. So schafften sie es nicht, die stetig wachsenden Großbetriebe in ihren organisatorischen Aufbau zu integrieren; überdies tat sich der DMV schwer damit, die ungelerten Massenarbeiter zu mobilisieren.³

Aus dem politisch-gewerkschaftlichen Quietismus der Eisen- und Stahlarbeiter zogen zeitgenössische Gewerkschafter, und mit ihnen Teile vor allem der älteren Forschung, dezidiert negative Rückschlüsse über den Gruppencharakter der Hüttenarbeiter. Ziel des Beitrags ist es, diese pauschalen Verdikte zu relativieren: Zwar blieben die Hüttenleute tatsächlich in institutioneller Hinsicht lange Zeit politisch amorph, dennoch waren sie sowohl innerhalb als auch außerhalb des Betriebs selbstbewusst handelnde Akteure, die mit spezifischen Handlungsressourcen und -strategien ausgerüstet waren und diese auch, situativ und systematisch, anzuwenden wussten.

Die Eisen- und Stahlindustrie wird als sozialer Raum interpretiert, der von handelnden Akteuren mit jeweils spezifischen Positionen im Raum und wechselseitigen Relationen konstituiert wird und sich in verschiedene, partiell autonom funktionierende, zugleich aber in einem Wechselverhältnis stehende soziale Handlungsfelder gliedert.⁴ Überblickt man die Eisen- und Stahlindustrie, so können nach Thomas Welskopp drei wesentliche Handlungsfelder identifiziert werden: das betriebliche Handlungsfeld, die außerbetriebliche Lebenswelt und die politisch-organisatorische Sphäre.⁵ In jeweils unterschiedlichem Maße verfügten die Akteure im Raum und in den Handlungsfeldern über Kapitalien und daraus abgeleitete Hand-

3 Siehe dazu Elisabeth Domansky-Davidsohn: Der Großbetrieb als Organisationsproblem des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes vor dem Ersten Weltkrieg. Studien zu gewerkschaftlichen Organisationsproblemen im Reich und an der Ruhr, in: Hans Mommsen (Hrsg.): Arbeiterbewegung und industrieller Wandel, Wuppertal 1980, S.95-116. Zu den Gründen für den Misserfolg der Arbeiterbewegung in der Hüttenindustrie vor 1914 zählten des Weiteren die arbeitsplatzbedingte Fragmentierung der Hüttenarbeiterschaft, die unternehmerische wie betriebliche Repression sowie die ländlich-agrarischen Prägungen zahlreicher Arbeiter.

4 Siehe Pierre Bourdieu: Sozialer Raum und „Klassen“, in: Ders.: Sozialer Raum und „Klassen“. *Leçon sur la leçon*. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/Main 1985, S.7-46.

5 Unter den zahlreichen Studien Thomas Welskops sei hier stellvertretend erwähnt: Thomas Welskopp: Arbeit und Macht im Hüttenwerk. Arbeit und industrielle Beziehungen in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie von den 1860er bis zu den 1930er Jahren, Bonn 1994, bes. S.41-58.

lungsressourcen. Zwar wirkten die Unternehmer gerade in der Schwerindustrie in hohem Maße strukturstiftend, vereinten sie doch ökonomische, soziale und politische Potenz und gaben in Form von Disziplinarreglements und Fabrikordnungen klare Regeln vor, die bis zu einem gewissen Grad von den Beschäftigten internalisiert wurden.⁶ Auf der anderen Seite wussten die Eisen- und Stahlarbeiter als selbstbewusst handelnde Akteure den Raum und die Strukturen mit zu prägen und gegebenenfalls zu modifizieren.⁷

Das Spannungsfeld zwischen höchst ambitionierten Unternehmern und auf ihren „Eigen-Sinn“,⁸ das heißt auf ihre Freiräume bedachten Hüttenarbeitern wird am Beispiel zweier Industriestandorte aufgezeigt, nämlich Neunkirchen im heutigen Saarland und Düdelingen im Großherzogtum Luxemburg. Für die Auswahl dieser beiden Orte sprechen mehrere Gründe. Erstens blieben das Saarrevier und das luxemburgische Minettebecken im Vergleich zu anderen Industrievieren im deutschen Zollgebiet bislang unterbeleuchtet, obwohl es sich auch im überregionalen Kontext um zentrale Ballungsräume handelte. Neunkirchen und Düdelingen dürfen als Pionierbetriebe ihrer Reviere gelten, da sie als erste fundamentale technische Neuerungen wie etwa das Thomasverfahren einführten und eignen sich daher besonders für eine exemplarische Untersuchung der Region. Zweitens wurde gerade Neunkirchen nicht selten als eine Stadt dargestellt, in welcher die lokalen Hüttenarbeiter unter der Macht eines Unternehmers, nämlich des 1888 nobilitierten Karl Ferdinand Stumm, schier erdrückt wurden. Besonders in der regional- und lokalgeschichtlichen Literatur ranken sich zahlreiche Mythen um Stumm, hinter denen das Eigenleben der lokalen Arbeiterbevölkerung zu verschwinden droht.⁹ Drittens

6 Zur Rolle der Unternehmer in der Schwerindustrie siehe überblicksartig Jürgen Kocka: *Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert*, Bonn 1990, S.426-431.

7 Zum dialektischen Verhältnis von Strukturen und individuellem Handeln siehe Thomas Welskopp: *Die Dualität von Struktur und Handeln*. Anthony Giddens' Strukturierungstheorie als „praxeologischer“ Ansatz in der Geschichtswissenschaft, in: Andreas Suter/Mannfred Hettling (Hrsg.): *Struktur und Ereignis*, Göttingen 2001, S.99-119.

8 Siehe Alf Lüdtke: *Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus*. Ergebnisse, Hamburg 1993.

9 Bezeichnend ist eine Stelle in einem Beitrag des Stumm-Biografen Fritz Hellwig: „Er hatte aber auch die Wirtschaftszahlen für jeden einzelnen Betriebsvorgang ebenso im Kopf wie die Vielzahl der geschäftlichen Beziehungen. ‚Er weiß, wo jeder Knüppel liegt‘, so sagten seine Arbeiter, halb fluchend, halb bewundernd; denn seinem Blick entging im Werke nichts.“ (Fritz Hellwig: *Carl Ferdinand Freiherr von Stumm-Halberg*, in: Peter Neumann

liegen klare strukturelle Unterschiede zwischen beiden Orten vor: Konnte Neunkirchen seinen Arbeitskräftebedarf nahezu ausnahmslos aus Einheimischen decken, so war das bevölkerungsarme Luxemburg ganz massiv auf Fernwanderung angewiesen. Vor allem Italiener waren seit den 1890er-Jahren im Werk präsent.¹⁰ Die Frage erscheint interessant, wie sich die unterschiedliche soziokulturelle Zusammensetzung der Arbeiterbelegschaften auf ihr individuelles und soziales Verhalten ausgewirkt hat.

Im ersten Teil des Beitrags wird das strukturstiftende Wirken der Unternehmer analysiert, schufen diese doch den Rahmen, in welchem sich das Handeln der Akteure abspielte. Im zweiten Teil wendet sich die Betrachtung dann den Arbeitern selbst zu, wobei der Fokus zunächst auf das betriebliche Handlungsfeld gerichtet wird. Möglichkeiten und Formen der Selbstbehauptung trotz scheinbar allumfassender unternehmerischer Kontrollansprüche werden aufgezeigt. Im dritten Teil schließlich wird die außerbetriebliche Lebenswelt in die Überlegungen einbezogen und gezeigt, unter welchen Umständen punktuelle Organisation und Bündelung von Interessen sowie kollektive Artikulation von Unzufriedenheit erfolgen konnten.

*I. Machtstrukturen in der Eisen- und Stahlindustrie:
Verhaltenspostulate und Träger betrieblicher Macht*

Die Eisen- und Stahlindustrie stellt sich in einem ersten Zugriff als machtdurchwirkter Raum dar, griffen doch einige allgemeine Strukturprinzipien industrieller Arbeitssystematik in dieser Branche besonders deutlich.¹¹ Die betriebliche Welt zeichnete sich zunächst durch die Implementierung einer spezifischen Zeitökonomie aus, die zudem mit einer klaren Ortsbindung der Arbeitskräfte einherging. So hieß es in Paragraph 11 der Düde-

[Hrsg.]: Saarländische Lebensbilder. Bd. 3, Saarbrücken 1986, S.153-198, hier S.167) Dieses Bild eines allwissenden und alles sehenden Betriebsherrn ist anachronistisch und wird dem sich entfaltenden Industriekapitalismus mit seinen mehrere Tausende Beschäftigten zählenden Fabriken und den sich dadurch anonymisierenden Strukturen nicht gerecht.

¹⁰ Siehe Gilbert Trausch: L'immigration italienne au Luxembourg des origines (1890) à la grande crise de 1929, in: Hémecht. Zeitschrift für Luxemburger Geschichte, 1981, S.443-471.

¹¹ Zu diesen Strukturprinzipien zählten die Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz durch Zentralisierung der Produktion, eine feste Zeitordnung oder eine innerbetriebliche Aufsicht und Hierarchie. Zur Einführung in diese Thematik siehe Walter Sauer (Hrsg.): Der dressierte Arbeiter. Geschichte und Gegenwart der industriellen Arbeitswelt, München 1984.

linger Fabrikordnung aus dem Jahre 1891: „Quand le signal est donné à la reprise du travail, tout le monde doit se trouver à son poste qui ne pourra plus être quitté qu’aux heures de repos et à la fin du travail. Il est sévèrement interdit de faire les préparatifs du départ, de se laver ou de s’habiller avant le signal. Celui qui est dans le cas d’être relevé, ne pourra quitter son poste avant l’arrivée de celui qui doit le relayer.“¹²

Dem zitierten Text ist ein weiteres zentrales Verhaltenspostulat industrieller Ordnung zu entnehmen, nämlich der unternehmerische Anspruch auf zügige und produktive Arbeit: Die Arbeitszeit sollte ausschließlich der Produktion gewidmet, auch die Vorbereitungen etwa für den Nachhauseweg durften erst nach Ende der Schicht vorgenommen werden. Ein weiteres Disziplinierungsfeld, das in zahlreichen Disziplinarreglements und Fabrikordnungen seinen Niederschlag fand, intendierte den Schutz der kapitalistischen Produktionsmittel, sei es vor Diebstahl, sei es vor – mutwilliger oder unbeabsichtigter – Beschädigung. In der Neunkircher Fabrikordnung von 1923, welche in diesem Punkt der Version von 1892 entspricht, ermahnte die Werksobrigkeit: „Es ist Pflicht jedes Arbeiters, nach Kräften an der Bekämpfung aller strafbaren Handlungen, insbesondere der Beschädigung von Werkseigentum, Veruntreuungen, Diebstählen und Betrugsfällen mitzuwirken und solche zu seiner Kenntnis gelangenden Handlungen zur Kenntnis seiner Vorgesetzten zu bringen.“¹³ Auch wenn hier auf mutwillige Delikte, Diebstahl und Sachbeschädigung, rekurriert wird, wurden Beschädigungen von Maschinen, Werkzeugen oder sonstigem Gerät auch etwa bei Arbeitsunfällen fast ausnahmslos den Arbeitern angelastet. Schließlich reglementierten die Disziplinarreglements auch individuelle Verhaltensmuster, welche während der Arbeitszeit ausgeblendet werden sollten. Dazu zählten unter anderem der Verzehr alkoholischer Getränke,¹⁴ Tabakkonsum, aber auch Gespräche am Arbeits-

12 „Sobald das Signal zur Wiederaufnahme der Arbeit erfolgt, muss sich jeder auf seinem Posten befinden, welcher nicht verlassen werden darf außer zur Pausenzeit und am Schichtende. Es ist strengstens untersagt, die Vorbereitungen für den Nachhauseweg zu machen, sich zu waschen oder sich umzuziehen vor dem Signal. Derjenige, der abgelöst wird, darf seinen Posten nicht verlassen, bevor die Ablösung eintrifft.“ Die Düdelinger Fabrikordnung, zit. nach: Jean-Pierre Conrardy: *Dudelange. Passé et présent d’une ville industrielle*. Tome II: *L’usine sidérurgique. Le renouveau industriel et urbain*, Luxembourg 1991, S.205f.

13 Allgemeine Arbeitsordnung des Neunkircher Eisenwerks 1923, S.10. Die Arbeitsordnungen des Neunkircher Eisenwerks sind im Stadtarchiv Neunkirchen (StA Nk), Bestand Kleine Schriften des Neunkircher Eisenwerks (KS NE) einzusehen.

14 In Paragraph 26 der Düdelinger Fabrikordnung heißt es: „Il est formellement interdit

platz oder ‚Neckereien‘. Grotesk mag dem heutigen Leser eine Bestimmung in der Düdelinger Fabrikordnung erscheinen, die ähnlich auch in Neunkirchen zu finden war: „Les ouvriers sont tenus de faire leurs besoins naturels dans les latrines. Des contraventions sont punies.“¹⁵ Das Verbot, seine Notdurft außerhalb der Abortanlagen zu verrichten, weist auf eine generelle Problematik gerade in den früheren Phasen der Industrialisierung hin: Für die ehemaligen Landarbeiter und Bauern bedeutete der Übergang in die Fabrik einen massiven biografischen Einschnitt. Im Betrieb herrschte insgesamt ein feinmaschiges Netz an Verhaltenspostulaten, das auch persönliche Angelegenheiten zu regulieren suchte und in der ländlich-vorindustriellen Welt so nicht gegeben war. Dass derartige Vorschriften schriftlich festgehalten und damit kodifiziert wurden, belegt den offensichtlichen Reglementierungsbedarf.

Prinzipiell sollte man bei der Beurteilung solcher industrieller Vorschriften Vorsicht walten lassen: Selbstverständlich lag dem Fabrikherrn an der Produktivität der Arbeitskraft, die er mit einem regelmäßigen und im Vergleich zur vorindustriellen Zeit oftmals ordentlichen Einkommen entlohnte.¹⁶ Auch der Anspruch, die teuren Maschinen, Werkzeuge und Gerätschaften zu schützen, ist naheliegend, ebenso die Notwendigkeit eines zeitlich und örtlich geregelten Betriebsablaufs. Dennoch sollte die psychologische Wirkung gerade auf jüngere Fabrikarbeiter oder ehemalige Kleinbauern nicht unterschätzt werden.

Zur Umsetzung der betrieblichen Ordnung beschäftigten die größeren Betriebe eine beträchtliche Anzahl von Herrschaftsträgern mit abgestuften Kompetenzen und Machtressourcen.¹⁷ Stumm in Neunkirchen versuchte in seinen zahlreichen betriebsinternen Zirkularen das Idealbild eines pa-

d'introduire et de consommer de l'eau-de-vie dans l'intérieur de l'établissement. [...] Les ouvriers ivres au travail seront sévèrement punis ou renvoyés immédiatement.“ („Es ist strikt untersagt, Schnaps mit ins Werk zu bringen oder zu verzehren. [...] Betrunkene Arbeiter werden strengstens bestraft oder unmittelbar entlassen.“) Zit. nach Conrardy, Dudelage, S.206.

15 „Die Arbeiter werden angehalten, ihre natürlichen Bedürfnisse in den Latrinen zu verrichten. Verstöße werden bestraft.“ Zit. nach ebenda.

16 Sowohl die Saarregion als auch Luxemburg waren vor dem industriellen Take-Off veritable Armenhäuser. Erst die Industrie brachte vielen verarmten Bauern und Handwerkern ein sicheres Einkommen, das grundlegende biografische Entscheidungen wie die Gründung einer Familie überhaupt erst ermöglichte.

17 Grundlegend: Jürgen Kocka: Unternehmensverwaltung und Angestelltenschaft am Beispiel Siemens 1847-1914. Zum Verhältnis von Kapitalismus und Bürokratie in der deutschen Industrialisierung, Stuttgart 1969.

triarchalischen Unternehmers zu zeichnen, der selbst die Kontrolle über alle innerbetrieblichen Angelegenheiten wahrnehmen wollte. Beispielhaft sei ein Zirkular vom 29. Juni 1897 zitiert, das zugleich die Grenzen und Widersprüchlichkeiten eines angestrebten „persönlichen Regiments“ aufzeigt: „Es hat mir heute ein Fall vorgelegen, daß ein Arbeiter, welchem auf meinen persönlichen Befehl gekündigt worden war, 8 Tage über den Entlassungstermin in Arbeit behalten worden ist, weil der Betreffende bei mir gegen seine Strafe zu reclamieren beabsichtigte. Ich muß den einzelnen Beamten das Recht, in solcher Weise sich über meine Anordnungen hinwegzusetzen, auf das Entschiedenste bestreiten; jede von mir diktierte oder genehmigte Strafe ist pure auszuführen, falls und solange sie nicht von mir zurückgenommen ist. Kein Wunder, wenn durch solche Vorkommnisse die altbewährte Disciplin sich hier immer mehr lockert.“¹⁸ Stumm wollte über sämtliche relevanten Angelegenheiten persönlich entscheiden, dies war aber angesichts der komplexen Realität in seinem mehrere Tausend Beschäftigte zählenden Werk nicht zu leisten. Das patriarchale Konzept, dem auch weite Teile der saarländischen Forschung in der Beurteilung Stumms folgen, scheiterte an der Komplexität industriekapitalistischer Produktion, sodass die Unternehmen Herrschaftsaufgaben zunehmend an Angestellte, „Privatbeamte“, Ingenieure, Meister, Vorarbeiter oder Aufseher delegieren mussten. Ihre Aufgabe war es, Arbeitsprozesse zu planen und zu überwachen, Tätigkeiten zuzuweisen, die Einhaltung der Fabrikordnung zu beaufsichtigen und gegebenenfalls Strafen zu verhängen. Zwar wurden einzelne Meister und Vorarbeiter bei zu rüder Vorgehensweise mitunter von den Werksleitungen ermahnt, zumeist aber genossen sie den ausdrücklichen Rückhalt der Direktion. So hieß es in der Düdelinger Fabrikordnung: „Tout le monde doit être poli envers les maîtres de l’usine et leurs employés. Des grossièretés, manque de respect envers les chefs, des voies de fait entre les ouvriers seront punis, de plus le renvoi immédiat pourra être prononcé. Selon les circonstances celui qui maltraite un chef sera renvoyé de suite; il perdra tout droit au salaire qui lui reste encore dû.“¹⁹ Verbale wie tätliche Angriffe auf die Meister und

18 Die Circulars des Carl Ferdinand Stumm, Nr. 40, 29.6.1887, S.34. Diese Dokumente liegen als maschinenschriftliches Duplikat im StA Nk vor.

19 „Jeder muss freundlich gegenüber den Meistern und Angestellten sein. Grobheiten oder mangelnder Respekt gegenüber den Vorgesetzten sowie Handgreiflichkeiten zwischen den Arbeitern werden bestraft, außerdem kann die sofortige Kündigung ausgesprochen werden. Wer einen Vorgesetzten angreift, wird sofort entlassen; er verliert jeden Lohnanspruch.“ Zit. nach Conrardy, Dudelage, S.206.

Vorgesetzten zogen unmittelbar die Kündigung nach sich, die Autorität der Herrschaftsträger war unter allen Umständen zu wahren. Gerade die Meister durften sich bei gewissenhafter Pflichterfüllung Vergünstigungen erhoffen: Erfüllte etwa eine Arbeitsgruppe in besonderem Maße ihr Soll, kassierte der Meister oder Vorarbeiter eine Produktionsprämie.²⁰ In derartigen Regelungen manifestiert sich ihre starke betriebliche Stellung.

Die Eisen- und Stahlindustrie als machtdurchwirkter Raum mit rigiden Verhaltenspostulaten und strikt hierarchischen Organigrammen entsprach dem Idealbild der Unternehmer und planenden Angestellten, wurde dem betrieblichen Alltag aber nur bedingt gerecht. Dafür sprechen schon die zitierten Quellen, die zahlreichen Fabrikordnungen und Disziplinarreglements: Die Tatsache, dass diese zum Teil sehr detailliert ausgestaltet waren und sukzessive ausgeweitet wurden, deutet nicht nur auf die Ansprüche der Werksobrigkeit, sondern zugleich auf tatsächlich vorhandene Disziplinprobleme hin, reagierten die Reglements doch auf den betrieblichen Alltag.²¹ Die Realität im Werk entfaltete sich im spannungsvollen Zusammenspiel aus unternehmerischen Herrschafts- und Kontrollansprüchen auf der einen und dem Willen der Beschäftigten, im gesetzten Rahmen ihre eigenen Entfaltungsmöglichkeiten zu suchen, auf der anderen Seite. Auch die Arbeiter waren mit spezifischen Handlungsressourcen ausgestattete Akteure im komplexen betrieblichen Handlungsfeld. Dies wird im folgenden zweiten Teil des Beitrags anhand der hier gewählten Fallbeispiele gezeigt.

II. Vom Absentismus zur Renitenz: Aktionsformen im betrieblichen Handlungsfeld

Die Rekonstruktion innerbetrieblichen Arbeiterhandelns ist angesichts der Quellsituation kein leichtes Unterfangen, denn die betrieblichen Dokumente wurden ausschließlich aus Sicht der Unternehmer verfasst. Ego-Dokumente, also Autobiografien oder Tagebücher von Arbeitern, sind weder aus Düdelingen noch aus Neunkirchen bekannt. So mussten

20 Im „Disziplinar-Reglement für Meister des Neunkircher Eisenwerks“ aus dem Jahre 1902 (StA Nk, Best. KS NE) etwa waren Gratifikationen für einen positiven Produktionsverlauf vorgesehen.

21 Den multiplen Quellenwert der Fabrikordnungen beschreibt Bernd Flohr folgendermaßen: „Diese Reglements sind Manifestationen fabrikherrschäftlicher Interessen und Sanktionsinstrumente, sie spiegeln Disziplinarprobleme wider und geben auch Aufschluß über faktisches Verhalten.“ Bernd Flohr: Arbeiter nach Maß. Die Disziplinierung der Fabrikarbeiterschaft während der Industrialisierung im Spiegel der Arbeitsordnungen, Frankfurt/Main 1981, S.15.

die betrieblichen Dokumente, die Fabrikordnungen, Strafkataloge, Personallisten oder Disziplinarreglements perspektivisch umgedreht werden, um Sichtweisen und Handlungsmuster der Beschäftigten herauszufiltern. Lothar Machtan schreibt zutreffend, man müsse bereit sein, „sich auch mit scheinbaren Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten zu befassen, die beileibe nicht um ihrer selbst willen untersucht werden, [...] sondern als die Mosaiksteine, aus denen sich das Bild [...] im historischen Betriebsalltag zusammensetzt“.²² Setzt man sich mit jenen Details auseinander, so kristallisieren sich verschiedene, immer wiederkehrende Aktions- und Reaktionsmuster zeitgenössischer Hüttenarbeiter heraus. Sie reichten von höchst individuellen Formen bis hin zu wenigstens punktueller und situativer Bündelung von Interessen in einer kollektiven Aktion.

Gewissermaßen an der Tagesordnung waren Absentismus und andere Zeitvergehen wie Unpünktlichkeit, eigenmächtige Verlängerung der Pausen oder frühzeitiges Verlassen der Arbeitsstätte. Unter den zahlreichen Einträgen in einem Strafkatalog des Neunkircher Walzwerks aus dem Jahre 1923²³ fanden sich mehrfach Bemerkungen wie „nicht auf Schicht“, „entfernte sich von seiner Arbeitsstelle“, „fehlte zwei Schichten ohne Urlaub“, „dehnte die Pause zu lange aus“, „kam zu spät auf Schicht“ oder „hat die Arbeit zu früh verlassen“.²⁴ In den Düdelinger Stammlisten wurden in der Rubrik „motif du départ“ Entlassungsgründe festgehalten. Hier fanden sich ähnliche Einträge wie in Neunkirchen, in der Stammrolle von 1901 etwa „manque trop“ oder „absence au travail“.²⁵ Eng verkoppelt mit diesen Zeitvergehen waren in Neunkirchen die überaus häufig dokumentierten Kontrollmarkenvergehen. Im Werk wurden die Arbeitszeiten noch bis weit in die Zwischenkriegszeit mit einfachen Kontrollmarken überwacht, die zu Schichtbeginn ab- und beim Verlassen des

22 Lothar Machtan: Zum Innenleben deutscher Fabriken im 19. Jahrhundert. Die formelle und informelle Verfassung von Industriebetrieben, anhand von Beispielen aus dem Bereich der Textil- und Maschinenproduktion (1869-1891), in: Archiv für Sozialgeschichte, 1981, S.179-236, hier S.186.

23 Im StA NK sind einschlägige Quellen noch viel stärker als in Düdelingen recht fragmenthaft überliefert, d. h. es finden sich nur punktuell aussagekräftige Dokumente, um die hier diskutierten Fragestellungen zu bearbeiten. So sind umfangreiche Strafkataloge nur für die Zwischenkriegszeit erhalten. Die dort analysierten Einträge dürften aber in ähnlicher Form auch in Vorkriegsdokumenten auftauchen.

24 Strafkatalog Walzwerk Neunkirchen 1923. Dieser Strafkatalog erfasst noch Einträge bis in die späteren Zwanzigerjahre und ist im Depositum der Saarstahl AG (Dep. Saarstahl AG) innerhalb des StA NK überliefert.

25 „Fehlt zu oft“ oder „Abwesenheit von der Arbeit“. AnLux, ADU-U1-113.

Werkes wieder eingehängt werden mussten. Wichtig war, dass dies persönlich erledigt wurde, um jeden Arbeiter individuell überprüfen zu können. Kontrollmarkenvergehen waren, glaubt man dem Strafkatalog, Legion. Es heißt in dem umfangreichen Dokument mehrfach „hängte seine Marke nicht ab“, „hängte seine Marke nicht ein“ oder „ließ sich von einem anderen die Marken aufhängen“.²⁶ Bisweilen gewannen Absentismus und Zeitvergehen systematische Züge, vor allem, wenn sie an bestimmte Feierlichkeiten gebunden waren. Zwar ist die gerade in der Frühindustrialisierung bekannte Tradition des ‚Blauen Montags‘²⁷ an keinem der beiden Orte festzustellen, doch häuften sich die Fehlschichten in Neunkirchen zur Zeit der örtlichen Kirmes. Im August 1924 wurden nicht weniger als 24 Feiler des Neunkircher Walzwerks zu einer Geldstrafe verurteilt, weil sie am Kirmesmontag nicht zur Arbeit erschienen waren. Am darauffolgenden Kirmesdienstag wurden noch einmal acht Arbeiter – fünf Walzer, zwei Scherenmänner und ein Adjustierer – aus dem gleichen Grund sanktioniert.²⁸ In eine ähnliche Richtung zielt der Eintrag „manqué passant la fête“ in der Düdelinger Stammliste von 1901.²⁹ Es lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass die strikt formulierte Zeitökonomie hier und da durch die Arbeiter aufgeweicht wurde. Die Neunkircher Arbeiter erreichten in den 1880er-Jahren sogar eine Modifizierung der Zeitordnung: Viele Wochenpendler verließen in den Vorjahren an Samstagen eigenmächtig die Arbeit eine halbe Stunde zu früh, um ihren Zug zu erreichen. Stumm zeigte sich daraufhin konzilient und gestand diesen Beschäftigten zu, früher zu gehen, falls die Mittagspause verkürzt werde. Es zeigt sich an diesem Vorgang, dass scheinbar festgefügte Strukturen durch das Handeln der Arbeiterakteure modifiziert werden konnten.³⁰

Ein zweites „eigen-sinniges“ Handlungsmuster zeitgenössischer Industriearbeiter könnte man als bewusste Zurückhaltung oder Dosierung der Arbeitsleistung umschreiben. Der Arbeitgeber formulierte bei Beginn des Beschäftigungsverhältnisses den berechtigten Anspruch auf produktive und kontinuierliche Arbeitsleistung, dem sich die Arbeiter aber mitunter entzogen. Es erfolgte dann nicht selten die Kündigung, die in den Düdelinger Stammlisten mit Begriffen wie „paresseux“ oder „négligence“

26 Strafkatalog Walzwerk Neunkirchen 1923.

27 Siehe Jürgen Reulecke: Vom blauen Montag zum Arbeiterurlaub, in: Archiv für Sozialgeschichte, 1976, S.205-248.

28 Siehe Strafkatalog Walzwerk Neunkirchen 1923.

29 „Hat gefehlt, weil er eine Feier besucht hat“. AnLux, ADU-U1-113.

30 Die Circulare des Carl Ferdinand Stumm. Zirkular Nr. 15, 20.8.1882, S.18f.

begründet wurde.³¹ Dies allein ist sicherlich kein sonderlich erwähnenswerter Befund. In einem 1908/1909 entstandenen Aufsatz „Zur Psychophysik der industriellen Arbeit“ erläutert Max Weber aber das Phänomen des „Bremsens“, das „sich auch beim Fehlen aller gewerkschaftlichen Organisation überall da [zeigt], wo irgendwelches Maß von Solidaritätsgefühl in einer Arbeiterschaft oder doch einem [...] Teil ihrer existiert“.³² „Gebremst“ werde vor allem in Betrieben mit Akkordlöhnung und einem starken Unternehmertum, das offizielle Organisationen nicht zulasse. Beim Bremsen ging es im Wesentlichen darum, die Arbeitsgeschwindigkeit gezielt zu drosseln, um die Akkordsätze möglichst hoch zu halten. Zwar ist eine solch subtile, auf Absprache und Vertraulichkeit beruhende Form der „Mikropolitik im Unternehmen“³³ anhand der Quellen nicht exakt nachzuweisen. Folgt man allerdings Max Webers Ausführungen, so scheint die Hüttenindustrie mit ihrem repressiven Klima und der in manchen Teilbetrieben praktizierten Leistungsentlohnung ein fruchtbares Terrain für das Bremsen gewesen zu sein.

Ungleich klarer manifestierten sich die Handlungspotenziale der Hüttenarbeiter in vielen Fällen offener Renitenz und Insubordination, die sich gegen die direkten Vorgesetzten vor Ort, die Meister, Vorarbeiter oder Erstleute, innerhalb der hierarchisch gestaffelten Arbeitsgruppen richteten. Bisweilen kulminierten in solchen Begebenheiten länger schwelende Konflikte mit einzelnen Vorgesetzten. So hieß es in einem werksinternen Bericht aus Düdelingen: „Daraufhin hob Schwind [ein Roulagearbeiter] einen dicken Stein im Wagen auf und warf denselben mit der Bemerkung ‚Ich werfe dir diesen Stein ins Gesicht‘ nach dem Aufseher, welcher sich aber in Sicherheit brachte und die Hüttenpolizei anrief. Schwind wurde daraufhin von der Hüttenpolizei aus dem Werk geführt. Da dieser Arbeiter (sowohl wie sein Bruder Schwind Jean) sich schon öfters durch Frechheiten gegenüber dem Aufseher bemerkbar gemacht hat, bin ich der Ansicht, denselben sofort zu entlassen.“³⁴ Bezeichnend sind einige in der Stammrolle von 1901 dokumentierte Entlassungsgründe. Über einen Ar-

31 „Faul“ oder „Nachlässigkeit“. So etwa in der Stammrolle von 1891: AnLux, ADU-U1-110.

32 Zit. nach: Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik. Hrsg. von Marianne Weber, Tübingen 1988, S.156.

33 Karl Lauschke/Thomas Welskopp (Hrsg.): Mikropolitik im Unternehmen. Arbeitsbeziehungen und Machtstrukturen in industriellen Großbetrieben des 20. Jahrhunderts, Essen 1994.

34 AnLux, ADU-U1-94.

beiter hieß es etwa: „renvoyé par M. Mayrisch [Hüttendirektor, F.T.] wegen Unverschämtheit gegenüber dem Hüttenwärter“. Weitere entsprechende Einträge bezogen sich auf Grobheit („grossièreté“) oder Ungehorsam („désobéissance“). In mehreren Fällen ist die Rede von Beleidigung („injure“) oder Bedrohung („menace“) von Vorgesetzten, manchmal gar von „menaces et violences envers son chef“ („Bedrohung und Gewalt gegen den Vorgesetzten“).³⁵

Zahlreiche ähnliche Einträge finden sich in besagtem Neunkircher Strafkatalog. So wurden die Gehilfen Jakob Klein und Peter Michel im November 1923 wegen „ungebührliche[m] Benehmen gegen den Vorarbeiter“ ebenso zur Rechenschaft gezogen wie der Schlosser Friedrich Feis. Im Folgemonat hätten sich vier Gehilfen „trotz mehrmaliger Warnung des Meisters beim Schichtwechsel [...] nicht gemeldet“. Mehrfach wiederholte Anordnungen wurden nicht befolgt, die scheinbar so erdrückende Dominanz der Hüttenoberen schlichtweg ignoriert. Deren Autorität wurde mitunter direkt infrage gestellt, beispielsweise durch den Adjustierer August Conrath und den Feiler Wilhelm Schleck, welche im Juni 1925 zu spät zur Arbeit erschienen und sich weigerten, dem Pförtner ihren Namen zu nennen. Man versuchte, der Hüttenbürokratie, den Mechanismen der Erfassung und schließlich dem Bestrafungsapparat zu entgehen. Der Walzer Friedrich Lauer wurde im November 1925 nach Hause geschickt, „weil ihm die zugewiesene Arbeit nicht passte“.³⁶ Die geschilderten Vorfälle zeigen, dass die Hüttenarbeiter eigene Vorstellungen über ihre Arbeitssituation mit in den Betrieb brachten und diese gegebenenfalls auch durchzusetzen suchten.

Man sollte nicht den Fehler begehen, die exemplarisch geschilderten Fälle in einem politischen Sinne überzubewerten, wie das in der älteren Literatur etwa unter dem Signum einer „anderen Arbeiterbewegung“³⁷ geschah. Es ging den Arbeitern letztlich darum, sich im betrieblichen Alltag Handlungs- und Autonomieräume zu sichern und gegebenenfalls die Arbeitssituation konkret zu verbessern. Mitunter gipfelten Unzufriedenheit und Protestpotenziale in kürzeren Ausständen und „wildem Streiks“, die auf die Straße getragen wurden, das betriebliche Handlungsfeld also direkt mit der außerbetrieblichen Lebenswelt verbanden. Charakter, Her-

35 AnLux, ADU-U1-113.

36 Strafkatalog Walzwerk Neunkirchen 1923.

37 Karl-Heinz Roth: Die ‚andere‘ Arbeiterbewegung und die Entwicklung der kapitalistischen Repression von 1880 bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zum Neuverständnis der Klassengeschichte in Deutschland, München 41977.

gang und Träger dieser Arbeitsniederlegungen sollen im Folgenden anhand einiger Beispiele erörtert werden.

III. Punktuelle Organisation und offener Protest: Wilde Streiks und ihre Träger

Im August 1905 sandte die Gendarmerie Düdelingen einen Bericht über einen Ausstand im Hüttenwerk an die übergeordneten Instanzen in der Hauptstadt. Da dieser Vorgang sehr plastisch Form und Charakter mehrerer wilder Streiks im Düdelingen der Vorkriegszeit spiegelt, lohnt es sich, das Protokoll etwas ausführlicher zu zitieren:

„Vor Monatsfrist schickte die Direktion des hiesigen Hüttenwerkes 2 Beamten nach Tyrol und Italien um allda Arbeiter anzuwerben, mit der Weisung diesen Arbeitern einen täglichen Arbeitslohn von frs. 3,25-4 zu versprechen. Die Beamten warben auch eine Anzahl Arbeiter an, welche hier bei den Hochöfen [...] eingestellt wurden [...]. Nachdem selbe einige Tage hier gearbeitet hatten erklärten sie diese Arbeit sei ihnen zu schwer, worauf sie in der Möllerhalle zum Minetteklopfen verwandt wurden. [...] Gestern bei Löhnung wurde denselben nur frs. 2,75 pro Tag ausgezahlt. Am heutigen Morgen stellten nun 25 Mann von denselben die Arbeit ein [...]. Sie verlangen frs. 3,50-4 Tagelohn andernfalls sie die Arbeit nicht mehr aufnehmen würden. Der Betriebschef der Hochöfen weigert sich ihnen die verlangte Lohnerhöhung zu gewähren [...]. Die Arbeiter sind einstweilen nach ihren Wohnungen zurück gekehrt um die Rückkehr des Herrn Direktors, welcher verreist ist, abzuwarten, in der Hoffnung, dieser werde ihren Forderungen gerecht werden. Es ist sehr wahrscheinlich, dass heute Abend bei Antritt der Nachtschichte noch etwa 12 Mann, welche mit den andern zusammen angeworben waren, die Arbeit einstellen. Man glaubt nicht, dass die Bewegung eine grössere Ausdehnung annehmen wird.“³⁸

Es zeigt sich, dass es hier um konkrete Verbesserungen der Arbeitssituation ging, nämlich um höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen. Weitergehende politische Forderungen spielten keine Rolle. Es handelte sich um eine „spontane Arbeitsniederlegung“ ohne übergeordnete organisatorische Steuerung und ohne ausgearbeitete Programmatik.³⁹

Interessant und überaus repräsentativ für den Düdelinger Fall ist die soziokulturelle Zusammensetzung der Ausständigen: Es waren ausschließ-

38 AnLux, J 76/75, Bl. 31.

39 Siehe Friedhelm Boll: *Arbeitskämpfe und Gewerkschaften in Deutschland, England und Frankreich. Ihre Entwicklung vom 19. zum 20. Jahrhundert*, Bonn 1992, S.65-68. Am anderen Ende der Skala stehen nach Boll gewerkschaftlich gesteuerte Tarifbewegungen.

lich Italiener beteiligt, die gemeinsam angeworben worden waren und auch im Betrieb in einer Kolonne eingesetzt wurden. Die seit den 1890er-Jahren massiv im Werk präsenten Italiener sahen sich einer doppelten Außenseiterrolle gegenüber: Als Angehörige der unteren sozialen Klassen ohnehin politisch und gesellschaftlich marginalisiert, nahmen sie auch innerhalb der Arbeiterschaft eine Außenseiterstellung ein. Die zumeist ungelerten Italiener galten den autochthonen Kollegen und nicht zuletzt auch etlichen Gewerkschaftsfunktionären häufig als Lohndrücker oder Streikbrecher.⁴⁰ Nach innen aber schlossen sich die italienischen Immigranten umso enger zusammen: Es entstanden zuhauf italienische Cafés, Vereine und Hilfskassen im gesamten Minettebezirk. In Düdelingen bildete sich in unmittelbarer Nachbarschaft zum Hüttenareal das Viertel „Italien“ als signifikantes Beispiel dieser soziokulturellen und nationalen Segregation im luxemburgischen Industriegebiet.⁴¹ Es griff das von Niklas Luhmann beschriebene dialektische Zusammenspiel aus Exklusions- und Inklusionsmechanismen.⁴² Durch zahlreiche wilde Streiks widerlegten die italienischen Arbeiter xenophobe Stereotype: Auch sie erwiesen sich als selbstbewusst handelnde Akteure, welche die ihnen oktroyierten Arbeitsbedingungen keineswegs indifferent hinnahmen. Häufig endeten die spontanen Ausstände allerdings in Niederlagen und Entlassungen. So sind verschiedene weitere Vorfälle wie die im Februar 1906 und im Mai 1909 nur noch dadurch bekannt, dass in den Personallisten als Entlassungsgrund „grève“ (Streik) vermerkt ist. 1906 waren von 85 Streikenden 81 Italiener, die 20 Streikenden 1909 waren ausnahmslos italienischer Herkunft.⁴³ Die anderen im Werk vertretenen Nationalitäten, vor allem Luxemburger und Deutsche, hielten sich zurück. Sie suchten andere Wege der Interessenartikulation oder blieben als privilegierte Stammarbeiter und Fachkräfte ruhig. Die nationale Segmentierung der Hüttenbelegschaft, die auch eine geschlossene organisatorische Mobilisierung massiv erschwerte, spiegelte sich im Streikverhalten. In Düdelingen blieben die Ausstände unblutig, während im benachbarten Differdingen 1912 die Lage eskalierte. 350 bis 400 Arbeiter, davon rund 95 Prozent Italiener, traten aus Protest gegen Lohnabzüge in den Ausstand. Die

40 Siehe Ben Fayot: *Sozialismus in Luxemburg. Von den Anfängen bis 1940*, Luxemburg 1979, S.140f.

41 Siehe Benito Gallo: *Les Italiens au Grand-Duché de Luxembourg. Un siècle d'histoires et de chroniques sur l'immigration italienne*, Luxemburg 1987, S.112-132.

42 Siehe Niklas Luhmann: *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*, Opladen 1995, S.237-264.

43 AnLux, ADU-U1-115 (1906), und AnLux, ADU-U1-117 (1909).

Regierung schickte Soldaten zur Beendigung des Streiks, bei den entstehenden Unruhen kamen vier Menschen ums Leben.⁴⁴

Zu Neunkirchen erfährt man erst in der Zwischenkriegszeit etwas über kürzere Ausstände oder wilde Streiks. So heißt es in einem werksinternen Bericht über die Koksfahrer im Hochofenbereich: „Es ist dies seit Kriegsende ein minderwertiges Element, das in jeder Streikbewegung führend ist.“⁴⁵

Auch hier waren es die ungelerten Kräfte, die durch spontane Arbeitsniederlegungen ihren Unmut artikulierten. Allerdings herrschte in der Zwischenkriegszeit insgesamt ein deutlich gewandeltes politisches und gesellschaftliches Klima, das Ausstände und Arbeitsniederlegungen eher begünstigte.

Es sind im Wesentlichen zwei Faktoren, die vor dem Ersten Weltkrieg in Neunkirchen ähnliche punktuelle Unruhen wie in Düdelingen erschweren. Zum einen herrschte ein wesentlich repressiveres Klima. Die Unternehmensleitung griff weit in die Lebenswelt ihrer Arbeiter ein, sprach Verbote politischer und gewerkschaftlicher Betätigung aus, verhängte Boykotte gegen lokale Wirtshäuser und Geschäfte, griff schneller zu Kündigungen und führte systematisch Schwarze Listen.⁴⁶ Solche Tendenzen waren in Düdelingen ebenfalls feststellbar, allerdings nicht in dieser Intensität und Tragweite. Zum anderen ist auf das divergierende soziokulturelle Profil der Arbeiterbevölkerung hinzuweisen. In Düdelingen wurden die geschilderten Ausstände von Immigranten getragen, die als Ergebnis alltäglicher Exklusion geschlossen agierten. In Neunkirchen fehlte ein derartiges „Subproletariat“. Überdies ist auf die unterschiedlichen Siedlungsformen hinzuweisen. Das Gros der Neunkircher Hüttenarbeiter rekrutierte sich aus Binnen- und Nahwanderern, die wöchentlich oder gar täglich in ihre Heimatdörfer, zu ihrer Familie und ihrem eigenen Stück Land zurückkehrten.⁴⁷ Unzufriedenheit konnte durch den ständigen Rückzug in die ländlich-agrarische Welt kanalisiert werden. Das zerstreute Siedlungs-

44 Siehe Trausch, *L'immigration italienne*, S.461-464.

45 Siehe StA Nk, Dep. Saarstahl AG, Nr. 199-1-6-1926-33.

46 Siehe Joachim Jacob: Carl Ferdinand Stumm. Hüttenbesitzer und Politiker, in: Richard van Dülmen/Joachim Jacob (Hrsg.): *Stumm in Neunkirchen. Unternehmerherrschaft und Arbeiterleben im 19. Jahrhundert. Bilder und Skizzen aus einer Industriegemeinde*, St. Ingbert 1993, S.13-38, 32-38. Stumm verstarb 1901, aber bis zum Ersten Weltkrieg änderte sich an den politisch-gesellschaftlichen Verhältnissen, die er wesentlich implementiert hatte, nichts Wesentliches.

47 Es fehlen bis dato ausführliche Untersuchungen der Arbeiterrekrutierung in Neunkirchen. Ansätze finden sich etwa bei Joachim Jacob: *Auf dem Weg zur Stadt. Neunkirchen im Industriezeitalter*, in: van Dülmen/Joachim Jacob (Hrsg.), *Stumm in Neunkirchen*, S.115-137, hier S.125.

verhalten erschwerte ferner die außerbetriebliche Gruppenbildung, während unter den Italienern durch die gemeinsame Tätigkeit in den geschlossenen Kolonnen sowie die gemeinsame Wohn- und Lebenswelt im Viertel viel eher Solidaritätsstrukturen ausgebildet wurden. Der symmetrische Vergleich zweier geografisch nicht weit voneinander entfernten Industriestädte belegt also die hohe Signifikanz von Provenienz- und Sozialstrukturanalysen mit Blick auf das Protest- und Gruppenverhalten.

Fazit und Ausblick

Die Eisen- und Stahlindustrie erschien während der Industrialisierungsphase als machtdurchwirkter Raum. Die Unternehmer schufen mittels Fabrikordnungen, Disziplinarreglements und hierarchischer Organigramme einen Handlungsrahmen, der sich im betrieblichen Alltag allerdings äußerst komplex gestaltete. Die Eisen- und Stahlarbeiter verstanden es, sich Freiräume zu verschaffen und Handlungsressourcen zu sichern. Angesichts der disparaten Quellenlage fällt es nicht leicht, die Handlungsformen der betrieblichen Akteure nachzuzeichnen: Es bedarf des Blickes für Details und scheinbare Nebensächlichkeiten, um die soziale Welt des Hüttenbetriebs zu rekonstruieren. Innerbetriebliche Protestpotenziale schlugen bisweilen in direkte Renitenz und kürzere Ausstände um, wie am Beispiel Düdelingens gezeigt wurde. Hier waren es besonders die in mehrfacher Hinsicht marginalisierten italienischen Arbeitskräfte, die in mehreren wilden Streiks ihren Protest gegen ungerechte Behandlung oder Lohnkürzungen artikulierten. Die ländlich-agrarische Verankerung der meisten Arbeiter, ihre verstreute Siedlungsweise sowie nicht zuletzt die wesentlich umfangreichere Repression verhinderten in Neunkirchen ähnliche Vorgänge vor 1914.

Vor allem die Gewerkschaften schafften während des Ersten Weltkriegs an beiden Orten sehr schnell ihren Durchbruch. Kamen die Arbeiterorganisationen vor 1914 nicht über den Status von Splittergruppen hinaus, so übernahmen sie im Zuge der umfassenden sozialen und politischen Krise rasch Verantwortung und erfreuten sich eines starken Zulaufs.⁴⁸ Die schnellen und scheinbar aus dem Nichts erzielten organisatorischen Erfolge belegen, dass unter der Oberfläche bereits lange Frustpotenziale angestaut waren, die dann im Zuge der Legitimationskrise des alten Regimes in formelle Organisation transformiert wurden.

48 Siehe Fabian Trinkaus: Krisenhafter Umbruch und Organisationsverhältnisse. Der Erste Weltkrieg und die europäische Arbeiterbewegung am Beispiel der Hüttenstädte Neunkirchen/Saar und Düdelingen/Luxemburg, in: *JahrBuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, 2012/III, S.40-56.

Studenten und Arbeiterbewegung. Das Beispiel Alfred Meusel

Alexander Wierzock

Die Mehrheit der deutschen Studenten stand der Weimarer Republik ab ihrem Beginn ablehnend oder feindlich gegenüber. Enttäuscht von der Niederlage des Ersten Weltkrieges, politisiert durch den Zusammenbruch des Kaiserreiches und gedemütigt durch den „Knechtschaftsvertrag“ von Versailles, sympathisierten die Studenten mit konservativen und völkischen Kräften, welche die Republik nicht anerkennen wollten. Velerorts entstanden Studentenkörps, die zum Teil von der Reichswehr als Zeitfreiwilligen-Verbände rekrutiert und gegen die Rätebewegung eingesetzt wurden. Am 25. März 1920 erschossen Mitglieder des Marburger Studentenkörps bei Gotha 15 aufständische Arbeiter „auf der Flucht“. Dieses brutale Ereignis, als Morde von Mechterstädt in die Geschichte eingegangen, führt exemplarisch die Konfrontation von nationalistischen Studenten und revolutionären Arbeitern vor Augen.¹

Demgegenüber stand eine Minderheit von Studenten und jungen Akademikern, die sich während des Krieges und in den Wirren der Revolution der Arbeiterschaft angenähert hatte, sich zu sozialistischen Ideen hingezogen fühlte und der Arbeiterbewegung beitrug – so der Pädagoge Carl Mennicke in Berlin, der Philosoph Siegfried Marck in Breslau oder der Jurist Ernst Fraenkel in Frankfurt. Besonders ausgeprägt war diese Verbindung von Arbeitern und Akademikern in Kiel. In dieses Umfeld gehörten namhafte Persönlichkeiten wie Hermann Heller oder der spätere Justizminister Gustav Radbruch.

Weniger bekannt ist das frühe Wirken des Soziologen und Historikers Alfred Meusel (1896-1960) in der Arbeiterbewegung. Meusel hatte 1922 an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU) in den Staatswissenschaften promoviert. Ein Jahr später habilitierte er sich an der Technischen Hochschule (TH) Aachen, wo man ihn 1925 zum Professor für Volkswirtschaftslehre und Soziologie berief. Als er 1933 entlassen wurde und sich der Verfolgung durch die Nazis ausgesetzt sah, flüchtete er nach Großbritannien. Hier trat er 1937 dem KPD-Kreis um Jürgen Ku-

¹ Siehe Dieter Langewiesche/Heinz-Elmar Tenorth (Hrsg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. V, 1918-1945: Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur, München 1989, S.212f.

czynski bei. Seit der Zeit im Exil wandte sich Meusel immer mehr der Geschichtswissenschaft zu, und als ihm 1947 ein eigens für ihn geschaffener Lehrstuhl für neue Geschichte an der Berliner Universität angeboten wurde, nahm er ihn bereitwillig an. Als er 1960 in Ostberlin starb, zählte man ihn zu den Wegbereitern der marxistischen Geschichtswissenschaft in der DDR.²

Meusels Engagement als Student in der Kieler Arbeiterbewegung findet in den Darstellungen über ihn zwar oft Erwähnung, die genauen Umrisse seiner Aktivitäten blieben aber bisher im Dunkeln. Die Auswertung neuer Quellen zeigt, dass er bereits in den Jahren 1919 bis 1921 eine rege Tätigkeit in der Arbeiterpresse und im Arbeiterbildungswesen entfaltete. Diesem Wirken widmet sich der vorliegende Artikel. Von besonderem Interesse ist dabei das politische Denken von Meusel. Gefragt wird vor allem, vor welchen Problemen er die sozialistische Bewegung stehen sah und welche Rolle er als Akademiker in ihr gespielt hat. Zunächst soll allerdings geklärt werden, wie er sich der Arbeiterbewegung annäherte. Die Darstellung gruppiert sich dabei um zwei Begriffe aus dem Werk von Meusel: dem der Zwischenschicht und dem des Abtrünnigen. Beide Begriffe speisen sich in hohem Maße aus seinen eigenen Erfahrungen und verbinden somit Werk und Lebensweg: Sie werden zur biografischen Quelle. Das Ziel des Aufsatzes ist es, den frühen Lebensweg Meusels als Beispiel für eine Minderheit von Studenten in den ersten Jahren der Weimarer Republik nachzuzeichnen.

Die Zwischenschicht

Als im August 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, meldete sich Meusel – wie unzählige junge Männer des Bildungsbürgertums – als Kriegsfreiwilliger. Irgendein Zweifel, dass sich Deutschland nicht in einem Verteidigungskrieg befand, existierte für den achtzehnjährigen Oberprimaner nicht. Untypisch war, dass ihn die allgemeine Kriegsbegeisterung der Zeit nicht zu berühren schien – für ihn sei es eine „amor fati“, eine Liebe zum Unausweichlichen, gewesen, wie er sein Gefühlsleben nachträglich be-

2 Zur Biografie Meusels siehe Mario Keßler: Exilerfahrung in Wissenschaft und Politik. Remigrierte Historiker in der frühen DDR, Köln u. a. 2001, S.50-90; Detlef Siegfried: Das radikale Milieu. Kieler Novemberrevolution, Sozialwissenschaften und Linksradikalismus 1917-1922, Wiesbaden 2004, S.59-67; Mario Keßler/Ders.: Alfred Meusel im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik, in: JahrBuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung, 2010/III, S.65-80.

schrieb.³ Diese Haltung gegenüber dem Kriegsgeschehen mag mit der relativ unorthodoxen Primärsozialisation des Elternhauses zu tun haben.

Alfred Theodor Meusel wurde am 19. Mai 1896 als Sohn von Magdalena (geb. Pankow) und Richard Alexander Meusel in Kiel geboren. Der Vater, zunächst als Oberlehrer an einem Mädchenlyzeum tätig, stieg bald zum Studienrat auf. In der Familie herrschte eine liberale Gesinnung vor. So war der Großvater väterlicherseits ein Richter gewesen, der sich in Schlesien während der 1848er-Revolution für die liberale Bewegung eingesetzt und deswegen sein Amt verloren hatte. Richard Meusel war ebenfalls ein Liberaler, wobei er zum linksliberalen Freisinn tendierte. Der Freisinn, weniger bereit seine Prinzipien zugunsten von Kompromissen aufzugeben als die Nationalliberalen, war eine wenig einflussreiche Richtung des Liberalismus im Kaiserreich, dessen Entwicklung von unentwegten Spaltungen geprägt war. Politiker dieser Richtung, auf die der Vater große Stücke hielt, waren Theodor Barth und Friedrich Naumann. Auf diese politische Gesinnung ist es zurückzuführen, dass Meusels Vater das Reichstagswahlrecht auf Preußen ausgedehnt und die Herrschergewalt des Kaisers eingeschränkt wissen wollte. Mit Ehrfurcht erinnert sich der Sohn an den Vater: „Er [...] war ein guter, bürgerlicher Demokrat – ich glaube, einer der wenigen, die im Zeitalter des Wilhelminismus übrig geblieben waren.“⁴ Als der Weltkrieg ausbrach und Meusel sich am 28. August als Kriegsfreiwilliger zum Heer meldete, war sein Vater zwar bekümmert, ließ den einzigen Sohn jedoch ziehen.⁵ Wird die familiäre Kulisse berücksichtigt, so erklärt sich Meusels untypische Haltung gegenüber der allgemeinen Kriegseuphorie.

Seine Haltung distanzierte ihn von der Mehrheit der anderen Kriegsfreiwilligen, die, wie er bemerkte, größtenteils derselben sozialen Schicht wie er selbst angehörten: Sie „waren höhere Schüler, Studenten, Seminaristen, Angestellte, Kaufleute; dazu kamen ein paar Bauernsöhne“.⁶ Die Erfahrung der sozialen Schichtung in der Armee wurde Meusel zu einem prägenden Grunderlebnis, welches sich im Verlauf seines Soldatenlebens vertiefte. Zuerst in Schleswig während der achtwöchigen Ausbildungszeit, anschließend an der Ostfront in Schlesien, wo im November 1914 die

3 Alfred Meusel: Kriegsfreiwilliger im Jahre 1914, o. D., Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin, Nachlass Alfred Meusel (ABBAW, NL Meusel), Nr. 3, Bl. 1-11, hier Bl. 1.

4 Alfred Meusel: Jugenderinnerungen, o. D., ABBAW, NL Meusel, Nr. 2, Bl. 1-10, hier Bl. 1.

5 Ders., Kriegsfreiwilliger, Bl. 6.

6 Ebenda, Bl. 1.

Verteilung der norddeutschen Kriegsfreiwilligen auf die Armeeabteilung Woysch stattfand. In der Landwehrkompanie, der Meusel zugeteilt wurde, befand er sich zwischen Soldaten, die Land- oder Industriearbeiter waren. Ihm fiel auf, dass diese Männer keine Kriegsbegeisterung zeigten und seine Auffassung von einem Verteidigungskrieg ebenso wenig teilten. Zum ersten Mal in seinem Leben begegnete er mit seinem bürgerlichen Weltbild dem proletarisch-sozialistischen Milieu. In diesem neuen Lebensumfeld, das ihn anzog und zugleich abstieß, begann für Meusel „das Nachdenken und auch der Zweifel“.⁷ Die Monate des Winters 1914/15 markierten eine nachhaltige Wende in seinem Leben: Es kam zu einer Annäherung an das proletarisch-sozialistische Milieu, und sein ohnehin untypischer Kriegspatriotismus geriet ins Schwanken. In dieser Situation wurde er im Februar 1915 befördert und zum Offizierskursus in das niederschlesische Glatz geschickt.⁸ Erneut sah er sich mit einem ganz anderen Umfeld konfrontiert: der feudalistisch-aristokratischen Lebenswelt der Offiziere. Dabei fiel ihm auf, wie schnell sich die anderen Offiziersanwärter diesen anpassten und „äußerst zufrieden [waren], wenn es ihnen gelang, den aktiven Offizier bis auf die näselnde Stimme zu kopieren“.⁹ Später bündelte Meusel die von ihm im Krieg erlebten Schichtungserfahrungen in dem Begriff der Mittel- bzw. Zwischenschicht und verwendete ihn erstmals in dem Aufsatz „Zur Charakteristik des Offizierskorps“, der 1922 erschien. Mit dem Begriff der Zwischenschicht versuchte er die Stellung der Soldaten zu charakterisieren, die wie er „aus bürgerlichen, kaufmännischen oder intellektuellen Kreisen hervorgegangen, ihr *Jahr abdierten*“.¹⁰ Die Redewendung spielt auf das Einjährig-Freiwilligen-System im Deutschen Reich an. Meusel stellte fest, dass sich die Einjährig-Freiwilligen nicht nur von den Offizieren, sondern auch von den herkömmlichen Wehrpflichtigen durch ihre soziale Lage unterscheiden hätten.

Die Differenz zum Offizierskorps bestand darin, dass die Offiziere in ihrer Mehrzahl dem Adel entstammten. Meist handelte es sich um jüngere Söhne von Rittergutsbesitzern. Der Stellung, in der sich der Offizier be-

7 Ebenda, Bl. 5.

8 Ebenda, Bl. 9.

9 Alfred Meusel: Das Bündnis der Denkenden und der Leidenden, in: Der Sozialist. Unabhängige Sozialdemokratische Wochenschrift, 1921, Nr. 22, S.517-522, hier S.519.

10 Ders.: Zur Charakteristik des Offizierkorps, in: Die Neue Zeit. Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie, 1922, Bd. 2, Nr. 17, S.390-396, hier S.393. Hervorhebung im Original.

fand, entsprach dabei, so Meusel, eine ganz bestimmte „feudalistisch-konservative Weltanschauung“.¹¹ Den Hauptzug dieser Denkart sah Meusel in einem mangelnden Verständnis für die soziale Komplexität der modernen Gesellschaft. Aus diesem Grund neige der Offizier zu einer personalen Weltsicht, die zu einer engen „gefühlsmäßige Bindung an die Person und das Haus des Monarchen [führt]. Für den Offizier ist der König die einzige Verkörperung der Staatsgewalt – als *oberster Kriegsherr*.“¹² Für die Einschränkung der königlichen Gewalt des Monarchen durch andere Institutionen hätte er kein Verständnis gehabt. Des Weiteren stellte Meusel bei den Offizieren ein ausgeprägtes Standesbewusstsein fest, das mit einem Ehrenkodex und einem spezifischen Kameradschaftsgeist einhergehe. Ein weiteres Charakteristikum sah er in der militärischen Selbstbeherrschung, die aber unter bestimmten Bedingungen schnell in ihr Gegenteil umschlagen könne. Von der wirklichen Lage der Soldaten, insbesondere von der der Mannschaften, die sich aus Arbeiterfamilien rekrutierten, habe der Offizier keine Vorstellung: wie sollte er auch als Sohn einer aristokratischen Gutsbesitzerfamilie, fragte Meusel.¹³

Von den Soldaten niederen Ranges unterscheide sich die Zwischenschicht aus ganz anderen Gründen. Die soziale Herkunft war dabei nur ein Faktor, mit ihr verknüpft war aber die Kriegsgegnerschaft des einfachen Soldaten, so Meusel. Hierbei differenzierte er zwischen einer gefühlsmäßigen und einer politischen Gegnerschaft. Der Hauptantrieb der ersteren sei es lediglich gewesen, zu Frau und Kindern zurückzukehren. Diese Haltung beobachtete er vor allem bei Landarbeitern. Die politische Kriegsgegnerschaft leitete sich für Meusel aus einer proletarisch-sozialistischen Weltanschauung ab. Aus dieser Perspektive erschien der Krieg als Folge eines „Konkurrenzkampf[es] zwischen staatlich organisierten Kapitalisten-Gruppen [... und] Begriffe wie Vaterlandsverteidigung, Heldentod usw. nur dazu erfunden [...], um die Massen irrezuführen und sie für eine ihnen fremde [...] Sache zu begeistern“.¹⁴ Zwischen diesen beiden Polen lag die Zwischenschicht, der er selbst angehörte.

Für Meusel hing diese Zwischenstellung auf engste mit den Privilegien zusammen, die das Deutsche Reich den Inhabern von höheren Bildungstiteln gewährte. Mit Blick auf das Militär hielt er das Privileg der Einjährig-Freiwilligen für eines der eklatantesten Beispiele. Dieses Vorrecht

11 Ebenda, S.394.

12 Ebenda, S.392. Hervorhebung im Original.

13 Ebenda, S.392f.

14 Meusel, Kriegsfreiwilliger, Bl. 5.

berechtigte die Wehrpflichtigen mit höherem Schulabschluss (Voraussetzung war der einjährige erfolgreiche Besuch der Sekunda) zu einer verkürzten einjährigen Dienstzeit mit Aussicht auf Beförderung zum Reserveoffizier. Durch das große Ansehen, das dem Militär in der Gesellschaft entgegengebracht wurde, zog die Ernennung zum Reserveoffizier wiederum massive Vorteile im Zivilleben nach sich.¹⁵ Dieses mit dem Offiziers-titel verbundene Prestige war für Meusel der Hauptgrund, warum niemals vor dem Krieg in größerer Anzahl Kriegsgegner aus der Zwischenschicht hervorgegangen waren.¹⁶ Und die „gleiche Erscheinung konnte in vergrößertem Maßstab im Kriege beobachtet werden. Die in das Offizierskorps aufgenommenen Einjährigen hatten sofort nach ihrer Beförderung keinen höheren Ehrgeiz, als sich möglichst restlos den Anschauungen, der Ausdrucksweise, dem Benehmen des aktiven Offiziers anzupassen.“¹⁷ Dabei hätte der Krieg prinzipiell eine gegensätzliche Entwicklung möglich gemacht. Tausende von Freiwilligen hatten an der Front das proletarische Milieu entdeckt. Das Kriegsgeschehen, die körperliche Anstrengung und der gemeinsam erlittene Drill führten bei einigen zu einer Aufhebung der Desintegration zwischen Bürgertum und Proletariat. Der langanhaltende Kontakt mit den Soldaten der niederen Ränge weckte ihr soziales Gewissen. Doch die Aussicht auf die Beförderung zum Offizier verhärtete das Verhältnis wieder.¹⁸ „Einmal in das Offizierskorps mit seinen feudalen und aristokratischen Traditionen eingereiht [...], vergaßen diese jungen Offiziere sehr rasch, was sie als *Gemeine* unter Gemeinen erduldet hatten.“¹⁹ Im Unterschied zu anderen Offiziersanwärtern konnte Meusel das Geschehene nicht einfach vergessen, wie er in seinen Erinnerungen behauptet. Für ihn bedeutete – mindestens aus nachträglicher Sicht – der Winter 1914/15 eine Art Fraternalisierungserlebnis.²⁰ Inwiefern dies der Realität entsprach oder ob hier der Hang zur Selbststilisierung überwiegt, muss

15 Siehe Lothar Mertens: Das Einjährig-Freiwilligen Privileg. Der Militärdienst im Zeitgeist des deutschen Kaiserreiches, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte, 1990, Nr. 4, S.316-329; Michael Elstermann: Das preußische „Einjährig-Freiwilligen“-System, in: Zeitschrift für Heereskunde, 2009, Nr. 433, S.113-121.

16 Meusel, Charakteristik, S.393.

17 Ebenda.

18 Siehe Bernd Ulrich: Die Desillusionierung der Kriegsfreiwilligen von 1914, in: Wolfram Wette (Hrsg.): Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München 1992, S.110-126, hier S.118f.

19 Meusel, Bündnis, S.519. Hervorhebung im Original.

20 Ders., Kriegsfreiwilliger, Bl. 11.

unbeantwortet bleiben. Der Verdacht liegt aber nahe, da alle Erinnerungen über die Zeit als Kriegsfreiwilliger erst nach 1945 von Meusel verfasst und zum Teil in der DDR-Presse veröffentlicht wurden.²¹

Nach der Beförderung zum Leutnant im Mai 1916 teilte man Meusel einem Infanterieregiment in der Champagne zu, wo er 1917 von der russischen Oktoberrevolution erfuhr. Begeisterung und Hoffnung vermischten sich bei ihm, als er vom Frieden ohne Annexionen hörte, den die Bolschewiki vorgeschlagen hatten. Wenige Tage darauf wurde er bei Gefechten in der Aisne-Region durch eine in der Nähe einschlagende Granate schwer verletzt. Im Hospital begann er sozialistische Literatur zu lesen: Marx' „Kapital“, Franz Mehring und Karl Kautsky. Danach verbrachte er seinen Dienst in einem Ersatztruppenteil im brandenburgischen Jüterbog und wurde im Juli 1918 als „kriegsverwendungsfähig (kv)“ entlassen. Von Jüterbog aus hatte er oft Gelegenheit nach Berlin zu reisen, wo ihm die revolutionäre Stimmung in der Reichshauptstadt nicht entging. „Wenn man mir damals vorausgesagt hätte, die Revolution werde in Kiel und nicht in Berlin beginnen, würde ich es nicht geglaubt haben.“²² Im Sommer 1918 kehrte er in seine Heimatstadt zurück, wo er fortan an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der CAU studierte.²³

Die Ereignisse, die zum Ausbruch der Revolution in Kiel führten, hatten ihren Ursprung in dem Plan einer letzten Seekriegsoffensive gegen England, welche die deutsche Admiralität Ende Oktober 1918 um der Ehre willen durchführen wollte. Als den Matrosen der vor Wilhelmshaven ankernden Hochseeflotte dieser Plan zu Ohren kam, verweigerten sie den Gehorsam. Um der Lage wieder Herr zu werden, entschied sich die Flottenleitung, die Geschwader zu trennen. Ein Geschwader wurde in den Reichskriegshafen nach Kiel geschickt, wo es in der Nacht zum 1. November eintraf. Schon auf der Hinfahrt hatte die Flottenleitung 47 Matrosen, die als vermeintliche Rädelsführer der „Meuterei“ galten, verhaften lassen. In Kiel angekommen, wurden sie in die Marinearrestanstalt in der Feldstraße überführt. Diese Maßnahme löste unter der Besatzung Unmut aus, und es kursierte schnell die Forderung nach Freilassung der Kameraden. In Kiel kam es darauf am 2. November auf dem Exerzierplatz im

21 Siehe Ders.: Eines Tages zerriß der Vorhang, in: Sonntag, Wochenzeitung für Kultur, Politik und Unterhaltung, 1958, Nr. 4, S.10.

22 Ders.: Erinnerungen an die Novemberrevolution in Kiel, ABBAW, NL Meusel, Nr. 4, Bl. 1-6, hier Bl. 1.

23 Amtliches Verzeichnis der Studierenden der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Winter-Halbjahr 1918/19, Kiel 1919, S.38.

Viehburger Gehölz zu einer ersten Protestkundgebung, an der auch Obleute der USPD teilnahmen. Man kam überein, für den nächsten Tag am gleichen Ort eine große Massenkundgebung einzuberufen.²⁴

Diesem Aufruf folgte auch Meusel. Als er am Abend des 3. November 1918 auf dem Exerzierplatz eintraf, „wimmelte [es] von *Blaujacken*“, wie er sich rückblickend erinnerte.²⁵ Über 6.000 Menschen hatten sich versammelt. Vereinzelt stieß er auch auf einige Bürger und auf junge Offiziere, die, um unerkannt zu bleiben, die silbernen Kokarden von den Mützen entfernt hatten. Doch die große Überzahl der „Riesen-Versammlung [bestand] aus proletarischen Soldaten und Proletariern“. Aufmerksam beobachtete er, so erinnerte er sich, das chaotische Treiben auf den Tribünen, wo jeder reden durfte, solange er die Geduld der Zuhörer nicht überstrapazierte. Dabei fiel ihm auf, wie die Redner „ihren jahrelang unterdrückten Hass, ihre angestaute Erbitterung und ihre tiefe Sehnsucht nach Frieden“ hinausschrien.²⁶

Später formierte sich ein Demonstrationzug, um die inhaftierten Matrosen aus der Marinearrestanstalt zu befreien, dem sich auch Meusel anschloss. Doch bevor der Aufmarsch das Gebäude erreichen konnte, feuerte ein Kommando von Unteroffizieren auf den Zug. Von der panisch zurückweichenden Menge zu Boden geworfen, wurde Meusel Zeuge der „ersten Salve“ der Novemberrevolution. Als er wieder aufgestanden war, bot sich ihm ein trauriger Anblick: „Genau an der Ecke der Brunswiker- und Karlstrasse lag mit zerschmettertem Schädel der Offizier, der die Regierungstruppe befehligt hatte. Nicht weit davon lag auf dem Bürgersteig vor einer zerbrochenen Schaufensterscheibe ein getöteter Zivilist. Mitten auf dem Fahrdamm sah ich ein paar tote Blaujacken“²⁷ – sieben Menschen waren getötet, über 29 verletzt worden. Tags darauf bildete sich der erste Soldaten- und Arbeiterrat der Novemberrevolution, und mit den „14 Kieler Punkten“ entstand gleichsam ein erstes politisches Programm der Aufständischen. Am selben Tag fasste Meusel den Entschluss, der Ortsgruppe der USPD beizutreten. Der revolutionäre Funke war auf ihn übergesprungen: Er war zum Renegaten geworden.

24 Siehe Frank Trende: Zehn Tage im November 1918. Ein Kieler Revolutionstagebuch, in: Robert Habeck/Andrea Paluch/Frank Trende.: 1918. Revolution in Kiel, Heide 2008, S.11-88; Dirk Dähnhardt: Revolution in Kiel. Der Übergang vom Kaiserreich zur Weimarer Republik 1918/19, Neumünster 1984.

25 Meusel, Erinnerungen, Bl. 3. Hervorhebung im Original.

26 Ebenda, Bl. 4.

27 Ebenda, Bl. 5f.

Der Abtrünnige

Im Juli 1923 habilitierte sich Meusel an der TH Aachen. Die Habilitationsschrift behandelte ein Teilproblem der Elitenzirkulation. Dreh- und Angelpunkt dieser Arbeit war der Begriff des Abtrünnigen. Meusel unterschied eine Abtrünnigkeit „nach oben“ von einer „nach unten“, wobei sein Interesse hauptsächlich der letzten Form galt. Den Begriff des Abtrünnigen hatte er aus eigenen Erfahrungen gewonnen. Dahingehend notierte er, dass er „in Bezug auf die hier niedergelegten Urteile dem Leben mehr Dank wie den Büchern schulde“.²⁸

Meusel analysierte als ein Beispiel des Abtrünnigen „nach oben“ den zum Adeligen gewordenen Bürger. Unter diese Kategorie fiel aber ebenso der Arbeiterfunktionär, der sich durch seine Lebensweise von der Masse der Mitglieder zu entfremden begonnen habe. Meusel maß dieser Abtrünnigkeit keine besondere Bedeutung bei, an ihr veranschaulichte sich nur das allgemeine soziale Aufstiegsstreben der Individuen.²⁹

Die Abtrünnigen „nach unten“, denen sein eigentliches Interesse galt, definierte er als diejenigen, die ihre vorteilhafte soziale Existenz aufs Spiel setzen und sich der sozialen Bewegung einer unterprivilegierten Schicht anschließen. Nicht zuletzt Karl Marx sei ein bekannter Vertreter dieser Abtrünnigkeit gewesen wie vor ihm der Marquis de Mirabeau, der in der Französischen Revolution zum Wortführer des Dritten Standes wurde.³⁰

Meusel unterteilte die Abtrünnigen „nach unten“ wiederum in zwei Typen: in „diejenigen, die mit ihrem ganzen Sein, soziologisch und ideologisch, zur revolutionären Gruppe übergehen, und diejenigen, die ausschließlich ideologisch in den sozialen Emanzipationskampf eintreten und ihn vorwärtstreiben“.³¹ Ohne hier auf alle Facetten einzugehen, unterschied er beide Idealtypen durch die ihnen zugrunde liegenden Handlungsmotive. Dem soziologisch-ideologischen Typ gehe es um die Verbesserung der materiellen Lage der sozialen Gruppe, welcher er sich anschließt. Das Machbare, die tatsächliche Umsetzung von Zielen in den

28 Alfred Meusel: Zur Soziologie der Abtrünnigen (Habilitationsschrift Aachen 1923), Hochschularchiv der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen, Nr. 3101, 6, Bl. 1-33, hier o.S. [Vorwort]. Mit geringfügigen Veränderungen erschien die Habilitationsschrift später in den Kölner Vierteljahresheften für Soziologie (KVS): Ders.: Zur Soziologie der Abtrünnigen, in: KVS, 1923, Nr. 2/3, S.152-169.

29 Siehe ebenda, S.154.

30 Siehe ebenda, S.155f.

31 Ebenda, S.155. Hervorhebungen im Original.

Grenzen des Möglichen, habe er vor Augen, wobei das geschichtsphilosophische Endziel zweitrangig bleibt. Den nur-ideologischen Typ zeichne dagegen ein „Erlösungsbedürfnis“ aus, das sehr unterschiedliche Gründe haben kann. Sein Streben richte sich nicht auf die ökonomische Besserstellung der unterprivilegierten Schicht in der Gegenwart, sondern auf das ideelle Endziel der Bewegung. Erlösung und Endziel fallen bei ihm in eins. Getrieben von diesem Maximalismus tendiere er in Wort und Tat zu außerordentlichem Radikalismus.³²

Würde man versuchen, den jungen Meusel selbst einem Typ von Abtrünnigkeit zuzuordnen, so müsste es sicherlich der soziologisch-ideologische sein. Denn für die nur-ideologische Abtrünnigkeit hatte er im Grunde nur Verachtung übrig. Dies wird an seinen Artikeln über den Zustand der sozialistischen Bewegung und ihre Aufgaben deutlich, die er zwischen 1919 und 1921 in Zeitungen und Zeitschriften der Arbeiterpresse publizierte. Es handelt sich dabei gleichzeitig um die frühesten politischen Äußerungen Meusels, der damals gerade mal Mitte zwanzig war.

Nicht untypisch für einen Studenten in der Arbeiterbewegung erstreckte sich sein Betätigungsfeld auf das Arbeiterbildungswesen, die Jugendbewegung und nicht zuletzt auf die Selbstorganisation der Studenten. So wurde Meusel in den ersten deutschen Studentenrat gewählt, der sich im November 1918 in Kiel gebildet hatte. Daneben entstand unter seinem Einfluss im Januar 1919 an der CAU die Vereinigung sozialistischer Studenten (VsS), deren Vorsitz er führte. Im März 1919 trat die VsS durch eine Botschaft an die sozialistischen Studenten Frankreichs über Kiel hinaus in Erscheinung, die die Berliner Tageszeitung „Die Republik“ veröffentlichte. Darin begrüßte die VsS den Gedanken, über alle nationalen Grenzen hinweg die Vereinigung aller sozialistischen Kräfte zu verwirklichen, wozu die Gruppe sozialistisch revolutionärer Studenten Frankreichs (*Etudiants socialistes révolutionnaires de France*) in der „L'Humanité“ aufgerufen hatte.³³ Die VsS wies auf die große Bedeutung dieses Ziels für den Aufbau des Sozialismus hin und betonte, welche Rolle hierfür der internationalen Aussöhnung zukomme. Hinsichtlich der Sammlung aller sozialistischen Kräfte forderte die VsS die sozialistischen Studenten Deutschlands dazu auf, ein Verbindungsbüro einzurichten. Darüber hinaus mahn-

³² Siehe ebenda, S.159-162.

³³ Siehe *Un appel aux étudiants socialistes du monde entier*, in: *L'Humanité*. *Journal socialiste*, 9.2.1919. Eine deutsche Übersetzung des Aufrufs erschien in: *Die Republik*, 23.2.1919. Bei der hier und nachfolgend angeführten Zeitung handelt es sich um die von Wilhelm Herzog herausgegebene „Die Republik, Tageszeitung für die deutschen Arbeiterräte (Berlin)“.

te sie die Studenten, nicht wieder in die „alten Fehler des akademischen Hochmuts zurückzuverfallen“ und den „Gegensatz: Student und Proletariat“ für immer zu begraben.³⁴

Allen Einheitsinitiativen zum Trotz zersplitterte die deutsche Arbeiterbewegung immer weiter in miteinander konkurrierende Richtungen. Die Loslösung des Spartakusbundes von der USPD, die 1918/19 zur Gründung der KPD geführt hatte, markierte den Beginn dieser Entwicklung. Meusel missfiel diese Abspaltung, sah er doch in ihr nur eine Schwächung der sozialistischen Arbeiterbewegung. Um eine Parallelentwicklung in der VsS zu verhindern, befürwortete er strikte parteipolitische Neutralität, welche die Zusammenarbeit der verschiedenen Richtungen gewährleisten sollte. Die kommunistische Seite warf ihm deshalb bald „Zentrismus“ vor, und als sie es nicht erreichte, dass Meusel vom Vorsitz abgewählt wurde, kehrten sie der VsS den Rücken. Der Fortbestand der Vereinigung bis zum Herbst 1920, trotz aller Spannungen zwischen USPD- und SPD-Anhängern, spricht für Meusels Bemühungen, die parteipolitischen Interessen beider Richtungen auszugleichen. „Wer Gelegenheit gehabt hat, die Entwicklung der sozialistischen geistigen Arbeiter seit der Revolution zu verfolgen“, notierte er später, „der wird leicht zu einem gewissen Pessimismus neigen.“³⁵ Legt man die bereits umrissene Begriffsdichotomie seiner Habilitationsschrift zugrunde, so wird deutlich, dass er für das Scheitern der sozialistischen Studentenschaft vor allem die nur-ideologisch Abtrünnigen verantwortlich machte. „Die sozialistische Studentenbewegung verfiel an den meisten Orten schon in den ersten Monaten fast hemmungslos der unheilvollen Wirksamkeit einiger phantasievoll und illusionistisch veranlagter Köpfe. Nachdem ohne jede innere Notwendigkeit die Parteispaltung in die ohnehin schwachen Gruppen hineingetragen war – teilweise aus einer gewissen ästhetischen Freude am Spalten: das Spalten um des Spalten willens –, gerieten die Gruppen in einen unfruchtbaren Doktrinarismus“.³⁶

Die Ausbreitung dieser Tendenz beobachtete Meusel mit Argwohn auch in der oppositionellen Arbeiterjugendbewegung. Diese hatte sich nach einem längeren Sammlungsprozess kurz vor Kriegsende in der „Freien Sozialistischen Jugend“ (FSJ) organisiert. Die auf parteipolitischer Ebene er-

34 Die Internationale sozialistischer Studenten, in: Die Republik, 15.3.1919. Hervorhebungen im Original. Siehe zur VsS auch den offenen Brief an den sozialistischen Schriftsteller Henri Barbusse, in: Die Internationale sozialistischer Studenten, in: ebenda, 20.3.1919.

35 Meusel, Bündnis, S.520.

36 Ebenda.

folgte Abspaltung der KPD von der USPD zog vorerst keine Konsequenzen in der FSJ nach sich. Sie behauptete sich als eigenständige Organisation mit linksoppositioneller Gesinnung. Erst auf der 2. Reichskonferenz der FSJ vom Februar 1919 beschloss der Jugendverband näher an die KPD zu rücken, ohne aber dabei seine Eigenständigkeit aufzugeben.³⁷ In den kommenden Monaten bildeten sich drei Fraktionen. Wilhelm Grotkopp, ebenfalls Student und USPD-Mitglied, notierte: „Ein wüstes Durcheinander herrscht [...] in der Kieler Jugendbewegung, in der man drei verschiedene Richtungen unterscheiden kann. Einige Mitglieder der USP versuchen, die Jugend unter ihren parteipolitischen Einfluß zu bekommen; sie werden aber von der Ortsgruppe der USP, die *keine Parteijugend will, nicht unterstützt*. Mitglieder der KPD wiederum wollen die Jugend zu einer rein kommunistischen machen [...]. Beide Richtungen finden nur in den älteren Genossen Anhänger, während die eigentliche Jugend der dritten Gruppe folgt, die keiner Partei einzig und allein der Jugend und der revolutionären sozialistischen Gesamtbewegung dienen will.“³⁸

Zu der letzten Gruppe muss auch Meusel gerechnet werden, der eine parteipolitische Ausrichtung der FSJ ablehnte: Die „Jugendbewegung als solche darf sich jedoch nicht zum Sprachrohr einer Partei machen. Sie würde das Beste verlieren, was die Jugend überhaupt haben kann: das Recht, sich selber politische Urteile zu bilden.“³⁹ Er bemühte sich um einen Ausgleich der drei Richtungen und schlug vor, ein gemeinsames Programm auszuarbeiten und eine „Bildungsgemeinschaft der proletarischen Jugend“ zu bilden. Zudem wollte er die politische Bildung nur Lehrern übertragen, denen alle drei Richtungen das Vertrauen ausgesprochen hatten.⁴⁰ An diesen Vorschlägen werden zwei zentrale Motive von Meusels politischem Denken sichtbar – erstens überparteilich zu agieren und zweitens den Gegensatz der Parteien zugunsten einer sozialistischen Einheitsfront aufzuheben. Meusels Forderungen zur Einheit der sozialistischen Bewegung hatten eine reale Basis in Teilen der USPD und der mit ihr sympathisierenden Ju-

37 Siehe Heinrich Lienker: Sozialistische Proletarierjugend: Über das Experiment einer selbstverwalteten politischen Jugendbewegung, in: Dieter Baacke u. a. (Hrsg.): Jugend 1900-1970. Zwischen Selbstverfügung und Deutung, Opladen 1991, S.26-44, hier S.26f.

38 Wilhelm Grotkopp: Aufgaben einer sozialistischen Jugendbewegung, in: Republik, 30.8.1919. Hervorhebungen im Original. Bei der hier und im Folgenden angeführten „Republik“ handelt es sich um das USPD-Organ „Republik, Tageszeitung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei für Schleswig-Holstein“.

39 Alfred Meusel: Proletarische Bildungspolitik, in: ebenda, 12.8.1919.

40 Ebenda.

gend. Das zeigt sich nicht zuletzt an der Gründung der Sozialistischen Proletarierjugend (SPJ), die im Dezember 1919 erfolgte, nachdem zuvor die 3. Reichskonferenz der FSJ (Oktober 1919) alle nichtkommunistischen Mitglieder ausgeschlossen hatte. Die SPJ verstand sich ausdrücklich nicht als Parteijugend der USPD. Gemäß ihren Statuten erblickte sie „die Grundlage ihrer Organisation in der unbedingten organisatorischen Selbständigkeit“ und lehnte es ab, „sich auf das Programm irgendeiner Partei zu verpflichten oder sich ihr organisatorisch anzuschließen“.⁴¹ Im Umkehrschluss stand die Mitgliedschaft allen offen ohne Unterschied der parteipolitischen Zugehörigkeit. Meusel, der bereits in der Kieler FSJ-Ortsgruppe „Einführungsabende in die Volkswirtschaft“ geleitet hatte,⁴² engagierte sich auch in der neugegründeten SPJ. So wirkte er im ersten Halbjahr 1920 als Leiter einer Arbeitsgemeinschaft proletarischer Jugend und sozialistischer Studenten.⁴³ Immer wieder trat er als Referent in Erscheinung. Als die SPJ für den August 1920 ein großes Programm mit Wanderungen und literarischen Abenden aufgestellt hatte, beteiligte er sich mit einem Vortrag über den „Sozialismus“.⁴⁴ Im selben Monat folgte eine Veranstaltung zur „Verwendung der Arbeit in der Volkswirtschaft“⁴⁵ und im Oktober 1920 referierte er über die „Grundbedingungen des Wirtschaftslebens“.⁴⁶

Es wäre reizvoll zu zeigen, welche Haltung Meusel während der Jahreswende 1918/19 gegenüber der Revolutionsregierung eingenommen hatte, die sich paritätisch aus Vertretern der SPD und USPD zusammensetzte und am 28. Dezember 1918 an inneren Spannungen gescheitert war. Aus Mangel an Quellen lässt sich darüber aber nur spekulieren. Besser dokumentiert ist seine Position zum Rätssystem, das bekanntlich vom linken Flügel der USPD als neue Staatsform angestrebt wurde. Noch 1925 kritisierte er die sozial-optimistische Zuversicht des Rätegedankens, welche blind gegenüber der ihm innewohnenden Tendenz zur hierarchischen Entartung sei.⁴⁷ Bereits im Herbst 1920, als in der USPD heftige Kämpfe

41 Programm für die Sozialistische Proletarierjugend, in: Proletarier Jugend, 1920, Nr. 1, S.4-6, hier S.4f.

42 Siehe Aus Kiel [Ankündigungen], in: Republik, 5.8.1919.

43 Siehe ebenda, 9.1.1920.

44 Siehe ebenda, 4.8.1920.

45 Siehe ebenda, 25.8.1920.

46 Siehe ebenda, 7.10.1920.

47 Siehe Alfred Meusel: Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx, Jena 1925, S.102f.

um die Frage des Anschlusses an die Komintern tobten, hatte sich Meusel unter den gegebenen Bedingungen entschieden gegen das Rätesystem ausgesprochen. An dieser Ablehnung lässt sich auch erkennen, zu welchem Flügel der Partei er sich selbst zählte. „Es wird oft so dargestellt, als sei die *Rechte* der Partei noch nicht so tief in den Sinn des Rätegedankens eingedrungen wie die Linke [...]. Aber darum handelt es sich in Wirklichkeit gar nicht; es handelt sich einfach um die Anerkennung der Tatsache, daß wir, so lange der Rätegedanke noch nicht die weitesten Kreise der Arbeiterschaft durchdrungen hat [...], gar nicht daran denken können, das Rätesystem zur herrschenden Staatsform zu machen.“⁴⁸

Immer wieder zeigt sich an Meusels politischem Denken ein Instinkt für die Machtverhältnisse. Er hatte erkannt, dass der politischen Neugestaltung Deutschlands enge Grenzen gesetzt waren. Dieser Blick für das politisch Machbare brachte ihn immer wieder in Konflikt mit dem revolutionären Radikalismus. Für Meusel stand fest, dass die revolutionäre Trümmerei vom Coup d'État den Sozialismus unter den gegenwärtigen Umständen keinesfalls voranbringen, sondern ihm im Gegenteil nur schaden würde.

Aus dieser Perspektive sah Meusel die Hauptaufgabe der sozialistischen Bewegung in einer internationalen Verständigung mit den Nachbarstaaten, insbesondere mit Frankreich. „Wenn wir wieder hochkommen wollen, dann brauchen wir den Vertrauenscredit des Auslandes, um die unentbehrlichen Rohstoffe und Lebensmittel einzuführen; und so sicher wie das Amen in der Kirche, so sicher wird uns dieser Kredit nur dann werden, wenn das Ausland nicht nur zu unserer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, sondern zu unserem ernstesten Willen der politischen Neugestaltung Vertrauen faßt.“⁴⁹ Damit stellte sich für ihn vor allem das Problem, die Bestimmungen des Versailler Vertrages einzuhalten. Vor diesem Hintergrund kritisierte er das Vorgehen der Reichsregierung Hermann Müllers gegen die Rote Ruhrarmee im März/April 1920. Denn bei der Niederschlagung der Revolte waren Reichswehr- und Freikorpsverbände in die entmilitarisierte Zone eingedrungen und hatten Artikel 43 des Versailler Vertrages verletzt. Daraufhin besetzten französische Truppen die Städte Frankfurt und Darmstadt. Die deutsche Presse einschließlich der sozialdemokratischen reagierte auf diese Maßnahme mit wütenden Kommentaren, der Vorwurf des französischen Militarismus wurde lautstark

48 Ders.: Die Partei am Scheidewege, in: Republik, 17.9.1920. Hervorhebung im Original.

49 Ders.: Wie lange noch?, in: ebenda, 14.4.1920.

erhoben und auch die deutsche Regierung stieß in dieses Horn. Meusel erkannte die Bedrohung für die deutsch-französische Verständigung, die aus der Reaktion des Kabinetts und der deutschen Öffentlichkeit hervorging, und richtete einen Appell an die Leser der „Republik“: „Wie lange noch, deutsches Volk, willst Du es dulden, daß die Unfähigkeit Deiner Regierung dem Machtkitzel und dem Größenwahn wilhelminischer Offiziere, die Verständnislosigkeit Deiner Zeitungsschreiber jede Friedensarbeit unmöglich macht, jede aufsprießende Blüte internationaler Verständigung im Keime zerstört?“⁵⁰

Die Bemühungen Meusels um eine realistische Politik treten auch in der Beurteilung des Nationalbolschewismus klar hervor.⁵¹ Diese Strömung, zu deren bekanntestem Vertreter der Hamburger Kommunist Heinrich Laufenberg avancierte, erfuhr im Frühjahr 1920 regen Zustrom. Der Nationalbolschewismus versuchte die in der Gesellschaft vorhandene Ablehnung des Versailler Vertrages für den Aufbau einer Räteherrschaft zu nutzen. Innenpolitisch strebte er ein Bündnis aus revolutionären Links- und Rechtskräften an. Auf der Grundlage dieses Bündnisses sollte ein revolutionärer Volkskrieg gegen die Entente und den Versailler Frieden entfesselt werden. Eine außenpolitische Allianz zwischen Deutschland und Sowjet-Russland sah er dabei als notwendige Voraussetzung des Volkskrieges an.⁵² Nach einer Kundgebung Laufenbergers in Kiel sah sich Meusel herausgefordert, den Wahwitz dieser Pläne offenzulegen: „Das deutsche Volk und das deutsche Proletariat ist [...] durch den vierjährigen Weltbrand physisch und psychisch bis aufs Aeüßerste aufgezehrt. Es hat keine Rohstoffe mehr. Der Friedensvertrag setzt ihm, sowohl in Bezug auf die Herstellung von Munition als auch die Stärke seiner Armee sehr enge Grenzen: es soll Krieg führen. Wo und womit, das mögen die Götter wissen.“⁵³ Laufenbergers revolutionärem Volkskrieg setzte Meusel praktische Gegenwartsforderungen entgegen. An deren Spitze stellte er die

50 Ebenda. Auf globaler Ebene mündete für Meusel die Frage der Verständigung letztlich in das Problem einer organisierten Weltwirtschaft, in der keine kapitalistische Konkurrenz die internationalen Beziehungen mehr belasten würde. Siehe Ders.: Zur Geschichte des internationalen Gedankens, in: Republik, 30.4.1920.

51 Siehe Otto-Ernst Schüddekopf: Nationalbolschewismus in Deutschland 1918-1933, Frankfurt/Main 1972, S.70-86.

52 Siehe Heinrich Laufenberg/Fritz Wolffheim: Revolutionärer Volkskrieg oder konterrevolutionärer Bürgerkrieg?, Hamburg o. J. [1919].

53 Alfred Meusel: Nationalbolschewismus oder „Pazifismus“? Ein Wort an Herrn Dr. Laufenberg, in: Republik, 3.5.1920.

Entwaffnung der Freikorpsverbände und den Aufbau einer republikanischen Sicherheitstruppe, die sich aus organisierten Arbeitern rekrutieren sollte. Als nächstes wollte er mit allen Mitteln eine Verständigung mit den Nachbarstaaten herbeiführen, was Wiedergutmachung, Verurteilung der Kriegsverbrechen und Abrüstung erfordere. Daneben intendierte Meusel im Inneren eine finanzpolitische Kehrtwende durch eine Abkehr von der bisherigen Finanzierung des Staatshaushaltes durch ständige Erhöhungen des Papiergeldumlaufes. Stattdessen sollten Einnahmen und Ausgaben durch eine direkte Steuergesetzgebung gedeckt werden.⁵⁴

Abschließend stellt sich die Frage, welchen persönlichen Sinn und Zweck es für Meusel gab, sich der Arbeiterbewegung anzuschließen. Eine eindeutige quellengesättigte Antwort auf diese Frage gibt es nicht, doch scheinen es in den frühen Jahren der Republik existenzialistische Motive gewesen zu sein. Er fand, dass von den geistig Tätigen die Frage des „Wozu?“ immer deutlicher empfunden werde. Dass die Wissenschaft ihren Selbstzweck in sich trage, stifte längst keinen übergreifenden Sinn mehr. Deshalb müsse jede wissenschaftliche Betätigung ihren immanenten Zweck im Menschen finden. Was lag da näher, als die Wissenschaft in den Dienst desjenigen Teils der Menschheit zu stellen, der materiell und geistig vom kapitalistischen Gesellschaftssystem am meisten benachteiligt werde: die Arbeiterschaft.⁵⁵ Hieraus folgte Meusel: „Dem Bündnis der Denkenden und Leidenden gehört heute wie in den Tagen von Karl Marx die Zukunft.“⁵⁶

54 Siehe ebenda.

55 Siehe Meusel, Bündnis, S.520.

56 Ebenda, S.522.

Unter der Peitsche der Abtreibungsparagraphen. Das hessische Langen in der Weimarer Republik

Herbert Bauch

Der nachfolgende Beitrag beschäftigt sich mit Geburtenkontrolle¹ und dem Kampf gegen die Abtreibungsparagraphen 218-220 in der Weimarer Republik im Spiegel von Theater, Film und Vorträgen in der südhessischen Kleinstadt Langen.² Die Auseinandersetzungen um die Abschaffung der „Schandparagraphen“ schlugen sich auch in der Lokalpresse im Jahre 1929 in einer heftigen Polemik zwischen einem Befürworter der Strafverfolgung und deren Gegnern nieder.

Das wichtigste Medium in unseren Betrachtungen über den hunderttausendfachen Verstoß deutscher Frauen und Mädchen gegen das Reichsstrafgesetzbuch stellt zweifelsohne die Kinematografie dar.³ Sie war seit 1900 eine beliebte Attraktion. Vorfürhungen gab es auf Rummelplätzen und Jahrmärkten, in Zirkussen, Varietés und Gastwirtschaften, während sich nach 1905 in den Großstädten feste, ganzjährig betriebene Lichtspieltheater etablierten. Im Frühjahr 1906 eröffnete das erste Kino in Frankfurt am Main. Zwei weitere folgten im gleichen Jahr; alle drei lagen in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofs⁴ und damit der Pendlerströme. Die bewegten Bilder stiegen zum beliebtesten Massenmedium der Zeit auf und hielten „Einzug in den Alltag der Lohnabhängigen“.⁵

Nur wenige Monate nach dem Ende des Ersten Weltkrieges kam die Kinematografie nach Langen. Das Erste Langener Lichtspieltheater war im

1 Siehe zu Geburtenkontrolle und Schwangerschaftsabbruch allgemein Robert Jütte: Lust ohne Last. Geschichte der Empfängnisverhütung, München 2003; Ders. (Hrsg.): Geschichte der Abtreibung. Von der Antike bis zur Gegenwart, München 1993.

2 Siehe Herbert Bauch: Leibesfrucht und Cyankali. Aufklärung auf Leinwand und Bühne, in: Lila Langen – Frauengeschichte(n), hrsg. vom Magistrat der Stadt Langen, Langen 2012, S.38-53. Der Beitrag umreißt das Geschehen zwischen 1930 und 1932.

3 Auch wenn sich die Filme zwischen Aufklärung und Verklärung, zwischen kommerziellem Interesse, Anklage und Melodrama bewegten, muss doch konstatiert werden, dass ihr massenhafter Besuch nicht unerheblich zur politischen Meinungsbildung beitrug.

4 Siehe Michael Schurig/Thomas Worschech: Frankfurter Kinos, in: Hilmar Hofmann/Walter Schobert (Hrsg.): Lebende Bilder einer Stadt. Kino und Film in Frankfurt am Main, Frankfurt/Main 1995, S.268f.

5 Kaspar Maase: Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850-1970, Frankfurt/Main 1997, S.109.

Saal einer Gastwirtschaft untergebracht, und die Germania-Lichtspiele befanden sich im hinteren Teil eines Wohnhauses.⁶

Sozialökonomische und politische Verhältnisse

Langen gehörte politisch und administrativ zum Landkreis Offenbach und war in der Weimarer Republik eine „typische“ südhessische Arbeiterkommune. Eine Kleinstadt, die zwischen 1910 und 1933 von etwa 7.000 Einwohnern auf mehr als 8.500 Menschen anwuchs. Wirtschaftsgeografisch zählte sie zum Einflussgebiet der Großstadt Frankfurt am Main, dort fand Langens arbeitende Bevölkerung größtenteils ihren Lebensunterhalt; jedoch auch die Nachbarstädte Darmstadt und Offenbach und die Adam Opel AG in Rüsselsheim boten Beschäftigungsmöglichkeiten. Gearbeitet wurde vorwiegend im Baugewerbe und in der metallverarbeitenden Industrie, aber auch in den Branchen Handel und Verkehr. Langen selbst besaß einige kleinere Unternehmen, Textil- und Getränkehersteller, die hauptsächlich Frauen beschäftigten. Die Gesamtzahl der Erwerbspersonen lag bei knapp 4.000, jede Vierte war eine Frau. Die Zahl der Erwerbslosen stieg ab 1928 stetig an und betrug in der ersten Hälfte des Jahres 1933 „rund 40% der gesamten Arbeitnehmerschaft“.⁷

Mehrheitlich gehörten die Einwohner Langens der evangelischen Kirche an, doch ein beträchtlicher Bevölkerungsteil hatte sich auch freidenkerischen oder freireligiösen Verbänden angeschlossen. Es existierte eine Vielzahl an bürgerlichen und Arbeiter-Vereinen, berufsständischen Organisationen, Parteien und weltanschaulichen Gruppierungen. An der Spitze der Verwaltung stand seit 1919 Bürgermeister Georg Zimmer, ein Sozialdemokrat, dessen Partei in der Gemeindevertretung bis zum März 1933 die absolute Mehrheit besaß. Zweitstärkste Fraktion war ab 1929 die KPD. Die beiden bürgerlichen, eher berufsständisch orientierten Listen brachten es gemeinsam ebenso wie die Liberalen auf drei Mandate.

6 Siehe Langener Wochenblatt (LWB), 25.4.1919, 16.5.1919. Fast durchgängig existierten zur Zeit der Weimarer Republik zwei Kinos in Langen mit wechselnden Namen, an wechselnden Orten und mit wechselnden Betreibern. Die 1919 eingerichteten Spielstätten mussten von der französischen Besatzungsmacht lizenziert werden, gehörte Langen doch zum sogenannten Mainzer Brückenkopf. Während der französischen Besatzungszeit (1919-1930) wurde Langen aus verwaltungstechnischen Gründen aus dem Kreis Offenbach herausgelöst und der Militärverwaltung des Kreises Groß-Gerau unterstellt.

7 Gewerbelehrer Hamm: Das Erwerbsleben von Langen, in: Langener Anzeiger, 28.2.1939.

Die Nationalsozialisten hatten bis März 1933 keinen Sitz in der Gemeindevertretung. Jedoch veränderten sich mit der Gründung ihrer Ortsgruppe im Januar 1930 schlagartig der politische Diskurs und das Wahlverhalten weiter Bevölkerungskreise. Die NSDAP war zu einer Kraft geworden, die bei Land- und Reichstagswahlen die bürgerlichen Parteien weit hinter sich ließ.⁸

Abbruch und Aufklärung

Der § 218 stand in der Weimarer Republik⁹ fast durchgängig auf der Tagesordnung von politischen Parteien, berufsständischen Organisationen der Ärzteschaft sowie von Frauenverbänden und war häufig genug existenzieller Teil weiblichen Lebens und Alltags. 1920 forderte die USPD im Reichstag erfolglos die Abschaffung der Paragraphen 218-220. Zwei Jahre später war es die KPD, die ihren analogen Antrag mit flankierenden sozialpolitischen Maßnahmen für Mutter und Kind verband. Auch dieser Antrag fand im Reichstag keine Zustimmung. Die Sozialdemokraten traten für eine Reform der Strafgesetzgebung ein.¹⁰ Erst 1926 hatten die Paragraphen-Gegner einen bescheidenen Teilerfolg zu verzeichnen. Die Strafandrohung gegenüber Schwangeren wurde abgemildert und lautete nicht mehr auf „Zuchthaus bis zu fünf Jahren“, sondern auf „Gefängnis“.¹¹ Das Mindeststrafmaß von sechs Monaten wurde auf einen Tag herabgesetzt und eine medizinische Indikation anerkannt.

Der Arzt Hans Lehfeldt, einer der Wegbereiter der sozialen Indikation in der Geburtenplanung, notierte in seinen Erinnerungen: „Die meisten Ärzte wollten mit Abtreibungen nichts zu tun haben. Die haben die Frauen einfach weggeschickt. Gegen Verhütungsmittel waren die auch, weil

8 Siehe Heidi Fogel: Eine Stadt zwischen Demokratie und Diktatur. Dokumentation zur Geschichte Langens von 1918-1945, Langen 1983, S.54-58.

9 Bereits im Kaiserreich gab es größere Auseinandersetzungen um eine Geburtenkontrolle. Hier sei nur auf die sogenannte Gebärstreikdebatte verwiesen. Siehe Eva-Maria Steinbach: Der Gebärstreik von 1913, in: Marita Metz-Becker (Hrsg.): Wenn Liebe ohne Folge bliebe. Zur Kulturgeschichte der Verhütung, Marburg 2006, S.30-41.

10 Zur Reformdiskussion allgemein siehe Daniel Halft: Die Szene wird zum Tribunal! Eine Studie zu den Beziehungen von Recht und Literatur am Beispiel des Schauspiels „Cyankali“ von Friedrich Wolf, Berlin 2007, S.118-132, zu den Vorstellungen und parlamentarischen Initiativen von SPD und KPD S.128-132; Ursula von Keitz: Im Schatten des Gesetzes. Schwangerschaftskonflikt und Reproduktion im deutschsprachigen Film 1918-1933, Marburg 2005, S.35-53.

11 Siehe Reichsgesetzblatt, T. 1, Nr. 29, ausgegeben zu Berlin, den 25. Mai 1926, S.239.

das Gesetz solche Mittel als Gegenstände zu unzüchtigem Gebrauch bezeichnete. Wer sich für Geburtenkontrolle einsetzte, galt unter Medizinern als Quacksalber.¹² Die Folgen dieser weit verbreiteten Verweigerungshaltung erfuhren die Mediziner dann auf ihrem 45. Deutschen Ärztetag 1926 in Eisenach. Dort konstatierte man, dass bei circa 800.000 Schwangerschaftsabbrüchen 10.000 Frauen sterben und etwa 50.000 Frauen bleibende Gesundheitsschäden davontragen würden.¹³ Gleichwohl gab es Ärzte, die bereit waren, soziale Faktoren in ihre Entscheidung mit einzubeziehen, wenn eine Schwangere zu ihnen kam und um Hilfe bat. So nahm ein Landarzt, der in einer norddeutschen Kleinstadt mit etwa 20.000 Einwohnern praktizierte, innerhalb eines Jahres 426 Abbrüche vor. Die Karteiunterlagen seiner Patientinnen überließ er dem sozialdemokratischen Professor für soziale Hygiene Alfred Grotjahn (Berlin), einem Gegner der Indikation, der sie 1932 etwa zeitgleich mit den großen öffentlichen Auseinandersetzungen um den § 218 und der strafrechtlichen Verfolgung der Stuttgarter Ärztin Else Kienle und ihres Kollegen Friedrich Wolf publizierte.¹⁴

Die Weimarer Republik brachte den Frauen nicht nur das Wahlrecht, es entstand auch ein moderner Frauentypus, die sogenannte „Neue Frau“.¹⁵ Angesiedelt vornehmlich im großstädtischen Raum, zeichnete sie sich unter anderem durch ein verstärktes Konsumverhalten und das Verlangen nach sexueller Selbstbestimmung aus. Andererseits etablierte sich ein tradiertes Bild neu, das Frauen und Mädchen allein auf Mütterlichkeit und Weiblichkeit reduzierte und auf breite öffentliche Zustimmung stieß.¹⁶ Innerhalb der Gesellschaft wirkten so zwei gegensätzliche Strömungen, die sich auch in der Einrichtung von Ehe- und Sexualberatungsstellen, die in deutschen Großstädten entstanden, spiegelten. Ehe- oder Sexualberatung, Gesundheits- oder Verhütungsberatung? Das waren die entschei-

12 Zit. nach: Kristine von Soden: Die Sexualberatungsstellen der Weimarer Republik 1919-1933, Berlin 1988, S.139. Lehfeldt war nach der nationalsozialistischen Machtübernahme als Jude und Sexualreformer stark gefährdet und emigrierte 1935 in die USA.

13 Die zeitgenössischen Schätzungen gehen von 500.000 bis zu einer Million Schwangerschaftsabbrüchen aus.

14 Siehe Alfred Grotjahn (Bearb.): Eine Kartothek zu § 218. Ärztliche Berichte aus einer Kleinstadtpraxis über 426 künstliche Aborte in einem Jahr, Berlin 1932.

15 Siehe von Soden, Sexualberatungsstellen, S.44-57; Detlef J.K. Peukert: Die Weimarer Republik, Frankfurt/Main 1987, S.101-106.

16 Siehe Tanja Schroot: Geburtenregelung in der Weimarer Republik, in: Metz-Becker (Hrsg.), Liebe, S.35-41, hier S.35f.

denden Fragen. Für eine Sexualaufklärung setzten sich – allerdings mit unterschiedlichen Begründungen – Neomalthusianer, Sozialdemokraten, Sozialisten und Kommunisten, Anarchisten und Syndikalisten sowie Frauen, insbesondere vom radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung, ein. „Hingegen ging es Sozialdarwinisten stets um die ‚Nachwuchsqualität‘, also um eugenisch und rassehygienisch ausgerichtete Nachwuchsplanung. In diesem Zusammenhang traten sie auch für die Gesundheitsberatung im Rahmen von Eheberatungsstellen ein. Und diese sollten möglichst amtliche Stellen sein – als Abgrenzung und Gegengewicht zu den von freien Verbänden und Vereinen getragenen Sexualberatungsstellen.“¹⁷ 1919 gründete der Berliner Arzt Magnus Hirschfeld die erste Sexualberatungsstelle; 1924 folgte eine in Hamburg, eingerichtet vom Mutterschutzbund, dem Helene Stöcker vorstand. Rasch entstanden weitere Einrichtungen des Bundes in Frankfurt am Main, Mannheim, Breslau, Bremen und Berlin. Zwei Fünftel der Frauen, die 1925 in die Frankfurter Beratungsstelle kamen, wünschten Beratung über einen Abortus und drei Fünftel Auskunft über Verhütungsmethoden.¹⁸ Kondome und Diaphragma waren teuer, die Sexualberatungsstellen gaben sie deshalb häufig kostenlos ab.

Arbeiterfrau und „feine Dame“

Die Ortsgruppe Langen der Kommunistischen Partei lud bereits im September 1924 – also noch bevor die Auseinandersetzungen um die Legalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen zu einer Massenbewegung angewachsen und die ersten Filme zu diesem Thema in den Kinos zu sehen waren – zu einem Theaterabend, bei dem ein „politisches Drama“ mit dem Titel „Unter der Peitsche des Abtreibungsparagraphen“ aufgeführt wurde.¹⁹

Das Stück, dem „höchste politische Bedeutung und Aufklärung“ zugeschrieben wurde, vermutlich ein Laienstück, mit „8 Genossinnen, 3 Genossen und 4 Kinder[n]“ als Mitspielende, ist in drei Akte unterteilt, deren räumliche Verortung bereits den Klassencharakter des Inhalts verdeutlicht: „Der erste spielt in einer hochherrschaftlichen Wohnung, der zwei-

17 Siehe von Soden, Sexualberatungsstellen, S.58.

18 Siehe Christiane Diemel: Das 20. Jahrhundert (I). Frauenbewegung, Klassenjustiz und das Recht auf Selbstbestimmung der Frau, in: Robert Jütte (Hrsg.): Geschichte der Abtreibung. Von der Antike bis zur Gegenwart, München 1993, S.149.

19 Siehe LWB, 12.9.1924.

Kommunistische Partei Deutschlands
 Ortsgruppe Langen.

Einladung
 zu dem morgen, Samstag Abend 8 $\frac{1}{2}$ Uhr
 im Saalbau „Zum Lämmchen“ stattfindenden

Theater-Abend.

Zur Aufführung gelangt:
„Unter der Peitsche des Abtreibungsparagrafen“.
 Politisches Drama in 3 Aufzügen.

Eintritt 50 Pfennig. Rauchen verboten.
 Der Vorstand.

Langener Wochenblatt, 12. September 1924

te in einem Arbeiterzimmer, der dritte in der Gefängniszelle.²⁰ Der Topos „hochherrschaftliche Wohnung“ steht für die „feine Dame“, die einen Arzt findet, der gegen gutes Honorar zum Eingriff bereit ist, während das „Arbeiterzimmer“ als Synonym für Not und Elend steht und schließlich die „Gefängniszelle“, die den Schlusspunkt des proletarischen Gesetzverstoßes darstellt.

Drei Jahre später kamen die ersten beiden Filme in die Langener Lichtspielhäuser, welche ungewollte Schwangerschaften thematisierten, aber nicht unterschiedlicher hätten sein können. Zuerst zeigten die UT-Lichtspiele den Stummfilm „Madame wünscht keine Kinder“,²¹ der auf dem gleichnamigen Roman des Franzosen Clement Bautel beruhte und mit bekannten Darstellern, wie Trude Hesterberg und Harry Liedtke, besetzt war. „Der Film geißelt mit graziösem Spott die Irrungen unserer heutigen sogenannten ‚guten‘ Gesellschaft“,²² heißt es in der Annonce, die mit einer leicht bekleideten jungen Frau illustriert ist. Diese steht auf einer Rolle – wohl das Schwankende der Nachkriegsgesellschaft verkörpernd – und blickt den Betrachter neckisch an. In einer ausführlichen Ankündigung im Lokalblatt wird man deutlicher: „Clement Bautel geißelt in diesem Roman

20 Ebenda.

21 Siehe LWB, 5.8.1927.

22 Ebenda.

die Entartung der hypermodernen Frau, die keinen Sinn mehr für Häuslichkeit hat und sich in der Jagd und Gier nach Äußerlichkeiten, nach Sensationen und Mode verzehrt. Er stellt im Gegensatz zu diesem Frauentyp die Forderung auf nach der gesunden weiblichen Frau mit der Sehnsucht nach dem Kinde.“ Der Roman hat „in Frankreich alarmierend gewirkt [...]. Die Angst um die Abnahme der [...] Bevölkerung liegt wie ein Alp auf allen einsichtigen Männern. [...] Aber nicht allein Frankreich bewegt diese ernste Frage, auch in Deutschland muß man sich mit ihr eingehend befassen. Die Folgen der sogenannten modernen Ehen [...] wirken sich bei uns noch nicht so aus, wie in Frankreich. Setzt diese ungesunde Bewegung mit dem Schrei ‚nur keine Kinder‘ sich aber weiter durch, so wird es nur wenige Jahre dauern, bis auch in Deutschland das Problem unsere lebenswichtigen Interessen berührt“. ²³ Befürchtet wurde ein allgemeiner Rückgang der industriellen Reservearmee und vor allem der Wehrkraft.

Im Oktober zeigten die Germania-Lichtspiele die von Regisseur Martin Berger gedrehte justizkritische Produktion „Der Kreuzzug des Weibes“. ²⁴ Auch hier machten Vorankündigung und Annonce deutlich, worum es ging: „Den § 218 (Verbrechen gegen das keimende Leben), eines der brennendsten Probleme aller Zeiten, behandelt der unerhört dramatische Film ‚Der Kreuzzug des Weibes‘.“ ²⁵ Das Werk hatte 1926 die Berliner Filmprüfstelle ²⁶ ohne Schnittauflage passiert und war in der Saison 1926/27 eine der erfolgreichsten Produktionen. Jedoch hatten die Prüfer vor der Freigabe eine Umformulierung des zweiten Titels im IV. Akt verlangt. „Der ursprüngliche Wortlaut: ‚Ach was, das Gesetz trifft immer die Armen, die Reichen wissen wie sie sich ihm entziehen!‘ musste ersetzt werden durch ‚Ach was, dem Gesetz wissen sich andere ja doch zu entziehen.‘ Der sozialkritische Impetus eines Disputs, den die beiden Hauptfiguren [...] über die Ungerechtigkeit der Strafverfolgung illegaler Abtreibungen führen, wurde abgeschwächt“, urteilt die Filmwissenschaftlerin Ursula von Keitz und ergänzt: „damit ließ die Prüfstelle ein ursprünglich enthaltenes Argument tilgen, über das im linken Weimarer Parteienspektrum Konsens bestand: Wer Geld hat, kann nicht nur einen medizinischen qualifizierten Schwangerschaftsabbruch durchfüh-

23 Ebenda.

24 Siehe LWB, 21.10.1927.

25 Ebenda.

26 Siehe Eva Sturm: Von der Zensurfreiheit zum Zensurgesetz. Das erste deutsche Lichtspielgesetz (1920), in: Malte Hagner (Red.): Geschlecht in Fesseln. Sexualität zwischen Aufklärung und Ausbeutung im Weimarer Kino 1918-1930, München 2000, S.63-79; v. Keitz, Schatten, S.55-78.

ren lassen, sondern auch einer Erpressung standhalten und sich vor Denunziation schützen.“²⁷ Trotz dieser Abschwächung in seiner Kernaussage lief der Streifen Ende April 1931 erneut in Langen.²⁸

Veranstalter war diesmal kein kommerzieller Kinobetreiber, sondern die Ortsgruppe der Internationalen Arbeiterhilfe (IAH), die den Stummfilm in einem überfüllten Wirtshaussaal aufführte. Welch breites Publikumsinteresse dem Werk entgegengebracht wurde, darauf weist ein Besucher in einem Leserbrief an die Lokalpresse hin: „Man sah sogar greise Mütterchen, die doch in der Mehrzahl aus anerzogenem Vorurteil heraus den Kampf um die Sexualreform ablehnen.“²⁹ Siegfried Kracauer sieht in den „Paragrafenfilmen“ „Kreuzzug des Weibes“ und „Geschlecht in Fesseln“ (der Letztgenannte setzt sich mit der Strafverfolgung von Homosexualität – § 175 – auseinander) lediglich Produktionen, „die eine Stimmung aus Abscheu und Sinnlichkeit erregen, die ihren Wert als Sicherheitsventil nur noch steigern“,³⁰ als Sicherheitsventil gegen eine umfassende Umwälzung der bestehenden Lebens- und Produktionsverhältnisse.

Der 1928 gedrehte Stummfilm „Frauenarzt Dr. Schäfer“ kam zum Jahresende in Langen zur Aufführung. Er spielt im Ärztemilieu, zu dem auch die betroffenen Frauen gehören, und diskutiert die Verantwortung der Mediziner für Schwangerschaftsabbrüche. In der Lokalpresse wird der Film jedoch mit Blick auf ein Arbeiterpublikum mit dem Appell angekündigt: „Gebt dem Staat weniger, aber gesunde Kinder! Übervölkert nicht die Armenhäuser und Spitäler mit Menschen, die dem Leben fluchen und denen, die es ihnen geben!“³¹

„Sterbende Mütter“ – ein Streitfall

Am 1. März 1929 trat im Langener Gasthaus „Zum Adler“ die Rote Wanderbühne Dresden mit dem Theaterstück „Sterbende Mütter“ auf. Ver-

27 Von Keitz (siehe Schatten, S.160-183) hat Produktionsbedingungen, Handlung und Ikonografie des Streifens ausführlich analysiert.

28 Siehe LWB, 28.4.1931; Allgemeiner Anzeiger für Langen und Umgebung (AAL), 28.4.1931.

29 AAL, 5.5.1931. Der Leserbriefschreiber spricht der IAH auch seinen Dank aus für die „rührige Tätigkeit [...] in dieser Frage“.

30 Siegfried Kracauer: Von Caligari zu Hitler. Eine psychologische Geschichte des deutschen Films, Werke, Bd. 2.1, Frankfurt/Main 2012, S.177.

31 LWB, 9.11.1928. Von Keitz (Schatten, S.183-191, 241f., 381) hat mittels schriftlicher Quellen den heute als verschollen geltenden Film analysiert.

§ 218.

Die Rote Wanderbühne Dresden
spielt am Freitag, den 1. März 1929,
abends 8 Uhr, im Gasthaus „Zum Adler“

Sterbende Mütter

Ein Kampfruf gegen den § 218.
Versäume niemand den Besuch dieses Theaterabends.
Eintritt RM. —,60, Erwerbslose —,40.

Rote Hilfe Deutschland (Ortsgruppe Langen).

Langener Wochenblatt, 26. Februar 1929

anstalter war die Ortsgruppe der Roten Hilfe, die die Benefizveranstaltung „zu Gunsten der politischen Gefangenen und deren Angehörigen“³² organisierte.

Eines der beiden Lokalblätter räumte der Roten Hilfe außergewöhnlich viele Zeilen ein,³³ um ausführlich über den Inhalt des Stückes informieren zu können. „Sterbende Mütter“ ist in drei Akte gegliedert. Im ersten wird die Umgehung des § 218 dargestellt „durch die eigne hochwohl-löbliche Justiz, die für diesen Schandparagrafen kämpft, als ob es um gottweiß was ging. Natürlich, die Gesellschaft weiß ja genau um was es geht. Ihre Damen können mit Hilfe der medizinischen Wissenschaft, ohne jegliche körperliche Schädigung, über jede mißliebige Schwangerschaft hinwegkommen.“³⁴ Der zweite Teil spielt in der Behausung des Proletarers und Revolutionärs Brinkmann. Er und seine Frau machen sich gegenseitig Vorwürfe, Schuld an dem zu erwartenden Kind zu tragen, bis sie zu der Einsicht gelangen, „dieses Kind nicht werden zu lassen, um es dem

32 LWB, 15.2.1929.

33 Siehe LWB, 22.2.1929. In der Ausgabe vom 26.2.1929 erhielt die Rote Hilfe nochmals Gelegenheit, für die Aufführung zu werben, gleichzeitig hatte sie eine Anzeige geschaltet.

34 LWB, 26.2.1929.

Hunger und Elend der armen, der unterdrückten Klasse zu entziehen“.³⁵ Im Schlussakt – nachdem zuvor eine weitere Handlungsebene eröffnet wurde – stirbt eine junge Frau (die Tochter des Ehepaares Brinkmann?) an einem missglückten Eingriff einer „Engelmacherin“.³⁶

Am Aufführungstag erschien in der Lokalpresse eine umfangreiche, polemische Stellungnahme des Gewerbelehrers und Zentrumsmitglieds Gustav Troschke, der sich an die „anständige und gut gesinnte Masse“ wandte und in einem Schwangerschaftsabbruch ein größeres Verbrechen als im „Kannibalismus“ sah, schlimmer als „Bruder- und Vaternord“ und den Verursachern einer (nicht gewollten) Schwangerschaft die „Entmannung“ empfahl. Frauen, so führt der gläubige Katholik aus, gehen durch den „Mißbrauch der Ehe“, durch „Verhütung oder Abtreibung“ „zu Grunde“ und nicht durch ein „seid fruchtbar und mehret euch“.³⁷ Natürlich blieben solche Ausführungen nicht unerwidert, und so entwickelte sich in der Folgezeit eine heftige Kontroverse zwischen dem Vorsitzenden der Roten Hilfe, dem kommunistischen Maschinenschlosser Erich Persson, und weiteren Paragraph 218-Gegnern auf der einen und Troschke auf der anderen Seite.³⁸ Während sich die Verbotsgegner zuvorderst (meist) um eine sachliche Debatte bemühten, sparte der Zentrumsmann nicht mit Klischees und Unterstellungen jeglicher Art. Natürlich mussten auch die gesellschaftlichen Verhältnisse in der Sowjetunion dafür herhalten. Auffallend ist, dass ihm niemand – zumindest in der Presse – zu Hilfe kam und dass sich Frauen an der öffentlichen Auseinandersetzung nicht beteiligten.

Zu Beginn des Jahres 1930 sprach Cläre Meyer aus Berlin, Verfasserin der Schrift „Die Frau in der Kirche von heute“, auf Einladung der Ortsgruppe des Verbandes für Freidenkertum und Feuerbestattung über „Moderne Eheprobleme und christliche Kirche“. Der Vortrag richtete sich im Besonderen an „die Frauen“.³⁹ Welche Eheprobleme die Referentin zur Sprache brachte, ist nicht überliefert. Zu vermuten ist jedoch, dass ungewollte Schwangerschaften und deren Verhütung eine wichtige Rolle spielten und der Vortrag möglicherweise ein Reflex auf die vorangegangene Kontroverse in der Lokalpresse war, sonst hätte der Titel kaum Bezug auf die „christliche Kirche“ genommen, die in dieser Frage eindeutig positioniert war.

35 Ebenda.

36 Siehe ebenda.

37 Siehe LWB, 1.3.1929.

38 Siehe LWB 5.3., 12.3., 19.3., 26.3.1929.

39 Siehe LWB, 21.1.1930.

Im Sommer 1930 brachten die UT-Lichtspiele den ein Jahr zuvor gedrehten Streifen „Der Sittenrichter – § 218“ zur Aufführung. Sein Inhalt folgt dem bekannten melodramatischen Erzählmuster: Susi Böhm, eine junge Sekretärin vom Typus „Neue Frau“, gibt der Liebeswerbung ihres verheirateten Chefs nach, wird schwanger und begibt sich zu einer Hebamme. Nach einem missglückten Eingriff wird diese verhaftet und die Staatsanwaltschaft erfährt die Namen aller Frauen, die sich von ihr behandeln ließen. Auch gegen Susi wird ermittelt. An ihrem Hochzeitstag erhält sie die Vorladung zur Verhandlung vor dem Schwurgericht. Um ihren Eltern – ihr Vater ist ein sittenstrenger Justizwachtmeister, der zahlreiche Abtreibungsprozesse miterlebt hat – die „Schande“ zu ersparen, scheidet die verzweifelte Susi aus dem Leben.⁴⁰ Die Justiz der Weimarer Republik verurteilte jährlich vier- bis fünftausend Frauen wegen des Versuchs oder der Durchführung eines Aborts.⁴¹

Cyankali

Bevor das Theaterstück und der gleichnamige Spielfilm „Cyankali – § 218“⁴² des Stuttgarter Arztes und KPD-Mitglieds Friedrich Wolf in Langen zu sehen waren, hatten beide bereits reichsweit für heftige Aufregung und Diskussionen gesorgt. Die Handlung: Hete Fent arbeitet im Büro einer Fabrik und wird schwanger von ihrem Freund, dem Arbeiter Paul. Sie möchte gerne Mutter werden, erkennt jedoch, als Paul durch Streik und Aussperrung seine Arbeit verliert, dass ihr Verdienst zur Ernährung des Kindes nicht ausreicht. Sie entschließt sich zu einem Abbruch. Der Arzt, den Hete aufsucht, verweist auf das Strafgesetzbuch und lehnt den Eingriff ab. Was ihn jedoch nicht daran hindert, bei begüterten Frauen – aus „medizinischen“ Erwägungen – eine Indikation zu befürworten. Hete versucht, sich selbst zu helfen; der Abort misslingt jedoch. Eine ‚Kurpfuscherin‘, die sie in ihrer verzweifelten Lage aufsucht, verweigert ihr die Hilfe wegen des misslungenen Versuchs und der damit einhergehenden (gesundheitlichen) Gefahren. Aus Mitleid überlässt ihr die Frau ein Fläschchen mit Zyankali. Hetes Mutter bemisst die Dosis zu hoch. Als ihre Tochter auf dem Sterbebett liegt, kommt die Polizei zum Verhör. Paul, der mittlerweile wegen eines Lebensmitteldiebstahls verhaftet ist, wohnt der Untersuchung bei und klagt das soziale Elend des Proletariats an. Während Mut-

40 Siehe von Keitz, Schatten, S.234-241. Der Film gilt heute als verschollen.

41 Siehe Dienel, 20. Jahrhundert (I), S.151.

42 Siehe Halft, Szene. Die ausführlichste und instruktivste Würdigung von „Cyankali“.

ter Fent verhaftet wird, stirbt Hete qualvoll.⁴³ Das 1929 entstandene Drama wurde am 6. September im Berliner Lessingtheater von der linksorientierten „Gruppe Junger Schauspieler“ uraufgeführt und war ein großer Publikumserfolg. Zwischen der Premiere und Januar 1930 fanden mehr als hundert ausverkaufte Vorstellungen statt, und die Gruppe gastierte anschließend in fast allen deutschen Großstädten. Weitere Auftritte folgten in der Schweiz und der Sowjetunion.⁴⁴ Einige städtische Theater brachten das Stück ebenfalls auf die Bühne – so das Frankfurter Schauspiel Ende Oktober 1929, wo das Drama in der Spielzeit 1929/30 über zwanzig Aufführungen erlebte und vom Publikum begeistert gefeiert wurde. Aber es gab auch heftige Anfeindungen: „Reaktionäre Kräfte [liefen] Sturm, wobei sich besonders die katholische Kirche hervortat.“⁴⁵ Sie und nationale Verbände forderten die umgehende Absetzung des Dramas. Welche Emotionen „Cyankali“ bei den Frankfurter Zuschauern auslöste, beschreibt der Schriftsteller Erich Kästner: „Am Schluß der Cyankali-Aufführung, die ich besuchte, schrie eine Stimme vom Balkon ‚Nieder mit dem Paragraphen 218!‘ Und ein tumultuarischer Chor von Mädchen- und Männerstimmen rief: ‚Nieder mit ihm! Nieder mit ihm!‘“⁴⁶

Neben Stadttheatern, die jedoch häufig unter politischen Druck gerieten, nahmen sich auch „proletarische Laien Bühnen“ des Stückes an, so der Arbeitertheaterbund Offenbach im November 1929, der das Stück auch in benachbarten Städten aufführte.⁴⁷ Die Volksbühne Sprendlingen studierte ebenfalls das Drama ein und zeigte es am 3. Mai 1931 im Saal einer Lan gener Gaststätte.⁴⁸

Die KPD-Ortsgruppe empfahl in einer Anzeige ihren Mitgliedern und „sympathisierenden Organisationen sowie Anhängern diese Vorstellung zu besuchen“.⁴⁹ In beiden Lokalblättern appellierte eine Leserschrift an „alle diejenigen, welche für die Beseitigung des § 218 sind, diese Kul-

43 Siehe Friedrich Wolf: Cyankali – § 218, in: Emmi Wolf/Klaus Hammer (Hrsg.): Cyankali von Friedrich Wolf. Eine Dokumentation, Berlin-Weimar 1978, S.5-75.

44 Siehe Wolf/Hammer (Hrsg.), Cyankali, S.122f.

45 Rainer Stübling: Kultur und Massen. Das Kulturkartell der modernen Arbeiterbewegung in Frankfurt am Main von 1925 bis 1933, Offenbach 1983, S.144; siehe auch Wolf/Hammer (Hrsg.), Cyankali,, S.232.

46 Zit. nach: Stübling, Kultur, S.144f.

47 Siehe Wolf/Hammer (Hrsg.), Cyankali,, S.223; Neu-Isenburger Anzeiger (NIA), 4.4.1931.

48 Siehe LWB, 1.5.1931; AAL, 1.5.1931.

49 AAL, 1.5.1931.

turveranstaltung zu besuchen“ und ergänzte: „Ganz besonders darf das weibliche Geschlecht nicht fehlen.“⁵⁰ Neben Sprendlingen und Längen wurde „Cyankali“ von der Sprendlinger Laientruppe auch in Dreieichenhain aufgeführt.⁵¹

Der Autor Friedrich Wolf,⁵² der neben seiner seit 1928 bestehenden Mitgliedschaft in der kommunistischen Partei auch dem Verein Sozialistischer Ärzte (VSÄ) angehörte, verband sein künstlerisches Schaffen immer mit dem Anspruch einer gesellschaftspolitischen Intervention („Kunst als Waffe“). Folglich sah er in einer Verfilmung seines Dramas eine Chance, den Kampf gegen den § 218 über die großen Städte hinaus in die Kleinstädte zu tragen, da sich das Kino als Massenmedium fast flächendeckend hatte etablieren können. „Ich glaube“, so Wolf, „an den Film; nur muß er durchaus realistisch, einfach, gradlinig, ohne Schminke und Spielartistik dargestellt werden [...]. Er kann – richtig gedreht – noch weiter wirken wie das Stück, in die mittleren und kleinen Städte des Landes. Er muß absolut präzise, klar, sauber sein!“⁵³

Wolf und sein Verleger vergaben die Filmrechte an die Fox-Film-AG. Hans Tintner, Drehbuchautor, Regisseur und Produzent, legte schon Ende 1929 ein Drehbuch vor, das die explosive Sprengkraft des Bühnenstückes – „wohl schon unter Vorwegnahme eines Zensurstreites“⁵⁴ – deutlich entschärfte. Auch kam er Wolfs Wunsch nicht nach, die Rollen mit Mitgliedern der Gruppe Junger Schauspieler zu besetzen; stattdessen setzte er auf dem Kinopublikum vertraute Gesichter. Gleichwohl wurde Tintners Adaption im April 1930 zensiert. Es folgten Umarbeitungen, eine zweite Fassung, erneute Schnitte, eine dritte Fassung, die am 19. Mai als Teiltonfilm bei der Filmprüfstelle eingereicht und zur Aufführung zuge-

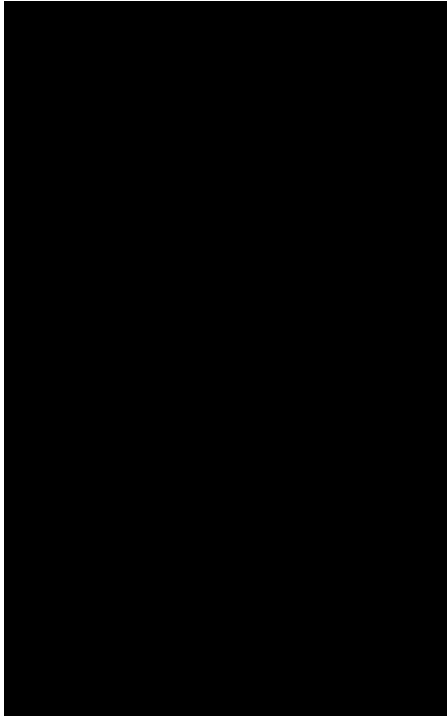
50 Siehe LWB, 1.5.1931; AAL, 1.5.1931.

51 Siehe LWB, 15.5.1931; Sprendlinger Anzeiger, 19.6.1931.

52 Zu Wolfs Vita siehe Henning Müller: Friedrich Wolf. 1888-1953. Deutscher Jude-Schriftsteller-Sozialist, Berlin 2009; Friedrich Wolf. Die Jahre in Stuttgart 1927-1933. Ein Beispiel (Katalog zur Ausstellungsreihe Stuttgart im Dritten Reich), hrsg. v. Projekt Zeitgeschichte im Kulturamt der Landeshauptstadt, Stuttgart 1983.

53 Die Äußerung Wolfs ist abgedruckt in: Ruth Herlinghaus (Hrsg.): Friedrich Wolf und der Film. Aufsätze und Briefe 1920-1933, Potsdam 1988, S.34, zit. nach: von Keitz, Schatten, S.325.

54 Von Keitz, Schatten, S.323. Von Keitz (ebenda S.317-349) analysiert akribisch Produktionsbedingungen, Zensurmaßnahmen, Ästhetik und Ikonographie des Films; siehe auch Olaf Dohrmann: „Kämpfer für eine Reform des § 218“, „Limonade“ oder Gretchentragödie, in: Malte Hagener (Red.): Geschlecht in Fesseln. Sexualität zwischen Aufklärung und Ausbeutung im Weimarer Kino 1918-1930, München 2000, S.102-118.



Langener Wochenblatt, 5. Mai 1931

lassen wurde. Am 23. des Monats erlebte „Cyankali“ dann im Berliner Kino „Babylon“ seine Premiere. Friedrich Wolf und der Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld sprachen „einleitende Worte“. Die Fachpresse nahm den Streifen wohlwollend auf, lobte die „Atmosphäre des Milieus“ und die darstellerischen Leistungen.⁵⁵

Anfang August 1930 stellte das Bayerische Ministerium des Innern, dem sich auch die Innenministerien von Baden und Württemberg anschlossen, einen Antrag auf Widerruf der Zulassung. In der ausführlichen Begründung hieß es unter anderem: „Die Vorschrift des § 218, die geltendes Recht und Niederschlag der sittlichen und rechtlichen Auffassung des verantwortungsbewußten Teils des Volkes

ist, wird sonach durch eine schiefe und verzerrte Darstellung bekämpft. Die Vorführung des Bildstreifens ist daher geeignet, die öffentliche Ordnung zu gefährden und das Vertrauen in die sittliche Berechtigung des Gesetzes zu erschüttern.“⁵⁶ Der Film wurde verboten. Nach weiteren Kürzungen wurde er am 12. September wieder reichsweit freigegeben. Bayern, Württemberg und Baden liefen erneut Sturm gegen „Cyankali“ und verlangten den Widerruf der geänderten Fassung. Im Dezember 1930 wies die Berliner Filmoberprüfstelle die Anträge der süddeutschen Länder zurück – jedoch nicht, ohne zuvor noch zwei weitere Schnittauflagen auszusprechen.⁵⁷ Trotzdem durfte der Film in Bayern weiterhin nicht gezeigt werden.

55 Siehe von Keitz, Schatten, S.330f.

56 Zit. nach: Wolf, Jahre, S.205.

57 Siehe ebenda, S.211f.; Ulrich J. Klaus: Deutsche Tonfilme. Filmlexikon der abendfüllenden deutschen und deutschsprachigen Tonfilme nach ihren deutschen Uraufführungen, 1. Jg., 1929/30, Berlin-Berchtesgaden 1986, S.37-42.

In Neu-Isenburg kündigte ein Lichtspieltheater bereits Ende November 1930 den „schon lange erwarteten“ Streifen an.⁵⁸ Anfang Mai 1931 kam er nach Langen. Die Neue Lichtbühne zeigte ihn an zwei Abenden als „Volks-Vorstellung zu ermäßigten Preisen“. „Jährlich eine Million Verbrecherinnen“, heißt es in der Vorankündigung des Films im „Langener Wochenblatt“. „Nach Ansicht der maßgebenden Ärzte Deutschlands vergehen sich jährlich ca. 1 Million gegen den bekannten Paragraphen 218. In weitaus überwiegenden Fällen ist Armut, soziale Not, Mangel an Raum, Mangel an Existenzmitteln der Grund für diese Verfehlungen. Überall im ganzen Reich sind daher unter Führung namhafter Männer (sic!) Bewegungen im Gange, die zumindest auf eine Reform des § 218 hinzielen, der heute den Sinn eines Gesetzes verliert, weil er zwangsläufig Hunderttausende und Aberhunderttausende von Frauen zu Verbrecherinnen stempelt. Ein Hilferuf für diese Ärmsten aller Frauen will der große deutsche Atlantikfilm ‚Cyankali‘ sein“.⁵⁹

Der Fall Kienle/Wolf

Die Menschen strömten in die Kinos, um „Cyankali“ zu sehen und ließen sich auch nicht von Nazi-Störtrupps oder behördlichen Beschränkungen davon abbringen. Der Film entfachte eine propagandistische Wucht gegen den § 218, mit der seine Befürworter kaum gerechnet haben dürften. Der Kampf gegen den Paragraphen wurde zu einer Massenbewegung, die weit über das linke Parteienspektrum und seine nahestehenden Organisationen hinausging. Arbeiterbewegung und (bürgerliche) Frauenbewegung fanden kurzzeitig zusammen. Der Film, das gilt es festzuhalten, war jedoch nicht Auslöser der Bewegung, er war ihr Katalysator.

Schon 1930 hatte der Berliner Arzt Heinrich Dehmel ein „Komitee für Selbstbeziehung“ initiiert, um die Doppelmoral im Umgang mit dem § 218 zu entlarven. Die Verantwortlichen sammelten Unterschriften von prominenten und unbekanntem Frauen sowie von Medizinern unter die Aufrufe: „Ich habe abgetrieben“ beziehungsweise „Ich habe einer Frau geholfen“.⁶⁰ Am letzten Tag des gleichen Jahres verkündete Papst Pius XI. die Enzyklika „Casti Connubii“. Sie wandte sich gegen die Indikation und jegliche Form der Geburtenregelung und wies der Frau innerhalb der Familie eine untergeordnete Stellung zu. Einen Monat später bereits

58 Siehe NIA, 21.11.1930; 28.11.1930.

59 LWB, 5.5.1931.

60 Siehe Verena Steinecke: Ich musste zuerst eine Rebellin werden. Trotz Bedrohung und Gefahr – das gute und wunderbare Leben der Ärztin Else Kienle, Stuttgart 1992, S.103.

berieten Vertreterinnen des Reichskomitees werktätiger Frauen, des Bundes für Mutterschutz und der unabhängigen feministischen Frauenliga für Frieden und Freiheit über eine Kampagne gegen die päpstliche Enzyklika. Dieser Zusammenschluss von Sexualreformbewegung, unabhängigen, pazifistischen und feministischen Gruppen sowie der kommunistischen Frauenbewegung „setzte eine ständig anwachsende Welle des Protestes in Gange, die schnell großes öffentliches Aufsehen erregte. Proletarisiert durch die Weltwirtschaft reihten sich mehr und mehr auch Frauen des Kleinbürgertums und des Mittelstandes in die Bewegung ein.“⁶¹

In dieser aufgeheizten Atmosphäre erfolgte die Verhaftung von Friedrich Wolf am 19. Februar 1931, einen Tag später musste Else Kienle aufgrund einer Denunziation in Untersuchungshaft. Beiden wurde Vergehen gegen den § 218 vorgeworfen. Wolf äußerte sich in der „Weltbühne“ zu den Anschuldigungen: „Kein Zufall, man hat gerade mich aus der Zahl der Stuttgarter Ärzte, die ebenfalls Zeugnisse ausstellten, herausgegriffen und verhaftet; man hat mich, der ich selbst nie einen Eingriff vornahm, der ‚Mittäterschaft‘ (nicht der Beihilfe) beschuldigt; man hat mich laut Haftbefehl der ‚gewerbsmäßigen Abtreibung‘ bezichtigt, jener diffamierendsten und schwersten Form, auf der Zuchthaus steht. Man will offenbar ganze Arbeit machen mit einem Mann, der seit Jahren in Wort und Schrift gegen diesen Paragraphen kämpft.“⁶² Else Kienle äußerte sich ebenfalls in der „Weltbühne“ zu den Vorwürfen: „Gerade in meinem Fall war es ein in einem Krankenhaus festbesoldeter Kollege, der an jedem Monatsersten sein Gehalt erhält und von der Not dieser Armen und Ärmsten wohl keine Ahnung hat. Grade deswegen ist es ihm wohl so leicht gefallen, von seiner hohen Warte die unterschriftslose Anzeige gegen eine Kollegin zu erstatten, deren soziale Denkungsart in der arbeitenden Bevölkerung überall bekannt war.“⁶³

Die parteilose Ärztin, die wie Wolf dem VSÄ angehörte, betrieb in Stuttgart eine kleine Praxis, die dort zugleich die einzige Anlaufstelle des Reichsverbandes für Geburtenregelung und Sexualhygiene war. Durch Vorträge über Geburtenkontrolle war sie in der Stadt und den Vororten weithin bekannt. Friedrich Wolf überwies Patientinnen, bei denen er eine medizinisch-soziale Indikation verantworten konnte, an seine Kollegin, die den Abbruch dann vornahm. „Auch andere Stuttgarter Ärzte“ schickten Schwangere zu ihr, „allerdings nicht so viele“.⁶⁴

61 Ebenda, S.104.

62 Friedrich Wolf: Die Machtprobe, in: Die Weltbühne, 1931, Nr. 12, S.413.

63 Else Kienle: Der Fall Kienle, in: Die Weltbühne, 1931, Nr. 12, S.535f.

64 Wolf, Jahre, S.220.

Bereits kurz nach der Verhaftung der beiden Ärzte gründete sich in Berlin ein „Kampfausschuss gegen § 218 und für die Verteidigung Dr. Wolfs und Dr. Kienles“. Innerhalb kürzester Zeit besaß der Ausschuss 800 Zellen im ganzen Reich, die mehr als 1.500 Veranstaltungen durchführten. Zahlreiche Intellektuelle ergriffen Partei gegen den Paragraphen und für die Inhaftierten: Bertolt Brecht, Kurt Tucholsky, Albert Einstein, Käthe Kollwitz und viele mehr. Ende Februar entließ die Justiz Wolf gegen Zahlung einer Kaution aus dem Gefängnis, während Kienle weiterhin in Einzelhaft einsaß und täglich stundenlang verhört wurde. Aus Protest trat sie am 20. März in einen Hungerstreik. Eine Überführung in ein Krankenhaus lehnte sie auch dann noch ab, als ihr Gesundheitszustand bedenkliche Formen annahm. Kurz vor Monatsende bescheinigte ihr der Gerichtsmediziner Haftunfähigkeit, worauf das Gericht ihr Haftunterbrechung gewährte und sie nach 40 Tagen Untersuchungshaft entließ.⁶⁵

Die Ärztin und die Schülerin

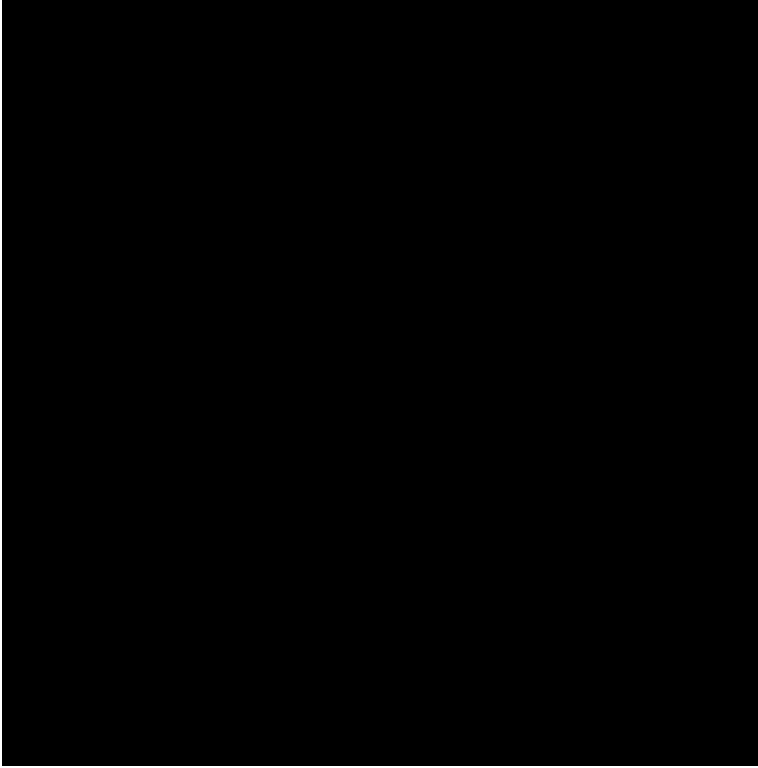
Wieder auf freiem Fuß, kehrte Else Kienle Stuttgart den Rücken und beschloss, nach Frankfurt am Main überzusiedeln und dort eine Praxis zu eröffnen. Für diese Wahl sprachen wohl ihre freundschaftlichen Kontakte zu zwei bekannten Frankfurter Schauspielern: zu Constanze Menz – die in Hans Tintners Adaption die Hete Fent verkörperte – und Kurt Katsch.⁶⁶ Auch trat sie gemeinsam mit Wolf häufig auf Versammlungen des „Kampfausschusses“ auf – so Mitte April 1931 im Berliner Sportpalast. Diese Manifestation bildete den Höhepunkt im Kampf gegen den Abtreibungsparagraphen. Über 10.000 Menschen nahmen daran teil. In einem Polizeibericht wurde schockiert festgestellt: „Unter den weiblichen Besuchern konnte man zahlreiche nicht nur besser sondern auch elegant gekleidete Frauen und Mädchen beobachten.“⁶⁷ Die Bewegung gegen den § 218 war über Klassengrenzen und parteipolitische Zugehörigkeiten hinaus gewachsen, sie stellte nicht mehr nur den Justizapparat der Weimarer Republik infrage, sondern auch die patriarchale Unterdrückung der Frau in der Gesellschaft ganz allgemein.

Doch bevor sich Else Kienle endgültig von Stuttgart verabschiedete, reiste sie gemeinsam mit Friedrich Wolf im Mai 1931 auf Einladung des sowjeti-

65 Ebenda, S.225; zur Chronologie der Haft bzw. Voruntersuchung von Kienle und Wolf: Alfred Apfel: Voruntersuchung in Stuttgart, in: *Die Weltbühne*, 1931, Nr. 14, S.492-495.

66 Siehe Steinecke, *Rebellin*, S.63.

67 Zit. nach: Wolf, *Jahre*, S.237.



Allgemeiner Anzeiger für Langen und Umgebung, 22. September 1931

schen Ärzte- und Schriftstellerverbandes in die Sowjetunion. Ihre Erlebnisse dort beschreibt sie in dem nur bedingt autobiografischen Lebensroman „Das abenteuerliche Leben einer Chirurgin“.⁶⁸

In Frankfurt betrieb Else Kienle im Stadtteil Westend ihre neue Praxis. Sie nahm weiterhin Schwangerschaftsunterbrechungen nach der sozialmedizinischen Indikation vor und betätigte sich unverzüglich auch wieder als Referentin und Sexualaufklärerin. So hielt sie zahlreiche Vorträge in Frankfurt und Umgebung. In Neu-Isenburg⁶⁹ referierte sie auf Einladung

68 Else K. LaRoe: *Mit Skalpell und Nadel. Das abenteuerliche Leben einer Chirurgin*, Zürich-Stuttgart-Wien 1968. Zur Vita der Ärztin siehe auch Maya Riepl-Schmidt: *Else Kienle*, in: Dies.: *Frauen. Aus dem Tagebuch einer Ärztin*, (Berlin 1932), 2. Aufl., Stuttgart 1989, S.157-170.

69 Siehe NIA, 7.8.1931.

der Ortsgruppe der KPD an drei Abenden in den Luna-Lichtspielen über den § 218. In Langen sprach sie am 23. September zum gleichen Thema, außerdem berichtete sie über ihre Eindrücke aus der Sowjetunion.⁷⁰ Veranstalter war die rührige Ortsgruppe der Freunde der IAH.

In das benachbarte Egelsbach kam die engagierte Ärztin ebenfalls zum Vortrag.⁷¹ Im Herbst 1931 jedoch begann die Bewegung gegen das Abtreibungsverbot bereits abzubröckeln. Trotzdem wurde die Ausstellung „Frauen in Not“ sowohl in Berlin als auch in Frankfurt ein großer Erfolg.⁷² Bilder von Heinrich Zille, Otto Dix, Ernst Barlach und anderen geißelten in ihren ausgestellten Werken den § 218. Andere Bilder und Plastiken zeigten die allgemeinen Lebens- und Arbeitsbedingungen proletarischer Frauen und Kinder. Der Langener Bund werktätiger Frauen reiste an einem Sonntag zum Besuch der Ausstellung mit dem Zug an.⁷³

Im Sterberegister der Stadt Langen findet sich mit Datum vom 6. April 1932 ein Eintrag, der besagt, dass die siebzehnjährige Schülerin Edith Hofmann aus Egelsbach im Langener Kreiskrankenhaus „mittags um zwölfeinhalb Uhr verstorben sei“.⁷⁴ Die in Frankfurt geborene Edith war die Adoptivtochter des jüdischen Schuhwarenhändlers Leopold Hofmann und besuchte nach der Volksschule noch die Fortbildungsschule für Mädchen, als sie feststellte, dass sie schwanger war. Ihr Freund, der sechs Jahre ältere Lorenz Wannemacher, riet zu einem Abbruch. Die angewandten Mittel waren jedoch untauglich und führten nicht zu einem Abgang. Wannemacher stellte dann vermutlich den Kontakt zu Else Kienle her. Am 16. März begaben sich beide nach Frankfurt und Edith Hofmann ließ sich von ihr behandeln. Drei Wochen später starb die junge Frau im Krankenhaus. Ob ein „Kunstfehler“ der erfahrenen Ärztin zum Tode führte oder ob die Siebzehnjährige bereits mit einem irreparablen Gesundheitsschaden in ihre Praxis kam, bleibt unklar.⁷⁵ Edith Hofmann wurde auf dem jüdischen Friedhof in Egelsbach am 8. April 1932 unter gro-

70 Siehe AAL, 22.9.1931; LWB, 22.9.1931.

71 Siehe Christine Wittrock: Egelsbach in politisch bewegter Zeit. 1914-1950, Frankfurt/Main 1991, S.106.

72 Siehe LWB, 5.1.1932 mit einer umfangreichen Ausstellungsbesprechung; Armin Schmidt/Renate Schmidt: Frankfurt in stürmischer Zeit, 1930-1933, Stuttgart 1987, S.103f.

73 Siehe AAL, 1.1.1932.

74 Sterberegister Langen, 1932, Nr. 31, Standesamt Stadt Langen.

75 Siehe Urteil 9.5.1932, Geschäftsnummer 84/6M93/32, Strafsache Kienle u. andere § 218, Staatsanwalt bei dem Landgericht Frankfurt/M., Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 461, Nr. 7137; Bl. 332-334; Siehe auch Wittrock, Egelsbach, S.105-108.

ßer Anteilnahme ihrer ehemaligen Mitschülerinnen und Mitschüler des Jahrgangs 1914/15 beigesetzt.⁷⁶ Noch am Tage der Beerdigung verhaftete man Lorenz Wannemacher; er saß einen Monat in Untersuchungshaft. Im Mai 1933 – also bereits nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten – kam es in Frankfurt zum Prozess, der für Wannemacher glimpflich ausging. Wegen „Beihilfe zur versuchten Abtreibung“ wurde er zu einem Monat Gefängnis verurteilt und die Strafe auf die Untersuchungshaft angerechnet.⁷⁷

Als die UT-Lichtspiele in Langen im September 1932 erneut „Cyankali“ gezeigt hatten,⁷⁸ befand sich die engagierte Ärztin Else Kienle vermutlich schon nicht mehr in Deutschland, da sie, durch einen Hinweis gewarnt, mit einer neuerlichen Verhaftung rechnete. Auch fühlte sie sich vor SA-Schlägertrupps nicht mehr sicher. Über Saarbrücken floh sie ins benachbarte Frankreich⁷⁹ und von dort führte ihr Weg sie in die Vereinigten Staaten. Auch Friedrich Wolf emigrierte mit seiner Familie.

76 Siehe Wittrock, Egelsbach, S.107.

77 Urteil 9.5.1932, Bl. 334.

78 Siehe LWB, 13.9.1932. Zuvor hatten sie noch den Streifen „Wahre Liebe“, der „die Liebe eines Arztes in Verbindung mit § 218“ schilderte, gezeigt. Siehe LWB, 15.3.1932.

79 Siehe Steinecke, Rebellin, S.64. Noch 1940 wurde Kienle in Nazi-Deutschland steckbrieflich gesucht. Siehe Urteil 9.5.1932, Bl. unpag. v. 17.10.1940.

Von der 49. Linzer Konferenz

Annäherung an eine globale Geschichte der Hausangestellten und Pflegebediensteten (Bericht)

Jürgen Hofmann

Die 49. Linzer Konferenz der Internationalen Tagung der HistorikerInnen der Arbeiter- und anderer sozialer Bewegungen vom 12. bis 15. September 2013 betrat Neuland und wich in mehrerlei Hinsicht vom gewohnten Bild ab. Unter den über 80 Teilnehmern dominierte die jüngere und mittlere Generation. Ein weiteres Novum: Vorwiegend Frauen waren Referentinnen, Zuhörerinnen und Diskutantinnen. Es bekam der Konferenz gut. Etwas ungewöhnlich war auch das Thema. Beiträge für eine globale Geschichte der Hausangestellten und Pflegebediensteten standen zur Debatte. Da damit für die Arbeiterbewegungsgeschichte ein kaum bearbeitetes Feld aufgemacht war, wurden vor allem soziologische Ansätze präsentiert. Die ausgewogene Verknüpfung von geschichtswissenschaftlichen und soziologischen Instrumenten wird noch zu erarbeiten sein. In vier Sektionen wurde über Definitionen und Konzepte, über den Wechsel der Arbeitsteilung, über Arbeitsbedingungen sowie über Widerstand, Mobilisierung und Organisation diskutiert. Vorangegangen war der Konferenz erstmals ein ebenfalls gut besuchter internationaler Workshop mit Nachwuchswissenschaftler(innen).

Es ist schlichtweg unmöglich den Inhalt der 24 Vorträge und Referate sowie der lebhaften Diskussion angemessen wiederzugeben. Die zahlreichen Fallbeispiele aus vielen Ländern und von mehreren Kontinenten brachten eher zu Bewusstsein, wie viel Basisarbeit auf diesem Gebiet ansteht. Deren analytische Verdichtung und Verarbeitung durch die Geschichtswissenschaft wird sicher noch einige Zeit in Anspruch nehmen. Die Notwendigkeit, die reproduktiv arbeitenden Frauen und Männer in eine umfassende Geschichte arbeitender Menschen einzubeziehen, dürfte nach dieser Konferenz kaum strittig sein. Arbeiterbewegungsgeschichte muss auch deshalb aus der Fokussierung auf die Industriearbeit heraustreten, um Entwicklungen der Gegenwart und Zukunft gerecht werden zu können. In den meisten Vorträgen wurde die Verknüpfung mit Migrationsgeschichte, Rassismus und kultureller Konnotation aufgezeigt. Mit dem Begriff „emotionale Arbeit“ sollte die Besonderheit von Betreuungsarbeit

erfasst werden. Auch die Probleme und Konflikte, die sich aus der räumlichen Nähe von Dienstpersonal und ihren Auftraggebern ergeben, waren Gegenstand der Erörterung.

Ally Shireen (Johannesburg) forderte in ihrem Einführungsvortrag, die „chinesischen Mauern“ zwischen europäischer und Kolonialgeschichte zu überwinden und deren Verschränkung stärker in den Blickpunkt der Forschung zu nehmen. An Beispielen aus mehreren Jahrhunderten exemplifizierte sie das von Rassismus beeinflusste komplexe und komplizierte Wechselverhältnis von Gewalt und Intimität im Bereich der Hausarbeit. Raffaella Sarti (Urbino/Italien) gab einen Überblick zur Geschichte der Forschungen zum Thema Hausarbeit. Nachdem die Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert diesem Bereich noch große Aufmerksamkeit schenkte, war das politische und theoretische Interesse im 20. Jahrhundert vor dem Hintergrund der Dominanz industrieller Arbeit rückläufig. Dennoch blieb Hausarbeit trotz vieler Wandlungen und Brüche immer Teil des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses. Der Völkerbund beschäftigte sich beispielsweise in den 1920er-Jahren mit dem „mui-tsai“-System – dem Verkauf von Mädchen für die Arbeit in reichen Familien – in Ostasien (Magaly Rodríguez García, Brüssel). In den Jahren der Volksfrontregierung in Chile wurde Hausarbeit in die Arbeitsgesetzgebung aufgenommen (Elisabeth Quay Hutchison, New Mexico). In Marokko lebte Sklavenarbeit in den Haushalten auch unter französischer Verwaltung fort (R. David Goodman, New York). Majda Hrženjak (Ljubljana) berichtete über „Slowenische Hausarbeiterinnen in Italien“ und Anna Kordasiewicz (Warschau) über Kindermädchen in Polen vor und nach 1989. Der Platz von Hausangestellten in den realsozialistischen Gesellschaften ist kaum erforscht und dürfte noch etliches zutage fördern, was nicht in gängige Klischees passt. Mehrere Referentinnen skizzierten Beispiele für den Wandel in der Arbeitsteilung. *Lisa Krissoff Boehm* (Boston) analysierte den Wechsel afro-amerikanischer Frauen von der Hausarbeit in niedrig entlohnte Dienstleistungsbereiche, wie Fast-Food-Ketten, *Sabrina Marchetti* (Florenz) den Einfluss kolonialer Prägungen und historischer Abhängigkeiten auf die Migration nach den Niederlanden und Italien und *Marina de Regt* (Amsterdam) die Migration von äthiopischen und eritreischen Frauen in den Südjemen. *Christa Matthys* (Rostock) ging dem Widerspruch von Mutterrolle und deren Delegation an Kindermädchen in den Selbstdarstellungen aristokratischer Familien zwischen 1700 und 1900 nach.

Mit der Migration philippinischer Frauen in die USA und nach Kanada im 20. und 21. Jahrhundert und ihren Folgen für die Familien in den Heimatländern beschäftigten sich *Dana Cooper* (Austin) und *Yukari Takai* (Toron-

to). *Victoria Haskins* (New Castle) und *Colleen O'Neill* (Utah) schilderten, wie vom Ausgang des 19. Jahrhunderts bis in die 1950er-Jahre hinein – unterstützt von staatlichen Einrichtungen der USA – indianische Mädchen aus den Reservaten für die Arbeit in weit entfernten „weißen“ Haushalten rekrutiert wurden, um sie ihren indianischen Wurzeln zu entfremden und zu „zivilisieren“. Warum die afrikanischen „house boys“ und „house girls“ in den Haushalten der europäischen Kolonialherren einerseits die hierarchischen kolonialen Grenzziehungen reproduzierten und die Funktionsfähigkeit der Kolonialverwaltung sicherten, andererseits diese Haushalte beeinflussten und veränderten, untersuchten *Walter Gam Ngkwi* (Buea/Kamerun), dessen Beitrag in Abwesenheit vorgetragen wurde, sowie *Robin Pariser* (Atlanta) am Beispiel Kameruns und Tansanias.

Besondere Erwähnung verdient der Beitrag von *Traude Bollauf* (Wien), weil er am Beispiel der Dienstmädchen-Emigration – in diesem Fall der Flucht jüdischer Frauen nach England 1938/39 – exemplarisch die enge Verknüpfung mit der politischen Geschichte des 20. Jahrhunderts deutlich machte. Für viele dieser Migrantinnen war dies ein Abstieg im sozialen Status und zugleich die einzige Möglichkeit sich der Vernichtungspolitik des NS-Regimes zu entziehen. Die Integration in die britische Gesellschaft verlief gleichfalls nicht ohne Konflikte. Vor allem nachdem sie nach Kriegsausbruch als feindliche Ausländer eingestuft waren.

Mehrere Beiträge befassten sich mit individuellen Formen des Widerstandes gegen die von Hierarchie und Abhängigkeit geprägten Arbeitsverhältnisse. *Fae Dessart* (Sussex) schilderte, wie Hausdiener in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Großbritannien über Leserbriefe Beschwerden und Empfehlungen an die Öffentlichkeit trugen. *Henrique Espada Lima* (Santa Catarina/Brasilien) zeigte am Beispiel von Verfahren vor dem Obersten Gericht Brasiliens aus dem 19. Jahrhundert, wie ungeklärt der Status von Hausarbeiterinnen in einer von Sklaverei geprägten Gesellschaft war. Formen von alltäglichem Widerstand gegen abhängige Hausarbeit im ländlich-patriarchalischen Island versuchte *Vilhelm Vilhelmson* (Reykjavík) aufzuzeigen. Daran entzündete sich eine Diskussion, inwieweit Eigensinn und Renitenz als Widerstand gegen Gesellschaftsverhältnisse gelten kann.

Die Brücke zur jüngsten Vergangenheit und Gegenwart sowie zu aktueller Politik schlug der Beitrag von *Eileen Boris* (Santa Barbara) und *Jennifer Fish* (Norfolk). Sie berichteten über die Geschichte der Erarbeitung und Ratifizierung der „Domestic Workers Convention“ der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO), in der 2011 erstmals internationale Standards für Hausarbeiter und Hausarbeiterinnen festgehalten wurden. Dem

war eine sechs Jahrzehnte währende Debatte vorausgegangen, die schließlich – nicht zuletzt durch den Druck von lokalen und regionalen Gewerkschaften sowie anderen Nichtregierungsorganisationen (NGO) – zu diesem Erfolg führte. Die Konferenzteilnehmer(innen) hatten bereits tags zuvor einen Film zu diesem Thema gesehen. Anwesend war Vicky Kanyoka vom Internationalen Netzwerk der HausarbeiterInnen (IDWN), die an diesen Prozessen unmittelbar beteiligt war und zur Zusammenarbeit von Wissenschaft und Aktivist(inn)en der sozialen und politischen Bewegungen ermutigte.

Ein erstes Resümee in einer abschließenden Diskussionsrunde mit dem Konferenzpublikum versuchten *Silke Neunsinger*, die als Koordinatorin in der Vorbereitungsgruppe maßgeblichen Anteil am Gelingen der Konferenz hatte, *Yvonne Svandström* (beide Stockholm) und *Vicky Kanyoka* (IDWN). Konstatiert wurde noch einmal die bisher völlig ungenügende Reflexion der Arbeit der Hausbediensteten und Pflegekräfte durch die Arbeiterbewegungsgeschichte. Allerdings verschenkten sich die angebotenen Konferenzbeiträge auch, einen gründlicheren Blick in die Organisationsgeschichte zu werfen, die nicht nur für Europa Beispiele bereithält. Neue Themen und Blickwinkel müssen nicht zwangsläufig in einer Abstinenz gegenüber politischer Geschichte münden. Viele konzeptionelle Ansätze bedürfen noch einer ausführlichen Diskussion. Die Arbeit der Hausbediensteten und Pflegekräfte unter „abhängiger Arbeit“ zu fassen, bringt sicherlich keine befriedigende Lösung, da der klassische Industriearbeiter als Lohnarbeiter ebenfalls abhängige Arbeit leistet, auch wenn er „doppelt frei“ ist. Ob die Verabschiedung von den Begriffen produktive und unproduktive Arbeit oder von der Unterscheidung zwischen Produktion und Reproduktion tatsächlich einen höheren Erkenntnisgewinn für Forschung und Analyse erbringt, darf angezweifelt werden. Auch mit neuen Begriffen ändert sich nichts an den Abhängigkeitsverhältnissen, deren Wirkungsmacht aktuelle Prozesse immer wieder verdeutlichen. Die Kategorien Marxschen Denkens sollten durchaus auf ihre Belastbarkeit für neue Themen geprüft werden. Ein Großteil der Vorträge wird voraussichtlich im nächsten Jahr wieder in einem Konferenzband vorliegen.

Die Generalversammlung der ITH am ersten Konferenztag wählte erneut Berthold Unfried (Wien) zum Präsidenten, dem – wie schon einmal vor Jahren üblich – Vizepräsidenten zur Seite gestellt wurden. Marcel van der Linden (Amsterdam), David Mayer (Wien) und Susan Zimmermann (Budapest) werden diese Aufgabe wahrnehmen. Als Generalsekretärin bestätigt wurde Eva Himmelstoss (Wien). Neuer Schatzmeister ist Korbinian Schleicher (Wien). Winfried Garscha, der dieses Amt lange Jahre innehat-

te, kandidierte nicht mehr. Die aktuelle Zusammensetzung des Kuratoriums und des Internationalen Wissenschaftlichen Beirates kann auf der Internetseite der ITH (www.ith.or.at) eingesehen werden.

Die nächste Konferenz vom 25. bis 28. September 2014 wird sich den Zusammenhängen von Arbeit und Zwang in der Hausarbeit, im Service, in der Landwirtschaft und der Sex-Arbeit zuwenden. Im Jahr 2014 blickt die ITH zudem auf ihr fünfzigjähriges Bestehen zurück. In Zeiten des Kalten Krieges als Begegnungsmöglichkeit zwischen Wissenschaftlern beider Blöcke geschaffen, hat sie das Ende der Blockkonfrontation überdauert und sich neue Themen und globale Dimensionen erarbeitet.

Dienstmädchen-Emigration. Die Flucht von jüdischen Frauen nach England 1938/39¹

Traude Bollauf

In den späten 30er-Jahren des 20. Jahrhunderts konnten rund 20.000 deutsch sprechende Menschen – die überwiegende Mehrheit von ihnen jüdisch und weiblich – der Verfolgung durch die Nationalsozialisten in ihrer Heimat entkommen, indem sie Stellen als Dienstmädchen, Köchinnen oder Hausgehilfinnen in britischen Haushalten antraten. Die Flucht aus dem Machtbereich der Nationalsozialisten, die auch eine Vertreibung durch diese Machthaber war, gelang mithilfe eines Dokuments, das es britischen DienstgeberInnen ermöglichte, diese Frauen als Hauspersonal anzustellen: mit dem sogenannten „domestic permit“.² Diese – in der Literatur meist nur marginal erwähnte Fluchtbewegung³ – fiel in die Zeit zwischen dem „Anschluss“ Österreichs an NS-Deutschland im März 1938 und dem Beginn des Zweiten Weltkrieges im September 1939, der dieser Fluchtmöglichkeit ein Ende bereitete. Die Österreicherinnen waren dabei deutlich in der Überzahl, Flüchtlingsfrauen aus dem sogenannten „Altreich“ und dem Sudetenland folgten in geringerer Zahl und erst mit einiger Verspätung.⁴

1 Der Vortrag „Dienstmädchen-Emigration“ wurde von der Autorin am 14. September 2013 auf der Internationalen Tagung der HistorikerInnen der Arbeiter- und anderer sozialer Bewegungen (ITH) in Linz gehalten und ist eine Zusammenfassung ihres gleichnamigen Buches, erschienen 2010 als Bd. 3 der Reihe Wiener Studien zur Zeitgeschichte, hrsg. von Gerhard Botz, Thomas Lindenberger u. a., im LIT-Verlag, Wien-Berlin (2. Auflage 2011).

2 Siehe dazu Tony Kushner: *An Alien Occupation – Jewish Refugees and Domestic Service in Britain, 1933-1948*, in: Werner E. Mosse (Hrsg.): *Second Chance. Two Centuries of German-speaking Jews in the United Kingdom* (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, Bd. 48), Tübingen 1991, S.553-578.

3 Siehe dazu Louise London: *Whitehall and the Jews 1933-1948. British Immigration Policy and the Holocaust*, Cambridge 2000, S.75-79.

4 Statistical Report Jan.-June 1945. Manchester Archives & Local Studies (MA), Barash Papers, M533/2/2/4, 4. Der Report gibt an, dass etwa ein Drittel aller jüdischen Flüchtlinge nach Großbritannien als Hausangestellte aufgenommen wurden. Diese Drittelung der in diesem Report angenommenen Gesamtzahl von etwa 60.000 Flüchtlingen aus dem Machtbereich der Nationalsozialisten ergibt die Zahl von 20.000 refugee domestic servants, von der auch Kushner ausgeht. Bei den aus Österreich kommenden Personen soll diesem Report zufolge allerdings fast die Hälfte als Hausangestellte aufgenommen worden sein.

Vorgeschichte Arbeitsmigration

Um die Hintergründe dieser breiten Fluchtbewegung zu verstehen, ist es nötig, in die Zeit nach Ende des Ersten Weltkrieges zurückzugehen. Damals unterschied sich die Situation im Bereich der Erwerbsarbeit in fremden Haushalten in Deutschland und Österreich deutlich von jener in Großbritannien. In Österreich regelte seit 1920 ein sogenanntes „Hausgehilfengesetz“ Rechte und Pflichten von Dienstgebern und Dienstnehmern.⁵ Hausgehilfinnenvereinigungen kümmerten sich um die Ansprüche ihrer Mitglieder. Aber: Es gab zuwenig Stellen, Hausgehilfinnen waren vielfach von Arbeitslosigkeit bedroht.⁶ Ähnlich war die Situation in Deutschland. Allerdings kam es – im Unterschied zu Österreich – in der Weimarer Republik zu keinem Gesetzesbeschluss über das Hausgehilfenrecht.⁷ Auch in Deutschland bestanden Hausangestellten-Organisationen, deren Bestreben es war, die Öffentlichkeit auf Missstände in den häuslichen Arbeitsverhältnissen und auf die Benachteiligungen, denen Dienstnehmerinnen in diesen Bereichen ausgesetzt waren, aufmerksam zu machen. Ihr großes Anliegen war es überdies – auch hier ähnlich den österreichischen Bestrebungen – die Hausangestellten gleichberechtigt neben die übrigen Arbeitnehmer zu stellen, was auch in Teilbereichen gelang.⁸ In England dagegen war die traditionelle, viktorianische Hierarchie zwischen mistress und maid – zwischen Dienstgeberinnen und Hausangestellten – weitgehend erhalten geblieben. Und es herrschte nach Ende des Ersten Weltkrieges chronischer Mangel an Hauspersonal, weil junge Frauen, die Kriegsarbeit in Fabriken geleistet hatten, sich weigerten, nach Kriegsende in die Haushalte zurückzukehren. Sie hatten höhere Löhne, mehr persönliche Freiheit und eine neue Art von Kameradschaft mit ArbeitskollegInnen kennengelernt und verspürten wenig Neigung, wieder in die starke Abhängigkeit von einer Einzelperson, nämlich der mistress und ihrer Launen, zu geraten. Wenn sie sich schon durch die Nachkriegs-

5 Gesetz vom 26. Februar 1920 über den Dienstvertrag der Hausgehilfen (Hausgehilfengesetz), StGBI., 101. Jg., 20, 37. Stück.

6 Siehe dazu Traude Bollauf: Dienstmädchen-Emigration. Die Flucht jüdischer Frauen aus Österreich und Deutschland nach England 1938/39 (Wiener Studien zur Zeitgeschichte, Bd. 3), Wien-Berlin 2011, S.22-35.

7 Siehe Ludwig Preller: Sozialpolitik in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1978, unveränderter Nachdruck des 1949 erstmals erschienenen Werkes, S.268.

8 Siehe dazu Selke Schulz: Die Entwicklung der Hausgehilfinnen-Organisationen in Deutschland, Diss., Universität Tübingen 1961; Bollauf, Dienstmädchen-Emigration, S.39-44.

arbeitslosigkeit gezwungen sahen, wieder in privaten Haushalten zu arbeiten – immerhin waren 1919 in Großbritannien mehr als eine halbe Million Frauen offiziell arbeitslos gemeldet, wozu noch eine hohe Dunkelziffer kam –, so versuchten sie als charwomen, als Bedienerinnen, unterzukommen, obwohl die größte Nachfrage nach im Haushalt wohnendem Hauspersonal bestand.⁹

Das Hausangestelltenproblem beschäftigte bald auch die Politik. Ein eigener „Report“ versuchte 1919, die Gründe für diesen Missstand und Rezepte dagegen zu finden, aber ohne großen Erfolg.¹⁰ Britische Hausfrauen waren daher bald bestrebt, die fehlenden Arbeitskräfte vom Kontinent zu holen, umso mehr als es in Großbritannien nach wie vor für das Prestige sehr wichtig war, Hausangestellte – domestic servants – zu beschäftigen. Und auf der anderen Seite begannen vor allem österreichische Arbeitskräfte ihre Fühler nach einer Stelle in einem englischen Haushalt auszustrecken. In den Zeitschriften der Hausgehilfinnenvereinigungen wurden Risiken und Chancen, einen solchen Haushaltsjob anzunehmen, heftig diskutiert. Erfahrungsberichte von im Ausland tätigen Hausgehilfinnen wurden abgedruckt, ebenso Hinweise auf mögliche behördliche Hilfestellungen.¹¹

Unter den deutschen Hausgehilfinnen waren diese Bestrebungen deutlich geringer. Das hatte mehrere Gründe. Der wichtigste war wohl, dass österreichische Behörden in derartigen Wanderungsbestrebungen – insbesondere in der Zeit der Weltwirtschaftskrise – eine Möglichkeit zur Verringerung der Arbeitslosigkeit sahen und sie – vor allem ab Beginn der 30er-Jahre – tatkräftig unterstützten. Das österreichische Wanderungsamt, seit 1919 nach dem Muster des deutschen Reichswanderungsamtes aufgebaut, verfolgte damit eine ganz andere Politik als sein Vorbild. In Österreich wurde Wanderung „pflichtgemäß“¹² gefördert. Im Deutschen

9 Siehe Pamela Horn: *Life below Stairs in the 20th Century*, Stroud-Gloucestershire 2001, S.33.

10 Ministry of Reconstruction: *Report of the Women's Advisory Committee on the Domestic Service Problem together with Reports by Sub-Committees on Training, Machinery of Distribution, Organisation and Conditions*. Presented to Parliament by Command of His Majesty, Cmd. 67, London 1919.

11 Siehe dazu *Die Hausgehilfin*, Zeitung des Reichsverbandes der Christlichen Hausgehilfinnen Österreichs, 14. Jg., Nr. 4, S.14; 18. Jg., Nr. 12, S.159; *Die Hausangestellte*, Organ des Verbandes der Hausgehilfinnen, Erzieherinnen, Heim- und Hausarbeiterinnen „Einigkeit“ Österreichs, 19. Jg., Nr. 11/12, S.7f; 20. Jg., Nr. 1, S.5; Bollauf, *Dienstmädchen-Emigration*, S.35-38.

12 Ackerbaumminister Andreas Thaler, Siedlungsprojekt, 18. Juni 1932. Österreichisches

Reich versuchte man sie eher zu verhindern. Schon bei der Gründung des Reichswanderungsamtes im Jahr 1919 vertrat die deutsche Regierung den Standpunkt, dass „in erster Linie Auswanderungslustigen in Deutschland nahegelegt werde, ihr Glück vorerst in Deutschland selbst zu probieren, da gerade zum jetzigen Zeitpunkt Deutschland alle seine produktiven Kräfte benötige und eine Auswanderung nicht nötig sei. Erst wenn sich für den Auswanderungslustigen gar keine Möglichkeit ergäbe, im eigenen Land ein Unterkommen zu finden, sollte seine Auswanderung zugelassen werden.“¹³

Diese Politik sollte bis zum Ende der Weimarer Republik und sogar darüber hinaus beibehalten werden. Während also in Österreich von staatlichen Stellen Koch- und Sprachkurse veranstaltet wurden, während eigene Broschüren wanderungswillige Hausgehilfinnen über die Situation in britischen Haushalten zu informieren suchten, blieben die deutschen Behörden eher passiv.¹⁴ Trotzdem wagten auch deutsche Frauen den Sprung in ausländische Haushalte, bevorzugten aber eher das näher gelegene Holland.¹⁵ Außerdem waren Österreicherinnen in England als Hauspersonal sehr beliebt, hatten sie doch den Ruf, gute Köchinnen zu sein. Auch einige Vereine bewarben sich in Österreich um die Berechtigung zur Stellenvermittlung, wurden freilich vom Wanderungsamt hinsichtlich ihrer Seriosität streng kontrolliert. Ihnen gegenüber standen englische Dienstvermittlungsbüros – einige von ihnen von gebürtigen Östreichern geführt –, die die Vermittlung zwischen britischen DienstgeberInnen und österreichischen Hausgehilfinnen übernahmen. Das alles und die relativ große Bereitschaft des britischen Ministry of Labour, eine Beschäftigungserlaubnis für Hauspersonal – ein domestic permit – auszustellen, führte dazu, dass viel mehr Österreicherinnen als Hausmädchen nach England gingen als Deutsche. Ein solches permit berechtigte nach der „Aliens Order

Staatsarchiv, Archiv der Republik (ÖStA/AdR), Bundeskanzleramt/Wanderungsamt (BKA/WA) 8/4, Zl. 69.816-W.A./1932. Das Wanderungsamt unterschied grundsätzlich nicht zwischen temporärer Arbeitsmigration und dauerhafter Verlegung der Lebensinteressen. Wer Österreich verließ, wurde als „Auswanderer“ bezeichnet, gleichgültig, ob Rückkehrabsicht bestand oder nicht.

13 Bericht der Deutschösterreichischen Gesandtschaft in Berlin, 25. September 1919. ÖStA/AdR, BKA/WA 8/4, 2233, Zl. 36435/19, Z.12691.

14 Siehe dazu Bollauf, Dienstmädchen-Emigration, S.63-68.

15 Siehe dazu Barbara Henkes: Heimat in Holland. Deutsche Dienstmädchen 1920-1950, Straelen/Niederrhein 1998 (Holländische Originalausgabe Amsterdam 1995); Bollauf, Dienstmädchen-Emigration, S.69-73.

1920“ britische Dienstgeber, Ausländer einzustellen, wenn für eine bestimmte Stelle keine britische Arbeitskraft vorhanden war, und das traf ja bei Hausangestellten zumeist zu.¹⁶ Zur Zeit des „Anschlusses“ im März 1938, als Österreich Teil Nazi-Deutschlands wurde, arbeiteten mehr als 9.000 Österreicherinnen – und wesentlich weniger Deutsche – in Großbritannien als domestic servants.¹⁷ Allerdings waren diese Frauen nur in seltenen Fällen jüdischer Herkunft.

Zuflucht in England

Jüdische Frauen arbeiteten generell nur sehr selten als Hausangestellte, was wohl auch mit dem stärker ausgeprägten Bildungsstreben in jüdischen Familien zu tun hatte.¹⁸ In der Zeit der Arbeitsmigration waren aber persönliche Netzwerke entstanden, mit deren Hilfe schon sehr bald nach dem Schock des „Anschlusses“ domestic permits von jüdischen Frauen als Fluchtdokumente genutzt wurden.

Ein solches Netzwerk wurde mithilfe von Rosa Hekler aus Wien, geb. 20. Juni 1908, aufgebaut. Die junge Anwaltsgehilfin war bereits 1936 als Hausgehilfin nach England gegangen. Sie hatte sich zur Zeit des Austro-Faschismus nach 1934 im „Ständestaat“ für die Rote Hilfe – eine finanzielle Unterstützungsaktion für die Familien von verhafteten Februarkämpfern – engagiert, war deswegen gerichtlich verurteilt worden und fand in Österreich in ihrem Beruf keine Arbeit mehr.

Da Rosa Hekler jüdischer Herkunft war, blieb sie nach dem „Anschluss“ in England und erhielt in der Folge viele Briefe von Angehörigen und Freundinnen, die sie baten, ihnen auch eine Stelle als Dienstmädchen in England zu verschaffen.¹⁹

Manche dieser privaten Netzwerke haben Spuren hinterlassen: In der Wiener Library in London befindet sich der Nachlass von Ella Courts, geb. May-

16 Zur britischen Einwanderungs- und Asylpolitik siehe: Bollauf, *Dienstmädchen-Emigration*, S.136-149.

17 Siehe dazu Ministry of Labour, Note on procedure with regard to permits for foreign domestics. The National Archives (TNA), Public Record Office (PRO), Kew, LAB 8/77; Bollauf, *Dienstmädchen-Emigration*, S.82-86.

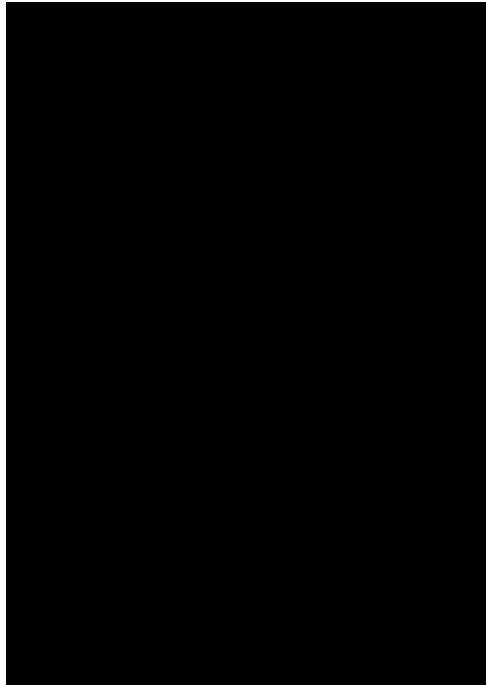
18 Siehe dazu Kushner, *An Alien Occupation*, S.556.

19 Siehe dazu Bollauf, *Dienstmädchen-Emigration*, S.91. Interview mit Elisabeth Fritsch (Tochter), aufgenommen am 4. November 2005 in Wien, Transkript und Tonbandkassette im Besitz der Verfasserin, S.1-3; Certificate of Registration, No. 602255, Original im Besitz der Tochter Elisabeth Fritsch.

er, geboren 1908 in Ober-Ingelsheim am Rhein. Sie war bereits 1933 auf Einladung eines Onkels in England gewesen, hatte dort Ben Courts kennengelernt und ihn 1934 – als ihre Aufenthaltsbewilligung abzulaufen drohte – geheiratet. Bereits 1935 hatte sie ihre Schwester nach England gebracht und auch versucht, ihre Mutter und deren Bruder nachzuholen.²⁰ Diese weigerten sich jedoch Deutschland zu verlassen, weil sie meinten, alten Leuten drohe keine Gefahr. Sie wurden später von den Nationalsozialisten ermordet.

Ab Anfang 1939 erhielt Ella Courts nicht weniger als zwölf Briefe von Verwandten und Bekannten aus Deutschland, die sie – nach längeren Einleitungsflöskeln und Entschuldigungen, weil man sich solange nicht gemeldet habe – alle um Unterstützung für domestic permits baten.²¹

Die britischen Behörden brauchten allerdings einige Zeit, bis sie erkannten, dass der Zustrom der Hausgehilfinnen aus dem nationalsozialistischen Machtbereich längst keine Arbeitsmigration mehr war sondern eine Fluchtbewegung und Vertreibung. Im September 1938 wurde die Zuständigkeit für die Ausstellung des permit dem britischen Innenministerium übertragen. Damit waren die jüdischen Frauen quasi als Flüchtlinge anerkannt.²²



Rosa Hekler in der typischen Uniform der britischen maid, mit Häubchen und Schürzchen. Quelle: Privatarchiv der Tochter Elisabeth Fritsch

20 Personen über 60 Jahre durften in das Vereinigte Königreich einreisen, wenn ein britischer Staatsbürger oder eine Flüchtlingsorganisation die Garantie für den gesamten Unterhalt dieser Person übernahm. Siehe dazu Bulletin, MA, Barash Papers, M 533/26/1/6, 8.

21 Nachlass und Lebenslauf von Ella Courts, Wiener Library (WL), Nr. 629/1/1 – 27, 629/3.

22 Home Office to The Under Secretary of State, Foreign Office, Memorandum, 9th Sep-

Zwei weitere Ereignisse beschleunigten den Zustrom. Das eine war der Rückruf der „arischen“ Dienstmädchen aus England im Spätherbst 1938 durch die deutschen Behörden – die sogenannte „Hausmädchen-Heimschaffungsaktion“. Diese war Folge einer Änderung der deutschen Politik. An die Stelle der bisherigen – wenn auch widerwilligen – Duldung der Tatsache, dass mehr als 10.000 junge Frauen jenseits der Grenzen ihr Brot als Hausgehilfinnen verdienten, trat immer deutlicher die Forderung, diese Arbeitskräfte „ins Reich“ zurückzuholen. Grund dafür war einerseits der steigende Arbeitskräftemangel auf diesem Sektor in Deutschland. Andererseits war die Arbeit von „deutschen Volksgenossinnen“ in untergeordneter Stellung im Ausland nicht mit der „Herrenrassen“-Ideologie vereinbar. Die Deutschen sollten kein „Dienstboten-Volk“ für andere Staaten abgeben.²³ Während der Druck auf die jüdische Bevölkerung, Deutschland zu verlassen, immer mehr zunahm, wurden die jenseits der Grenzen des „Reichs“ tätigen „arischen“ Frauen und Mädchen zur Rückkehr genötigt.

Im November 1938 erging seitens des Auswärtigen Amtes die Anweisung an die deutschen Vertretungsbehörden in Holland und England, „die Hausgehilfinnen dadurch zur Heimkehr nach Deutschland“ zu veranlassen, indem „die in ihren Händen befindlichen Pässe nach Ablauf ihrer Geltungsdauer nur mit einer für die Rückreise (nach Auflösung ihres Dienstverhältnisses zum frühest zulässigen Termin) ausreichenden kurzen Frist verlängert werden“.²⁴ Zwar leisteten nicht alle Hausgehilfinnen den Vorladungen der Behörden Folge und ließen die Geltungsdauer ihrer Reisepässe verkürzen, die Aktion lief vor allem in England eher schleppend. Dennoch wurden in britischen Haushalten Stellen frei, die mit jüdischen Flüchtlingsfrauen besetzt werden konnten. Das American Joint Distribution Committee – die vor allem in Europa tätige Hilfsorganisation US-amerikanischer Juden – erhielt im Jänner 1939 folgenden Bericht über die Situation in England: „Domestic department. Aufgrund der Tatsache, dass eine sehr hohe Anzahl nicht-jüdischer Hausangestellter aus Deutschland und Österreich durch die deutsche Regierung genötigt wurde, England zu verlassen, ist dort ein großer Mangel an Haushaltshilfe entstanden. Dies vermehrt die Möglichkeiten, jüdische Mädchen aus Deutschland in englischen Häu-

tember 1938. TNA, PRO, FO 371/22534, W 12173, 5 und 6.

23 Emil Maier-Dorn an Auswärtiges Amt Berlin, 8. Dezember 1938. Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes Berlin (AA), R 48599, R 25929.

24 Erlass Verhinderung der Abwanderung deutscher Hausgehilfinnen ins Ausland, 19. November 1938, AA, R 48599, R 22654.

sern als Hauspersonal unterzubringen. In den letzten paar Wochen hat die Regierung ungefähr 600 permits pro Woche ausgestellt. Frauen und Mädchen, die kraft dieser permits als Hausangestellte nach England kommen, dürfen nicht über 45 Jahre alt sein und dürfen keine andere Art von Arbeit verrichten. Sie sind jedoch nicht verpflichtet an jener Arbeitsstelle zu bleiben, für die ihre Einreiseerlaubnis ausgestellt wurde.²⁵

In Großbritannien hatte zu diesem Zeitpunkt bereits ein Netzwerk aus Flüchtlingshilfsorganisationen seine Tätigkeit aufgenommen, dem es im Einvernehmen mit der zunächst zögerlichen Regierung gelingen sollte, rund 20.000 meist jüdischen Frauen und Mädchen mithilfe des domestic permit zur Flucht aus dem nationalsozialistischen Machtbereich und zur Aufnahme in Großbritannien zu verhelfen.²⁶

Der zweite Grund für den wachsenden Zustrom war ein Wechsel in der britischen Einwanderungs- und Asylpolitik unter dem Eindruck des November-Pogroms. Premierminister Neville Chamberlain – wie aus privaten Briefen hervorgeht, persönlich nicht gerade ein Freund der Juden²⁷ – erklärte, geschockt durch die Ausschreitungen gegen Juden und Jüdinnen in Deutschland, damals Großbritannien zum „country of temporary refuge“. Das bedeutete, dass die britischen Behörden ab sofort großzügiger bei der Erteilung von Einreisegenehmigungen waren. Zugleich aber bestanden sie darauf, dass die Flüchtlinge, die auf diese Weise ins Land gelangten, später weiterwandern sollten. Auch hatten die britischen jüdischen Flüchtlingshilfsorganisationen sich gegenüber der Regierung verpflichtet, dafür zu sorgen, dass Flüchtlinge aus Nazi-Deutschland nicht der Öffentlichkeit zur Last fallen.²⁸

Ein „Bulletin of the Co-ordinating Committee for Refugees“ listete im Februar 1939 schließlich folgende Bedingungen für Flüchtlinge, die in einem Haushalt arbeiten wollten, auf:

- „a) Die Bewerberin muss ein medizinisches Attest beibringen, welches zeigt, dass sie gesund und arbeitsfähig ist.
- b) Sie muss eine alleinstehende, verwitwete oder geschiedene Frau im Alter zwischen 18 und 45 Jahren sein.
- c) Verheiratete Frauen werden nur akzeptiert, wenn ihr Ehemann schon im United Kingdom ist.

25 American Jewish Joint Distribution Committee Archives (JDC) 1933 – 1944/189, 5. Übersetzung aus dem Englischen von der Autorin.

26 Siehe dazu Bollauf, Dienstmädchen-Emigration, S.95-107.

27 Siehe London, Whitehall, S.106.

28 Siehe dazu ebenda, S.101-111.

- d) Ehepaare zwischen 18 und 45 Jahren werden unter der Bedingung akzeptiert, dass beide als Hauspersonal im selben Haushalt angestellt werden.
- e) Die Arbeit, die die Bewerberin annimmt, muss in einem privaten Haushalt stattfinden. Es ist ihr nicht erlaubt, eine Stelle in irgendeiner Institution anzunehmen, die auf Gewinn ausgerichtet ist.
- f) Alleinstehenden Männern ist es nicht gestattet, private Haushaltsarbeit anzunehmen. Eine Ausnahme von dieser Regel wird nur im Falle einer besonders ausgebildeten Fachkraft gemacht, die eine sehr spezialisierte Arbeit annehmen will, etwa ein hoch qualifizierter Küchenchef oder Konditor.
- g) ‚Au pair‘-Vereinbarungen sind ausdrücklich nicht erlaubt.
- h) Der Mindestlohn für eine weibliche Hausangestellte muss 15 Shilling pro Woche betragen zusätzlich Verpflegung, Wohnung und Wäscherei; für ein Ehepaar 100 Pfund Sterling pro Jahr, ebenfalls zusätzlich Verpflegung, Wohnung und Wäscherei.“

Grundvoraussetzung, unter der die Einreise in Großbritannien überhaupt gestattet wurde, war aber: „Die Landeerlaubnis wird in diesen Fällen unter der Bedingung erteilt, dass die Person keine andere Anstellung annimmt als die einer im selben Haushalt wohnenden Hausgehilfin in einem privaten Haushalt. Das bedeutet im Wesentlichen, dass ausländische Hausangestellte die Freiheit haben, ihre Stelle in derselben Art zu wechseln wie britische Staatsbürger.“²⁹

Die „refugee domestic servants“ – wie sie jetzt genannt wurden – gehörten damit zu den wenigen Flüchtlingsgruppen, die offiziell einer bezahlten Arbeit nachgehen durften, ja mussten. Es war ihnen aber nicht gestattet, den Bereich der privaten Haushalte zu verlassen.

Im November 1938 richteten Flüchtlingshilfsorganisationen in Großbritannien ein eigenes Domestic Bureau ein, das sich ausschließlich um die Angelegenheiten der refugee domestic servants kümmern sollte. Diese Institution arbeitete eng mit jüdischen Einrichtungen in den Herkunftsländern – etwa mit der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien oder mit der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland – zusammen und vermittelte Dienstgeber und permits an Frauen, die sich dort um eine Hausgehilfinnenstelle in England bewarben. Auf dem Höhepunkt der Flüchtlingswelle –

29 Bulletin, MA, Barash-Papers M 533/26/1/6, 15. Übersetzungen aus dem Englischen von der Autorin.

um die Jahreswende 1938/39 – ging man aber dazu über, die Einreisegenehmigungen im voraus en bloc nach Deutschland zu schicken: Das heißt Dienstgeber wurden erst gesucht, wenn die Frauen, die bei ihnen arbeiten sollten, bereits unterwegs waren.³⁰ Ab Jänner 1939 hatte dieses Domestic Bureau seinen Sitz in Bloomsbury House, wo alle Flüchtlingshilfsorganisationen unter einem Dach vereint waren.³¹

Die Vermittlung lief nicht reibungslos ab, die Bewerbungsverfahren zogen sich für jene, die im Machtbereich der Nationalsozialisten ungeduldig auf Einreisegenehmigungen warteten, allzu sehr in die Länge. Anfang 1939 begannen die Institutionen in den Herkunftsländern – nach Klagen britischer Dienstgeberinnen über die mangelnden Fähigkeiten ihrer neuen Hausangestellten – Prüfungen einzuführen, in denen die Anwärterinnen auf ein domestic permit ihre hauswirtschaftlichen Kenntnisse unter Beweis stellen sollten. Denn, wie in einem Einladungsschreiben zu einer solchen Prüfung zu lesen ist, es war von „London die Weisung“ erteilt worden, „keine Hausgehilfinnen mehr ungeprüft nach England zu schicken“.³² Also versuchten viele, auch über private Netzwerke wie denen von Rosa Hekler und Ella Courts, einen Haushaltsjob zu finden, der ihnen Zuflucht in Großbritannien gewähren sollte.

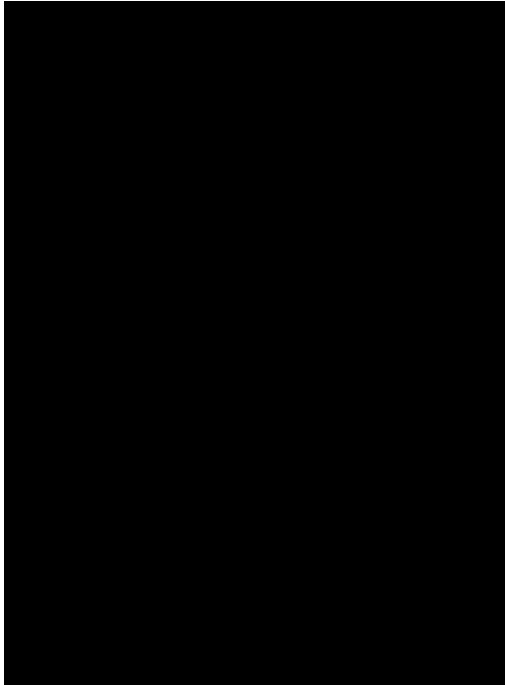
Besonders Stellen für Ehepaare – married couples – waren äußerst dünn gesät, denn sie konnten ja nur dann permits erhalten, wenn sie im selben Haushalt tätig wurden. Daher setzte die Anstellung eines Paares einen großen Haushalt voraus, in dem beispielsweise Platz für einen Gärtner/Chauffeur und eine Köchin vorhanden war. Dennoch suchten begreiflicherweise viele Paare nach einer Möglichkeit, gemeinsam zu emigrieren. Am 7. Jänner eröffnete der „Manchester Guardian“ in seinem Anzeigenteil, in dem bis zu diesem Zeitpunkt Stellengesuche von Flüchtlingen in die Rubrik „Domestic Servants Wanted – Situations wanted“ integriert waren, eine eigene Rubrik „Refugee Advertisements“, die bis Kriegsbeginn im September 1939 mehrmals monatlich erschien. Gleich in der ersten Einschaltung dieser neuen Rubrik wurden fünfzehn Stellengesuche, davon zehn von married couples, publiziert.³³ Auch andere britische Zeitungen veröffentlichten auf den Anzeigenseiten im Bereich Haushaltsjobs 1939 ähnliche Inserate.

30 Siehe dazu Bollauf, Dienstmädchen-Emigration, S.153f, 182-189.

31 Broschüre Bloomsbury House, 3. MA, Barash-Papers M 533/26/1/13.

32 Einladungsbrief Bl. 2, 5. Februar 1939. Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum – Archiv (CJA), 1 75C, Hi1, 11259, Nr. 68, #12482.

33 Siehe Manchester Guardian, 7.1.1939, S.2.



Inserate im „Manchester Guardian“ vom 7.1.1939

Die Erfahrungen, die die Flüchtlingsfrauen als Dienstmädchen in englischen Haushalten machten, waren höchst unterschiedlich.³⁴ Manche Dienstgeber hielten es für ihre Pflicht, einer verfolgten Minderheit – oder auch Glaubensgenossinnen – in jeder ihnen möglichen Weise zu helfen. In anderen Haushalten war die Behandlung der *refugee domestic servants* so wie in Großbritannien der Tradition nach für Hauspersonal noch vielfach üblich: Essen in der Küche, oft die kalt gewordenen Reste vom Familienessen, wenig Freizeit, schwere –

durch die von der kontinentalen höchst unterschiedliche britische Lebensweise –, oft auch völlig ungewohnte Hausarbeit.

Alice Schwarz, damals 18 Jahre alt, Tochter eines Uhrmachers und Goldschmieds aus Wien, die infolge der Tätigkeit beider Eltern in dem kleinen Laden in ihrer Kindheit und Jugend wenig herkömmliches Familienleben kennengelernt hatte, berichtet über ihre Dienstgeber: „Diese Familie hat mich wie eine Tochter aufgenommen. Natürlich musste ich arbei-

34 Die Autorin hat zu diesen Erfahrungen 17 Betroffene – ehemalige *refugee domestic servants* oder ihre Kinder – interviewt. Unter diesen war auch ein Mann: Jan Lowit – ehemals Johann Löwit aus Wien, geb. 1919 –, der als Jude vom Medizinstudium an der Universität Wien ausgeschlossen wurde. Seiner Mutter war es gelungen, ihren Dienstgeber auf seinem Landsitz nahe Aberdeen, wo sie als Köchin arbeitete, zu überreden, ihren Sohn als „handy man“ anzustellen. Außerdem fand die Autorin zahlreiche schriftliche Quellen in Form von zum Teil unveröffentlichten Erinnerungen von ehemaligen *refugee domestic servants*. Siehe dazu Bollauf, *Dienstmädchen-Emigration*, S.219-236. Biografien der InterviewpartnerInnen siehe ebenda, S.335-351.

ten, aber das war ein Vergnügen. Ich hab' natürlich aufgeräumt, ich hab' natürlich geholfen in der Küche, aber das war eine Familie. [...] Mr. Rickets war ein hochrangiger Ingenieur, der gerade in Pension gegangen ist. Er war der leitende Ingenieur der Wasserversorgung in Burma.³⁵ Da Mr. Rickets sich „als jung pensionierter Mensch“ langweilte, ließ er sich von seiner neuen Hausangestellten jeden Vormittag aus der „Times“ vorlesen, was die Englischkenntnisse von Alice sehr förderte. Sie konnte auch einen Abendkurs besuchen, um sich in Kurzschrift und Maschineschreiben zu vervollkommen. Alice durfte alle Mahlzeiten mit am Familientisch einnehmen.³⁶

Ganz anders waren die Erfahrungen etwa von Charlotte (Lottie) Abraham aus Bremen, die im Mai 1939 mit einem Kindertransport nach England kam und später in einem Haushalt arbeitete. Sie berichtet, dass sie ihren ersten Haushalts-Job verließ, weil sie dort regelrecht hungern musste.³⁷

Anpassung war in allen Fällen gefragt. Broschüren der jüdischen Hilfsorganisationen wiesen die Neuankömmlinge darauf hin, wie sie sich in Haushalt und Öffentlichkeit zu verhalten hätten: „Benehmen Sie sich nicht auffallend durch lautes Sprechen, durch Ihre Manieren oder Kleidung. Dem Engländer missfallen Schaustellungen, auffallende und nicht-konventionelle Kleidung und Manieren. Der Engländer legt großen Wert auf Bescheidenheit, ruhige Kleidung und ruhige Manieren. Bei Gesprächen sind ihm bescheidene Angaben lieber als Übertreibungen. Er schätzt gute Manieren bedeutend höher als alles Zurschaustellen von Reichtum. [...] Versuchen Sie, in gesellschaftlichen und geschäftlichen Verbindungen das Benehmen sowie die Sitten und Gebräuche dieses Landes zu beachten und zu befolgen.“³⁸

Wenn auch manche Dienstgeberinnen die kontinentalen – und speziell die wienerischen – Kochkünste der neuen Hausangestellten sehr schätzten, so wurde von diesen doch erwartet, dass sie die spezielle englische Form der Haushaltsführung übernahmen und zu praktizieren lernten.

35 Interview mit Alice Teichova, geb. Schwarz, aufgenommen am 23. September 2004 in Wien, Transkript und Kassetten im Besitz der Verfasserin, S.17.

36 Ebenda, S.18, 21.

37 Interview mit Charlotte (Lottie) Abraham-Levy, aufgenommen am 24. April 2006 in London, Transkript und Kassetten im Besitz der Verfasserin, S.11.

38 While you are in England. Helpful Information and Guidance for every Refugee, Hrsg. The German Jewish Aid Committee, Innenseite des Umschlags. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW), Nr. 16.940 Exil, Materialien Franz Heidenreich (Rosenzweig).

So erinnert Stella Klein-Löw, Lateinlehrerin aus Wien, sich an ihre Situation bei ihren ersten Dienstgebern in England: „Mein Zimmer war sehr nett: helle Möbel, ein eingebauter elektrischer ‚Kamin‘, ein weicher, flaumiger blaugrauer Teppich. Man hätte sich hier wohl fühlen können, wenn – ja, wenn man jemals Zeit gehabt hätte zum Wohlfühlen, zum Ausruhen, zum ‚Zuhausesein‘. Ich hetzte von einer Arbeit zur anderen. Meine größten – nahezu persönlichen – Feinde waren der Boiler und die Spannteppiche. [...] Der Boiler war ein Riesenofen, natürlich ganz schwarz, was meine Feindschaft steigerte. Er stand in der Küche und sollte heißes Wasser für Küche und Badezimmer produzieren und den ‚laundrycupboard‘ (Wäscheschrank) warm halten. Er sollte, aber er wollte nicht. Kein Zureden half. Jeder Tag begann mit dieser entmutigenden Arbeit. Schon um sechs Uhr stand ich auf und trug Holz und Koks aus dem Schuppen im Yard (Hof) in die Küche. Es war bitterkalt. Die Hände froren. Ich gab dem Riesen seinen Fraß. Er verzehrte ihn knisternd und rauchend, ohne sich durch Wärme zu revanchieren. Um sieben Uhr wollte ich aufgeben. Da kam mir der Gedanke, die an dem Ungetüm vorhandenen Öffnungen, die geschlossen waren, eine nach der anderen freizugeben. Bei der dritten Öffnung gab der Feind nach. Ich sah durch die Scheibe, daß es drinnen rot und röter wurde, und ich fühlte laue Wärme. Geschafft!“³⁹

Stella Klein hatte als „cook general“ nach eigenen Angaben „alles zu machen: Heizen und Kochen, Servieren und Geschirrwaschen, Gründlichmachen und Teppichkehren“. Als es im Garten zu grünen und blühen begann, sollte sie zusätzlich noch die „Gartenpfade reinhalten“ und „den Rasen mähen“. Nach wenigen Monaten wurde Stella Klein diese „Arbeit für Drei“ zuviel. Sie kündigte und verließ vier Wochen später das Haus, obwohl ihre Dienstgeber alles versuchten, sie zu halten.⁴⁰

Viele der refugee domestic servants fühlten sich in ähnlicher Weise schlecht behandelt und wechselten häufig die Stelle, was ihnen erlaubt war. Nicht immer aber war es ihnen möglich, ihre Lebensumstände durch den Stellenwechsel zu verbessern.⁴¹

Aber es muss wohl auch berücksichtigt werden, dass das subjektive Empfinden der Flüchtlingsfrauen höchst unterschiedlich war. Im Allgemeinen taten sich Frauen aus dem Arbeitermilieu leichter als bürgerliche Frauen und „höhere Töchter“, die den gesellschaftlichen Abstieg nur schwer verkraften konnten. Da aber die Flucht mithilfe des domestic permit für

39 Stella Klein-Löw: *Erinnerungen. Erlebtes und Erdachtes*, Wien 1980, S.126f.

40 Siehe ebenda, S.125, 128.

41 Siehe dazu Bollauf, *Dienstmädchen-Emigration*, S.197-218.

Frauen meist der einzige Weg war, mussten ihn auch Akademikerinnen nutzen.

Ilse Tysh, geb. Lönhardt, selbst Unternehmertochter aus Türmitz bei Ausig im Sudetenland, setzte sich in ihren Lebenserinnerungen mit den Problemen jener jungen *refugee domestic servants* auseinander, die „zuvor den Status der höheren Tochter genossen hatten“ und denen es nun schwerfiel, „die niederen Arbeiten der Hausangestellten zu verrichten“. Dass es ihr selbst in dieser Situation besser erging, führte sie auf die Haltung ihrer Eltern zurück: „Meine Eltern wären stolz auf mich gewesen, wenn sie hätten sehen können, dass ich mich in diesem umgestülpten Leben ganz gut zurecht fand [...] Vielleicht dachte ich manchmal, hätte mich der Standeswechsel von der Unternehmertochter, die selbst stets von Hauspersonal umgeben war, gedemütigt, wenn mich mein Vater nicht von Anfang an zur Bescheidenheit erzogen hätte. ‚Ihr müsst auch für schlechte Zeiten gerüstet sein‘, sagte er immer. ‚In schlechten Zeiten gehen verwöhnte Kinder unter, glaubt mir.“⁴²

Die erst 1938 gegründete britische Hausangestelltengewerkschaft, die *National Union of Domestic Workers*, lehnte zunächst die Aufnahme der *refugee domestic servants* ab. Angeblich beklagten sich viele britische Hausangestellte, dass die Ausländerinnen die ohnehin unerfreulichen Arbeitsbedingungen im Haushalt noch verschlechterten. Auch der klassische Vorwurf, ausländische Arbeitskräfte senkten das allgemeine Lohnniveau, wurde immer wieder erhoben. Dagegen hatten allerdings die Behörden durch die Einführung eines Mindestlohns Vorkehrungen getroffen.⁴³

Die österreichischen Hausgehilfinnen schlossen sich aber bald in einer eigenen Vereinigung zusammen. Im Spätherbst des Jahres 1939 gab es in London zwei österreichische Hausgehilfinnenclubs, einen im Hampstead und einen im Bereich des *Austrian Centre* in Paddington, das am 16. März 1939 seine Tätigkeit aufgenommen hatte. Eines des Motive für die Gründung dieses Centre war, den in London tätigen *refugee domestic servants* einen Treffpunkt für ihre knappe Freizeit von einem halben Tag pro Woche zu bieten.⁴⁴

42 Barbara Esser: *Sag beim Abschied leise Servus. Eine Liebe im Exil*, Wien 2002, S.165f. Englische Übersetzung: Barbara Esser: *Salo's Song. A Jewish wartime romance*, London 2005.

43 *National Union of Domestic workers, Minutes of the Second Meeting (1937 – 38) of the National Advisory Committee held [...] on Thursday, 25th August, 1938; Minutes of the Fifth Meeting (1938 – 39) of the National Advisory Committee held [...] on Wednesday, 7th December 1938.* Trade Union Congress Archive (TUC), University of Warwick Modern Records Centre, MSS 292/54.76/57.

44 Siehe dazu Charmian Brinson: Ein „sehr ambitioniertes Projekt“. Die Anfänge des

Viele der refugee domestic servants versuchten, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um ihre Eltern oder andere Verwandte nach England nachzuholen, was häufig ihre Kräfte überforderte. So berichtet die bereits erwähnte Lottie Abraham: „Ich fragte Mrs. Kershaw, die [...] Dame des Hauses, in dem ich wohnte, und sie fragte ihre Freunde und ihre Mutter. Aber niemand wollte wirklich eine Haushälterin. Da [waren] Leute, die gegenüber den Kershaws wohnten. Sie konnten der Mutter ihres Flüchtlingsmädchens einen Job verschaffen. Sie hießen Taylor. Also fragte ich Mrs. Taylor, könnte sie helfen? Und natürlich war da im Juli und August [1939] bereits der Krieg am Horizont und ich war erst ein paar Monate da und ich war ein bisschen zu schüchtern, um weiterzufragen. [...] Gut genug, dass man sich um mich kümmerte, dass ich Taschengeld bekam und gut behandelt wurde. Und meine Mutter schickte mir zahlreiche Zeugnisse aus Berlin. Das waren die letzten Poststücke, die ich vor Ausbruch des Krieges erhielt. Und ich sagte: ‚Meine Mutter ist ein gute Köchin!‘ Aber ich bin nicht irgendwo hingegangen. Irgendwie stieß ich gegen eine Wand, wo auch immer ich es versuchte. Und ich muss sagen, ich habe es nicht allzu heftig versucht, weil ich nicht recht wusste, was ich tun sollte. Und ich fühlte mich deswegen sehr, sehr schuldig über Jahre hinweg [...]. Noch Jahre später weinte ich deswegen häufig in der Nacht und dachte daran, dass ich meine Eltern nicht hinausgebracht hatte.“⁴⁵

Lotties Eltern wurden schließlich deportiert und von den Nationalsozialisten ermordet.

„Feindliche Ausländerinnen“

Der Kriegsbeginn im September 1939 stellte für die refugee domestic servants einen starken Einschnitt dar: Viele wurden von ihren Dienstgeberinnen entlassen, da diese keine Angehörige einer „feindlichen Nation“ mehr in ihrem Haus haben wollten. Damit standen diese Frauen im wahrsten Sinn des Wortes auf der Straße, denn eine der Voraussetzungen für einen Haushaltsjob war ja, dass sie im selben Haushalt arbeiteten und wohnten. In sogenannten „emergency arrangements“ wurden die Einrichtungen des Domestic Bureau in London dezentralisiert, um ei-

Austrian Centre, in: Marietta Bearman u. a.: Wien-London. Hin und Retour. Das Austrian Centre in London 1939 bis 1947, Wien 2004, S.15-28; Bollauf, Dienstmädchen-Emigration, S.166-172.

45 Interview Charlotte (Lottie) Abraham-Levy, S.23f, 26f. Übersetzung aus dem Englischen von der Autorin.

nem nicht zu bewältigenden Ansturm von in Bloomsbury House Hilfe suchenden Flüchtlingsfrauen vorzubeugen. Außerdem wurden in verschiedenen Stadtteilen sogenannte „depots“ errichtet, um die Versorgung der stellungslosen Flüchtlingsfrauen sicherzustellen.⁴⁶

Alle diese Aktivitäten fanden unter extrem schwierigen finanziellen Bedingungen statt. Die durch den Kriegsausbruch veränderte Lage hatte die Flüchtlingshilfsorganisationen, die ja – entsprechend ihrer Zusicherung, kein Flüchtling werde dem britischen Staat zur Last fallen – immer noch für den Unterhalt der Flüchtlinge allein aufkommen mussten, an den Rand des Bankrotts gebracht. Es sollte noch bis zum Beginn des darauf folgenden Jahres dauern, ehe sich der britische Staat entschloss, einen Beitrag zum Unterhalt der Flüchtlinge zu leisten.⁴⁷

Außerdem sahen sich die Flüchtlingsfrauen mit einer neuen Feindseligkeit in der britischen Öffentlichkeit konfrontiert. Stella Klein-Löw beschreibt das in ihren Erinnerungen so: „Der Krieg führte die Deutschen von Sieg zu Sieg. Viele Menschen verließen England, weil es ihnen zu unsicher schien, und gingen nach Wales, Schottland oder nach Übersee. Es gab eine Menge von Evakuierten – vor allem aus London und den Küstengebieten, die für den Fall einer Invasion als besonders bedroht angesehen wurden. Und die Refugees? Wer konnte, wer wollte entscheiden, welche von ihnen verlässlich, welche unverlässlich waren und dem Feind Hilfe leisten würden?“⁴⁸

Der britische Staat reagierte auf die mögliche Bedrohung sofort mit einer Überprüfung aller Deutschen und Österreicher im Vereinigten Königreich. Im ganzen Land wurden „tribunals“ unter dem Vorsitz von Juristen errichtet, die die Verlässlichkeit aller in Großbritannien befindlichen „enemy aliens“ – so wurden nach Kriegsausbruch auch alle aus Deutschland stammenden Flüchtlinge bezeichnet – überprüfen sollten. Wichtigste Aufgabe dieser Tribunale war es, die sogenannten „feindlichen Auslän-

46 Siehe dazu Minutes of Meeting of Executive Committee of the Domestic Bureau, 22nd September, 1939. Archives of the Central British Fund for World Jewish Relief 1933 – 1960 (CBFA), Reel 6, File 38/37 – 39; Minutes of the Second Meeting (1939 – 40) of the National Advisory Committee, 8th November, 1939. TUC, MSS 292/54.76/57; Bollauf, Dienstmädchen-Emigration, S.237-243.

47 Siehe dazu Ronald Stent: Jewish Refugee Organisations, in: Werner E. Mosse (Hrsg.): Second Chance. Two Centuries of German-speaking Jews in the United Kingdom, (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, Bd. 48),Tübingen 1991, S.579-598, inbes. S.587.

48 Klein-Löw, Erinnerungen, S.146.

der“ in drei Kategorien einzuteilen:

Kategorie A – jene, die zu internieren waren;

Kategorie B – jene, die zwar nicht interniert, denen aber Restriktionen auferlegt wurden;

Kategorie C – jene, die in Freiheit blieben.

Diese Kategorien entsprachen einer Beurteilung als „nicht vertrauenswürdig“ (A), „eingeschränkt vertrauenswürdig“ (B) und „vertrauenswürdig“ (C).

Neben der Feststellung der Vertrauenswürdigkeit hatten die Tribunale auch eine Einteilung der Befragten in „refugees from Nazi oppression“ und in „non-refugees“ vorzunehmen, die nicht unbedingt deckungsgleich mit der Kategorisierung war.

Entsprechend der Einstufung wurden alle, die als Nazisympathisanten angesehen wurden oder aufgrund ihrer nichtjüdischen Herkunft als nicht vertrauenswürdig galten, interniert. Jene, deren Loyalität gegenüber Großbritannien dem Tribunal nicht völlig zweifelsfrei erschien, erfuhren Einschränkungen in der Bewegungsfreiheit und in anderen Belangen. Weitgehende Freiheit behielten nur diejenigen, die als vertrauenswürdig angesehen wurden. Dabei wurden die Kategorien zum Teil recht willkürlich zuerkannt. So vergaben einige Tribunale an domestic servants grundsätzlich Kategorie B, um sie in ihrer Bewegungsfreiheit einzuschränken.⁴⁹ Als im Mai 1940 die Masseninternierungen begannen, waren auch diese Frauen davon betroffen.

Im Mai 1940 wurde außerdem als eine der ersten Aktionen der Churchill-Regierung die Einrichtung sogenannter „protected areas“ an der Ost- und Südküste Englands verfügt. Frauen und Kinder mussten diese Küstenstriche binnen 48 Stunden verlassen, Männer im Alter zwischen 16 und 60 Jahren wurden interniert.⁵⁰

Den Flüchtlingsfrauen machten natürlich auch die deutschen Luftangriffe auf England – der „Blitz“ – große Angst, weil sie eine deutsche Invasion noch mehr fürchteten als die britische Bevölkerung.

Die Anforderungen des Krieges führten schließlich dazu, dass die Beschränkung auf die Haushaltstätigkeit, die für die Flüchtlingsfrauen gegolten hatte, fiel. Ganz schnell verließen viele der noch dort beschäftigten Frauen die Haushalte und gingen in die Kriegsindustrie. Es war der

49 Siehe dazu Peter Gillman/Leni Gillman: „Collar the lot!“ How Britain interned and expelled its wartime Refugees, London 1980.

50 Siehe dazu Bernard Wasserstein: Britain and the Jews of Europe 1939-1945, Leicester 1999, S.79.

Beginn ihrer Integration in die britische Gesellschaft.⁵¹ Auch jene, die ihre Stellen nach dem Kriegsbeginn verloren hatten, fanden bald in den verschiedensten Bereichen Arbeit.

In einem Bericht über das Jahr 1940 schrieb die Direktorin des Domestic Bureaus, Ruth Tomlinson, die sich auch in der Zeit der Stellenverluste und der Internierungen mit großem persönlichen Engagement um ihre Schutzbefohlenen gekümmert hatte: „Große Ermutigung kam im November, als sich die öffentliche Meinung zugunsten der Anstellung von Flüchtlingen zu ändern begann und als das Bureau sich in Zusammenarbeit mit dem Arbeitsamt bemühte, eine größere Nutzbarmachung der Arbeit der Flüchtlinge in anderen Bereichen als der Haushaltsarbeit zu fördern. Ausgehend von knapp von 25 pro Woche sind von unseren Hausgehilfinnen dann mehrere Wochen hindurch durchschnittlich 100 pro Woche in andere Stellen abgewandert. Ende Dezember gingen bereits mehr Frauen einer anderen Beschäftigung als Haushaltsarbeit nach. Zu den Beschäftigungszweigen, in die unsere Flüchtlinge abgewandert sind, zählen: Konservenfabrikation und Konservierung von Nahrungsmitteln, Tätigkeiten in Restaurant und Hotel, Arbeit in Kantinen, Arbeit als Ambulanzfahrerinnen, im A.T.S.,⁵² Lackierungsarbeiten, Batterieerzeugung, Kunststopfen, Reparatur von Gummischuhen, Aufbereitung von Textilmaterial und jede maschinelle Arbeit in den Regierungs-Kleiderfabriken.“⁵³

Auch das Austrian Centre, das sich erst nach dem Überfall Nazi-Deutschlands auf die Sowjetunion eindeutig als kommunistisch deklarierte, warb für Engagement in der Kriegsindustrie. Der „Zeitspiegel“, die seit Juli 1939 erscheinende Wochenzeitung des Austrian Centre, bemühte sich in seiner Berichterstattung sehr, die Flüchtlinge zur Arbeit innerhalb des Civil Defence zu ermutigen und damit ihren Beitrag zum „war effort“ zu leisten. Immer wieder gab es Berichte über Hausgehilfinnen, die den Sprung in kriegswichtige Arbeit – etwa in der Rüstungsindustrie – geschafft hatten.⁵⁴

Das Austrian Centre und die dort angesiedelten Organisationen Free Austrian Movement und Young Austria bemühten sich auch, die Flüchtlinge zu motivieren nach dem Ende des Krieges nach Österreich zurückzukehren. Dennoch stellte das tatsächliche Kriegsende 1945 die meisten von ih-

51 Siehe dazu Bollauf, Dienstmädchen-Emigration, S.237-274.

52 Auxiliary Territorial Service of the Army, der weibliche Hilfsdienst der Armee.

53 The Domestic Bureau, 5th February 1941. CBFA, Reel 6, File 38/74 ASf. Übersetzung aus dem Englischen von der Autorin.

54 Siehe Unser Leben in dieser Zeit, in: Zeitspiegel (ZS) 6 (7.2.1942) 6 f. DÖW Nr. 3001.

nen vor eine schwierige Entscheidung: Heimkehren, weiterwandern oder bleiben?

Hier nur soviel: Zurückgekehrt sind vor allem die politisch Engagierten, jene, die entweder im kommunistisch dominierten Austrian Centre organisiert waren, oder die österreichischen sozialdemokratischen Emigranten und Emigrantinnen, die im London Bureau tätig waren. Eines der großen Probleme des politischen Exils in Großbritannien war, dass diese beiden Gruppen einander heftig bekämpften und damit die österreichische Exil-szene insgesamt schwächten. Auf beide Gruppen sollten nach ihrer Heimkehr einige Enttäuschungen warten. Sie fühlten sich unerwünscht oder bestenfalls halbherzig akzeptiert. „Keine österreichische Nachkriegsregierung fand es der Mühe wert, die Vertriebenen offiziell zur Heimkehr aufzufordern oder einzuladen. [...] Die beiden Großparteien ÖVP und SPÖ standen der Rückkehr jüdischer EmigrantInnen, welche die überwiegende Mehrheit der Emigranten und Emigrantinnen bildeten, skeptisch bis ablehnend gegenüber.“⁵⁵

Die deutsche Remigrationspolitik unterschied sich von der österreichischen. Es gab neben individuellen Rückrufen auch überindividuelle, wie die Historikerin Marita Krauss schreibt. „Der wohl wichtigste Rückruf wurde jedoch 1947 von der ersten und letzten gesamtdeutschen Ministerpräsidentenkonferenz formuliert. Die Bedeutung dieser Konferenz lag darin, daß hier erstmals nach 1945 die Ministerpräsidenten aller deutschen Länder zusammentrafen.“⁵⁶ Der Aufruf enthielt – ohne allerdings die vertriebenen Juden direkt anzusprechen – eine wesentlich deutlichere Einladung.⁵⁷ „Die in München versammelten Chefs der deutschen Länderregierungen richten an alle Deutschen, die durch den Nationalsozialismus aus ihrem Vaterland vertrieben wurden, den herzlichen Ruf in ihre Heimat zurückzukehren. Ein tiefes Gefühl der Verantwortung erfüllt uns ihnen gegenüber. Wir haben sie schweren Herzens scheiden sehen und werden uns ihrer Rückkehr freuen. Ihrer Aufnahme in unserem überbevölkerten und unwirtlich gewordenen Lande stehen zwar große Schwierigkeiten entgegen. Wir werden aber alles tun, um gerade ihnen ein neues Heim zu schaffen. [...] Sie, die sich deutscher Sprache und Kultur noch verpflich-

55 Wolfgang Neugebauer/Siegwald Ganglmair: Remigration, in: Jahrbuch 2003, Hrsg. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien 2003, S.96-102, hier S.99.

56 Siehe dazu Marita Krauss: Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der Remigration nach 1945, München 2001, S.73-79, hier S.75. Die Konferenz fand in München am 6. und 7. Juni 1947 statt.

57 Siehe dazu Krauss, Heimkehr, S.75.

tet fühlen, mögen sich hier davon überzeugen, daß unser Volk auch heute in seinem Kern gesund ist und daß seine überwältigende Mehrheit keinen anderen Wunsch hat, als friedlich und arbeitsam im Kreise der übrigen Völker zu leben. An einen wirklichen Neubeginn unseres Lebens ist aber nicht zu denken ohne die Hilfe der übrigen Welt, ganz besonders nicht ohne die Deutschen, die heute außerhalb unserer Grenzen weilen. Deshalb rufen wir sie auf, mit uns ein besseres Deutschland aufzubauen.“⁵⁸ Dieser Aufruf erreichte den Großteil der deutschen Emigranten nicht. Denn – so Marita Krauss – „durch den Auszug der ostdeutschen Delegation vor Konferenzende wurde die deutsche Teilung besiegelt. Damit verloren auch die beschlossenen Resolutionen an Bedeutung.“⁵⁹

Der größte Teil der Hausgehilfinnen blieb in Großbritannien, machte eine Berufsausbildung etwa zur Krankenschwester, gründete dort eine Familie oder wanderte weiter, in die USA, nach Australien, Israel.

Bereits seit 1941 gab es in Großbritannien eine Association of Jewish Refugees, die seit Anfang 1946 monatlich das „AJR Journal“ herausgibt, das bis heute erscheint. Wie der österreichisch-stämmige Historiker der Association of Jewish Refugees Anthony Grenville anlässlich des 60-jährigen Bestehens der Zeitschrift berichtete, konnte diese im Jänner 1950 in ihrer Rubrik „Law and Life“ vermelden, dass jeder unbescholtene Flüchtling, der darum angesucht hatte, nunmehr britischer Staatsbürger geworden war: „Jeder Flüchtling, der sich darum bewarb und sich nicht persönlich bei den Behörden unbeliebt gemacht hatte, ist britischer Staatsbürger geworden. Das war ein bemerkenswerter Erfolg für die Sache der jüdischen Flüchtlinge in England.“⁶⁰

58 Akten zur Vorgeschichte der Bundesrepublik 1945-1949, Bd. 2, Hrsg. Bundesarchiv und Institut für Zeitgeschichte, München 1979, S.583.

59 Krauss, Heimkehr, S.75.

60 Anthony Grenville: The AJR Journal sixty years on. A historical retrospective, in: AJR Journal, vol. 6, Nr. 1 (January 2006), S.2. Übersetzung aus dem Englischen von der Autorin.

Regionales

Die politische und soziale Welt der Augsburger Schuhmacher am Ende des 19. Jahrhunderts¹

Claus-Peter Clasen

Die Schuhmacher waren eines der größeren Gewerbe in Augsburg. Im Zeitraum 1700 bis 1806 arbeiteten in der Stadt jedes Jahr zwischen 130 und 200 Schuhmachermeister. 1840 gab es 168 Schusterwerkstätten, 1858 waren es 158. In den Jahren 1891 bis 1905 werden in den Adressbüchern der Stadt Augsburg ca. 300 Schuhmachermeister aufgeführt. Seit 1906 wird in den Adressbüchern zwischen Schuhmachern, die den Meistertitel führen durften, und anderen Schuhmachern, also den Gesellen, unterschieden. Die Zahl der Meister lag im Jahr 1906 etwas über 200, 1907 bis 1914 knapp darunter. Die Zahl der Gesellen schwankte zwischen 62 und 185. Meist waren es weniger als 100.

Die Schustergesellen traten in Deutschland im 19. Jahrhundert wiederholt in den Streik. Im Zeitraum 1864 bis 1880 wurden 81 Streiks festgestellt. In den 1860er-Jahren war die Zahl der Arbeitsniederlegungen mit ein bis zwei pro Jahr noch gering. Vielleicht führte die Gründung des „Allgemeinen Deutschen Schuhmacher- und Gerbervereins“ im Jahr 1868 dazu, dass die Zahl der Streiks ab 1870 zunahm. In den Jahren 1873 und 1874 erreichte die Streikbewegung unter den Schustergesellen mit 23 bzw. 18 Arbeitsniederlegungen einen ersten Höhepunkt, sank aber in den folgenden beiden Jahren wieder auf zwei pro Jahr ab.²

In Augsburg gründeten bald nach der Bildung des Allgemeinen Schuhmachervereins mehrere Schuhmacher und Gerber eine Filiale. Am 18. Februar 1869 übergab der Schuhmachergeselle Georg Stollberg als Bevollmäch-

1 Der Beitrag stützt sich vor allem auf folgende Quellen: Stadtarchiv Augsburg (im Folgenden: StadtAA), Zahlstelle Augsburg des Vereins der Schuhmacher 1884-1895, Bestand 5, Nr. 611, und Allgemeiner Deutscher Schuhmacher und Gerber Verein. Gewerkschaft der Schuhmacher, StadtAA, Bestand 4 A 84, sowie: Staatsarchiv Augsburg (im Folgenden: StaatsAA): Regierung Schwaben 10117, Versammlungen des Schuhmacher Vereins.

2 Siehe Walter Steglich: Eine Streiktable für Deutschland, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1980, S.235-283.

tigter dem Magistrat die Statuten der neuen Gewerkschaft.³ Es ist nicht bekannt, ob diese gewerkschaftliche Gruppe eine Rolle in den Streiks der Schuhmacher spielte, die am 13. Mai und 21. Oktober 1871 in Augsburg stattfanden. 1877 ging der Magistrat der Stadt mit einem Mal gegen die Schuhmachergesellen vor. Man warf ihnen vor, einen eigenen Verein gebildet zu haben, eigene Vertreter zu wählen, alle 14 Tage Versammlungen im Gasthaus „Fischzug Petri“ zu veranstalten und eine eigene Kasse für Kranken- und Sterbegeld eingeführt zu haben. Obendrein hatte dieser Verein nach Überzeugung der Polizeibehörde einen sozialdemokratischen Charakter, es handele sich also um einen politischen Verein.⁴ Sechs Schustergesellen, die den Vorstand bildeten, wurden wegen Errichtung einer Kranken- und Sterbekasse ohne staatliche Genehmigung zu einer Geldstrafe von je drei Mark bzw. einem Tag Haft verurteilt.⁵ Die Gewerkschaft bestand jedoch weiter. Sie hielt noch 1879 Versammlungen ab, wählte Ausschussmitglieder und erhob Beiträge zur Finanzierung der Kranken- und Sterbekasse.⁶ Wie es mit dieser Gewerkschaft der Schuhmacher in Augsburg weiterging, ist nicht bekannt. Wurde sie vielleicht wegen ihres sozialdemokratischen Charakters nach Erlass des „Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ (Sozialistengesetz) aufgelöst? Bei den Ereignissen, die im Folgenden geschildert werden, spielte die Gewerkschaft keine Rolle.

Unterstützungsverein deutscher Schuhmacher

Am 26./27. August 1883 wurde auf einem Kongress der Schuhmachervereine in Gotha der „Unterstützungsverein deutscher Schuhmacher“ gegründet. Unterstützungsvereine wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch in anderen Gewerben organisiert. Zweck des Unterstützungsvereins der Schuhmacher waren „Reisegeschenke“, also finanzielle Hilfen, für wandernde Gesellen, finanzielle Unterstützung von arbeitslosen, verheirateten Gesellen sowie „die Förderung der geistigen, materiellen und fachgewerblichen Interessen der Mitglieder“. Alle Schuhmacher in „hand-

3 Angaben über Gründung und Versammlungen des „Allgemeinen Deutschen Schuhmacher und Gerber Vereins“, in: StadtAA, Bestand 4 A 84, und StaatsAA, Regierung 10117.

4 Eingabe an den Vertreter der Staatsanwaltschaft Augsburg beim K. Stadtgericht Augsburg 9. März 1877, StadtAA, Bestand 4 A 84.

5 Urteil des K. Bezirksgerichts Augsburg vom 12. September 1877, StadtAA, Bestand 4 A 84.

6 Berichte der Polizei vom 28. Oktober und 2. November 1879, StadtAA, Bestand 4 A 84.

und mechanischen Betrieben“, also wohl auch in Schuhfabriken, konnten Mitglied des Vereins werden. Die einzelnen Filialen des Vereins sollten unentgeltliche Arbeitsnachweis-Büros einrichten. Die Vorstandschaft jeder Filiale sollte aus fünf Personen bestehen: einem Bevollmächtigten, einem Kassierer, einem Schriftführer und zwei Revisoren.⁷

Die 23 Artikel des Statuts bildeten auch die Grundlage für die Filiale des Vereins in Augsburg. Am 14. Juli 1884 fand in der Stadt eine von dem 28-jährigen Schuhmachergesellen Ludwig Renner⁸ geleitete Versammlung statt, in der ein Schustergeselle aus München namens Berger zu dem Thema „Zweck und Nutzen des Unterstützungsvereins der Schuhmacher Deutschlands“ sprach. Sowohl die Schuhmachergesellen wie die Kleinmeister seien, so Berger, durch das Großkapital und die mechanischen Schuhfabriken in eine schwere Lage gebracht worden. Die Gesellen seien zum Vagabundieren verurteilt. Um in schweren Lebenslagen überleben zu können und nicht zu verhungern oder hilflos auf das Pflaster geworfen zu werden, sollten die Schuhmachergesellen Unterstützungskassen gründen. Von den anwesenden 42 Gesellen trugen sich 32 als Mitglieder des „Unterstützungsvereins deutscher Schuhmacher“ ein. Am 3. September 1884 übergab man dem Magistrat die Statuten des Vereins.⁹

In der Gründungsversammlung wurde der Vorstand des Vereins gewählt. Einige dieser Leute wie Ludwig Renner, Johann Neubauer und Wilhelm Bretschneider sollten auch in der Folgezeit eine wichtige Rolle im Unterstützungsverein spielen. Jedes Jahr wurde die Vorstandschaft neu gewählt. Zu Beginn der öffentlichen Versammlungen, die von den regelmäßigen Versammlungen des Vereins unterschieden wurden, wählte man einen ersten und einen zweiten Vorsitzenden sowie einen Schriftführer. Die Wahlen erfolgten mit Stimmzetteln oder mittels Akklamation. Der Vertreter der Polizei fand die erste Wahl im Juli 1884 ziemlich langweilig, da sie wegen „häufiger Stimmenzersplitterung“ in acht Wahlgängen nicht weniger als zwei Stunden dauerte.¹⁰ Die Schuhmacher legten offensichtlich Wert auf die Einhaltung parlamentarischer Regeln.

7 Statut des Unterstützungsvereins Deutscher Schuhmacher. Magistrat von Nürnberg an Magistrat von Augsburg. 10. September 1884, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

8 Ludwig Renner (1856-1922) hatte noch eine eindrucksvolle Karriere vor sich: Gemeindebevollmächtigter 1911-1920, Landtagsabgeordneter 1913-1918, Zweiter Vorsitzender der SPD in Augsburg, im November 1918 im Soldaten- und Arbeiterrat in Augsburg.

9 Berichte des Polizeibeamten Walter vom 15. Juli und 3. September 1884, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

10 Bericht des Polizeibeamten Walter vom 15. Juli 1884.

Nicht alle Schuhmachergesellen schlossen sich dem Unterstützungsverein an. 1891 hieß es, von 146 Schuhmachergesellen seien nur 56 im Verein.¹¹ Und auch nicht alle Mitglieder des Unterstützungsvereins waren Gesellen. Unter den führenden Mitgliedern, die von 1884 an dem Verein angehörten, waren vier Schuhmachermeister: Johann Gebelin, Johann Neubauer, Johann Säckler und Wilhelm Muth. Spätestens 1888 erscheint auch Ludwig Renner auf der Liste der Schuhmachermeister. Aber die überwiegende Zahl der Mitglieder waren Schustergesellen, die meisten um die 20 Jahre alt, es waren aber auch einige Minderjährige zwischen 17 und 20 Jahren unter ihnen.¹²

Der Unterstützungsverein präsentierte sich als unpolitischer Verein, der nicht gegen das am 18. Oktober 1878 erlassene Sozialistengesetz verstieß. Bretschneider sagte 1888, dass sie in ihrem Verein nicht politisierten, sonst wäre dieser längst von der Polizei aufgelöst worden.¹³ Er meinte wohl, dass keine Fragen der Tagespolitik behandelt wurden.

Der Polizeibehörde erschien der Unterstützungsverein dennoch von Anfang an verdächtig. Die Frage war, ob er das Sozialistengesetz unterliefe? Ein Vertreter der Polizei wurde – wie das auch anderswo allgemeine Praxis war – in jede Versammlung zur Überwachung geschickt. Er hatte dann einen Bericht über die Teilnehmer, die Themen, Reden und Diskussionen vorzulegen. Sehr oft wohnte der Polizeiobewachtmeister Josef Obich¹⁴ den Versammlungen bei, gelegentlich andere, wie die Polizeiinspektoren Dominikus Schnatterer oder Karl Höß.

Versammlungen

Die Versammlungen des Unterstützungsvereins mussten mit Angabe des Lokals und der Tagesordnung dem Magistrat zur Genehmigung gemel-

11 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 6. Mai 1891, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

12 Von den Vorstandsmitgliedern, die im Juli 1888 gewählt wurden, waren vier 23, einer 22 und zwei weitere 17 ½ bzw. 18 Jahre alt. Berichte des Oberwachtmeisters Obich vom 11. Juli 1888 und 23. April 1890, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

13 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 28. Januar 1888, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

14 Josef Obich, genannt Vogelatorsepp, soll sich durch besonders eifriges Vorgehen gegen die Sozialdemokraten hervorgetan haben (siehe Eugen Nerdinger: Brüder zum Licht empor: ein Beitrag zur Geschichte der Augsburger Arbeiterbewegung, Augsburg 1984, S.45). Seine Berichte über die Versammlungen des Unterstützungsvereins waren allerdings sachlich, obwohl er überall Sozialdemokraten witterte.

det werden. Anfangs fanden Versammlungen wöchentlich statt. Im August 1885 informierten die Schuhmacher den Magistrat, dass die Vorträge jeden Mittwoch abgehalten würden. Doch ein Jahr später, im August 1886, beschloss der Verein, die Zusammenkünfte alle 14 Tage am Montag durchzuführen. Seit 1887 fanden viele, wenn auch nicht alle Versammlungen jeden Montag statt. Die Versammlungen sollten um acht Uhr abends beginnen. Die Vorträge und Diskussionen zogen sich oft bis zehn oder elf Uhr hin, gelegentlich bis kurz vor Mitternacht.

Der Verein wechselte in den elf Jahren seines Bestehens, von 1884 bis 1895, mindestens acht Mal das Lokal. Dafür gab es nicht zuletzt politische Gründe. Der Wirt Gollwitzer kündigte 1887 plötzlich das Lokal, weil er die Sozialdemokraten satt habe, die ihm die Wirtschaft verdächtig machten.¹⁵ Als die Schuhmacher nun ihr Vereinslokal in die Gaststätte des Bierbrauers Schlelein verlegten, hatten sie nicht mehr Glück. Es hieß, die Schuhmacher würden in der Wirtschaft geheime sozialdemokratische Treffen abhalten und auch sozialdemokratische Schriften verteilen. Schlelein versicherte, er werde solche Zuwiderhandlungen nicht dulden und den Schuhmachern sofort kündigen. Das tat er auch 14 Tage später, weil, wie er sagte, andere Vereine mit der sozialdemokratischen Gesellschaft nicht verkehren wollten.¹⁶ Der Verein konnte zunächst kein geeignetes Lokal finden und erhielt schließlich eine Bleibe im „Wiener Hof“ in der Karmelitergasse. Hier fühlten sich die Gesellen etwas sicherer. Sie blieben im „Wiener Hof“, bis der Gastwirt Finkl 1889 starb. Der Verein verlegte daraufhin sein Lokal in die Gaststätte „Zum guten Hirten“ in der Jakober Vorstadt. Aber die Räume dieser Wirtschaft erwiesen sich für Versammlungen als zu eng. Man zog jetzt ins „Blaue Krügle“, war aber auch hier Schikanen ausgesetzt. Offensichtlich war es wieder nicht leicht, ein neues Lokal zu finden. So sagte einer der Vorsitzenden, „es habe ihn genug herumgetrieben“. Schließlich konnte der Verein einen Raum in der Gaststätte „Zur Schützenhalle“ nutzen.¹⁷

Von den Mitgliedern kamen durchaus nicht alle zu den Versammlungen. Es wurde über die „flaue Beteiligung“ geklagt.¹⁸ Säckler, einer der führen-

15 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 23. August 1887, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

16 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 21. September 1887, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

17 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 10. Juli 1890, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

18 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 18. September 1890, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

den Männer, sagte 1894, der Verein habe zwar 71 Mitglieder, aber er sehe niemals so viele in den Versammlungen. Obendrein seien es immer dieselben, die kämen. Man müsse sich schämen.¹⁹ Die Berichte der Polizei bestätigen, dass nur 20 bis 30 Schustergesellen zu den Versammlungen erschienen.²⁰

Außer den regelmäßigen Zusammenkünften im Vereinslokal, an denen nur die Mitglieder teilnahmen, gab es öffentliche Versammlungen, zu denen jeder kommen konnte. Sie fanden teilweise ebenfalls im Vereinslokal statt, aber auch an anderer Stelle. Da der Unterstützungsverein als unpolitischer Verein gegründet worden war, durfte in den regelmäßigen Versammlungen keine Politik betrieben werden. In den öffentlichen Versammlungen konnten dagegen auch politische Vorträge und Diskussionen stattfinden. Die Zahl der Teilnehmer an den öffentlichen Versammlungen war größer als an den eigentlichen Vereinsversammlungen. Meist waren es 30 bis 50 Personen, gelegentlich über 100. Aber auch hier wurde mangelnde Beteiligung beklagt.²¹

Ludwig Renner, der die erste Versammlung und Gründung der Augsburger Filiale geleitet hatte, sprach in den folgenden Jahren immer wieder in den Versammlungen, nicht nur über technische Probleme der Schuhherstellung, sondern auch über soziale Fragen. Andere prominente Redner in den Versammlungen waren Bretschneider, Neubauer oder Säckler.

Die Augsburger Schuhmacher standen mit den Gesellen in anderen Städten in Verbindung, so mit denen in München. Die Augsburger Filiale des Unterstützungsvereins sah sich als Teil einer größeren Bewegung. Im Jahr 1885 wurden fünf Augsburger Schuhmacher in der Generalversammlung als Mitglieder des Centralvorstandes für das Reich vorgeschlagen und bestätigt. Auf Versammlungen in Augsburg traten auch Vertreter aus anderen Orten auf, so der schon genannte Berger aus München, der Vorsitzende des Centralvorstandes in Nürnberg, der ehemalige Leistenschneider J. Siebert, und ein gewisser Kölle aus Hamburg.

19 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 11. Januar 1894, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

20 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 18. August 1890, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

21 Wiederholt wurde über die „laue Beteiligung“ geklagt. Siehe die Berichte des Oberwachtmeisters Obich vom 18. September 1890 und 21. Januar 1891, StadtAA Bestand 5 Nr. 611.

Fachgewerbliche Vorträge

Neben der finanziellen Unterstützung arbeitsloser Gesellen war die „Förderung fachgewerblicher Interessen“ ein Zweck des Vereins. Für Ludwig Renner war dieser Aspekt außerordentlich wichtig. Er warnte, dass die Schuhmacher in Gefahr seien, in den Abgrund zu stürzen. Um sich gegenüber der Großindustrie behaupten zu können, müssten die Schuhmacher die Fähigkeit erwerben, die Fußbekleidung auf mechanische Weise anzufertigen.²²

Die fachliche Fortbildung, sagte Renner, sei Vorbedingung für Forderungen nach Lohnerhöhung. Wenn der Arbeiter höhere Löhne fordere, werde der Arbeitgeber eine höhere Leistungsfähigkeit des Arbeiters erwarten. Früher hätte es der junge Arbeiter schwer gehabt, sich richtig ausbilden zu können, da die älteren Gesellen und vor allem der Arbeitgeber den jüngeren Gesellen ganz bewusst ihre „Kunst“ vorenthielten. Auch jetzt benachteilige die zunehmende Trennung der Arbeitsstätten die jungen Gesellen. Die älteren Arbeiter arbeiteten meist nicht in der Werkstatt, sondern in ihrer Wohnung. Die jüngeren Arbeiter könnten deshalb besondere Fähigkeiten nicht erwerben.²³

Vorgesehen war bei der Gründung der Vereinsfiliale jede Woche einen fachgewerblichen Vortrag zu halten. Später beschloss man, dass abwechselnd jeden Montag ein Fachvortrag und ein „geistiger und wissenschaftlicher“ Vortrag zur Bildung der Schuhmachergesellen geboten würden.²⁴ Für die Vorträge waren folgende Themen vorgesehen: „Anatomie des menschlichen Fußes“, „Übertragen der Maße auf die Leisten“, „Die Leisten, wie sie sein sollten und wie sie sind“, „Konstruktion der Schaftmodelle“, „Warenkunde“, „Oberteilherstellung“, „Lederarbeit“, „Buchführung“. Der Verein erklärte dem Magistrat, er beabsichtige nicht, eine Fachschule zu gründen. Man wolle nur Vorträge „zur Förderung der geistigen und materiellen Interessen“ der Mitglieder halten. Verstöße gegen das Gesetz kämen nicht vor.²⁵

In den Jahren 1884 bis 1886 war es Ludwig Renner selber, der viele der fachbezogenen Vorträge hielt. Ab 1887 sprach vor allem der

22 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 5. Februar 1885, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

23 Bericht des Polizeibeamten Rieß vom 22. September 1890, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

24 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 15. Juni 1887, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

25 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 8. Mai 1886, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

Schuhmachergehilfe Bretschneider über die verschiedenen Aspekte der Schuhanfertigung.²⁶

Lage der Schuhmacher

Der Magistrat hegte von Anfang an den Verdacht, dass es sich beim Unterstützungsverein um eine sozialdemokratische Sache handele. Das Ziel der Veranstaltungen sei weniger die fachliche Ausbildung als vielmehr Werbung für die Sozialdemokratie.²⁷

Tatsächlich war ja zu erwarten, dass in einem Verein, der Arbeitslose unterstützte, auch über die soziale Lage der Schuhmachergesellen gesprochen würde. In vielen Versammlungen der Schuhmachergewerkschaft und dann des Unterstützungsvereins wurde in der Tat scharfe Kritik an den sozialen Verhältnissen geübt.

Der Redakteur und Präsident der „Internationalen Gewerkschaft der Schuhmacher“ Wilhelm Bock sagte auf einer Versammlung der Schuhmachergewerkschaft am 11. Oktober 1874, alle Kleingewerbe seien im Verfall. Aber das Schuhmacherhandwerk sei am tiefsten gesunken. Die Schuld hierfür gab er der Großindustrie, die durch ihre Produktionsweise die Gewerbe vernichte. Als die Zünfte noch bestanden, habe der Geselle zur Familie des Meisters gehört. Jetzt bekomme er nur noch einen kläglichen Lohn, von dem er Unterhalt und Schlafstelle bestreiten müsse. In Thüringen, Schlesien und Sachsen müssten die Gesellen wie auch die Kleinmeister von morgens früh bis 23 Uhr nachts arbeiten. Die Wohnung, die Werkstätte und das gesellige Leben der Schuhmachergesellen seien so armselig, dass man allgemein sage: „Er ist halt nur ein Schuster.“²⁸

Ähnlich machten die Augsburger Schuhmacher die großen Schuhfabriken für ihr Verderben verantwortlich. Die Maschinen und die Schuh-

26 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 28. November 1888, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

27 Bericht vom 23. März 1891 (Verfasser unbekannt), StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

28 Bericht des Polizeibeamten Wildegger vom 14. Oktober 1874, Wilhelm Bock, StaatsAA Regierung Schwaben 10117. Wilhelm Bock (1846-1931) war gelernter Schuhmacher. Seit 1866 Mitglied des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“ und dann der SDAP Liebknechts und Bebel. Seit 1873 Präsident der „Internationalen Gewerkschaft der Schuhmacher“. Von 1878 bis 1920 war er Redakteur der Zeitung „Der Schuhmacher“. 1884 bis 1887 Reichstagsmitglied und 1893 bis 1907 im Landtag von Sachsen-Coburg-Gotha. In der sozialdemokratischen Partei in Thüringen spielte Wilhelm Bock eine führende Rolle (nach Wikipedia).

fabriken hätten zu einer gewaltigen Überproduktion geführt. Die Folge sei, dass die Hälfte aller Schuhmachergesellen auf der Straße liege. Wenn noch weitere Maschinen wie die Zwickmaschine erfunden würden, werde der Schuhmacher zum Fabrikarbeiter oder zum bloßen Flickschuster.²⁹ Das Schustergewerbe sei zwar noch nicht ganz am Ende, aber auf dem besten Wege dazu.³⁰

Die Schuster nähmen die unterste Stufe in der Gesellschaft ein. Die Industrie möge noch so weit fortgeschritten sein, den Schuhmachern gehe es dennoch schlecht.³¹ Ein Schustergeselle verdiene acht Mark in der Woche. Aber wie könne er davon Kost, Wohnung und Kleidung bestreiten? Als Essen habe er nur kalte und verdorbene Speisen. Frische, unverdorbene Lebensmittel könne er sich nicht leisten, wurde 1885 beklagt.³² Fünf Jahre später hieß es, ein Gehilfe könne für eine fünfköpfige Familie nicht einmal so viel Geld pro Tag ausgeben, wie man in München für das tägliche Futter eines Hundes zahle.³³ Zwar sei es jetzt nicht mehr ganz so schlimm wie zu der Zeit, als der Geselle in einem Dachwinkel schlafen und wie ein Hund essen musste. Aber auch jetzt verdienten die Gesellen nicht so viel, um ausreichend Essen kaufen zu können. Sie müssten bei den Kapuzinern betteln gehen.³⁴ Der Schustermeister Neubauer sagte, es tue ihm weh, wenn ein Geselle zum Ortsbettelverein gehen müsse und dann mit Schaufel und Besen auf der Straße arbeite.³⁵ Die Schuhmacher müssten es sich vom Leibe abhungern, um anständig gekleidet zu sein.³⁶ Eine Forderung der Schuhmacher war die Verbesserung ihrer Wohnverhältnisse.³⁷

Es sei unmenschlich, wenn auch Frauen und Kinder mitarbeiten müssten, um einen Hungerlohn zu erreichen. Auf diese Weise werde das Familienglück zerstört. Frauen gehörten nicht auf die Schusterbank, Kinder gehörten in die Schule.

29 Bericht des Polizeibeamten Walter vom 5. Januar 1884, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

30 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 5. Juni 1894, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

31 Berichte des Polizeibeamten Rieß vom 21. August 1890 und des Oberwachtmeisters Obich 8. Mai 1891, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

32 Bericht des Polizeibeamten Walter vom 10. August 1885, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

33 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 10. Juli 1890.

34 Bericht des Polizeibeamten Rieß vom 27. August 1890, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

35 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 12. November 1886, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

36 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 28. Mai 1889, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

37 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 28. April 1891, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

Wegen der ungesunden Verhältnisse, unter denen die Schuhmacher arbeiten müssten, seien unter ihnen 28 Krankheiten verbreitet, am meisten Lungenkrankheiten. Die Schuhmacher würden nicht älter als 40 Jahre. Unter den Schuhmachermeistern bildeten die Kleinmeister die größte Gruppe. Aber keine zehn Kleinmeister würden zum mittleren Stand gehören. Im Grunde gehe es ihnen genauso schlecht wie den Gesellen. Sie seien sogar noch schlimmer dran.³⁸ Häufig hätten die Fabrikarbeiter eine bessere Existenz als die Kleinmeister. Ihr Unglück seien das Kapital und die Schuhfabriken. Die Kleinmeister glaubten zwar immer noch, das Kapital sei auf ihrer Seite. Diese Vorstellung sei aber falsch. In Norddeutschland sei schon ein Heer von Kleinmeistern nur noch Handlanger der Großindustrie. Auf der einen Seite stehe das Großkapital, auf der anderen das Proletariat. Zwischen diesen beiden Mühlsteinen würden die Kleinmeister allmählich zermalmt. Die Kleinmeister sollten sich daher auch dem Unterstützungsverein anschließen, denn ihnen gehe es zuerst an den Kragen.³⁹

Manche Redner gaben den Schuhmachern allerdings eine Mitschuld an ihrer Lage. Durch Faulheit und Trunk seien sie so weit heruntergekommen. Die Schuhmacher seien wenig geachtet, weil sie keine Lust zeigten, sich eine höhere Bildung anzueignen, meinte Stieber 1885.⁴⁰ Man verwies auf die schlechte fachliche Ausbildung und den Mangel an Sparsamkeit. Eine weitere Ursache für das Tiefersinken der Schustergesellen sah man darin, dass die Zahl der verheirateten Gesellen immer mehr zunahm. Die Gesellen sollten sich lieber erst selbstständig machen und dann heiraten.

Es sei höchste Zeit, so Wilhelm Bock in der schon genannten Rede von 1874, dass die Gesellen sich um „geistige Vervollkommnung und sittliche Hebung“ bemühten und in verständiger Gesellschaft verkehrten, um nicht ganz zu versumpfen.⁴¹ Diesem Ziele sollten auch die Vorträge dienen.⁴²

38 Bericht des Polizeibeamten Rieß vom 22. September 1890, StadtAA Bestand 5 Nr. 611.

39 Berichte des Oberwachtmeisters Obich vom 13. Juli 1884 (Renner) und 29. Januar 1890 (Neubauer), StadtAA, Bestand 5 Nr. 611. Über die Kleinmeister: Berichte der Polizeibeamten Walter vom 15. Juli 1884, Obich vom 29. Januar 1890 und Rieß vom 27. August 1890. Ebenso Bericht vom 10. September 1895 (Verfasser unbekannt), StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

40 Bericht des Polizeibeamten Walter vom 18. Dezember 1885. Stieber, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

41 Bericht des Polizeibeamten Wildegger vom 14. Oktober 1874, StaatsAA, Regierung 10117.

42 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 4. September 1888. Gebelin, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

Seine Kritik an der Rolle der Schuhfabriken erweiterte Bock zu einer allgemeinen Kritik an der bestehenden Wirtschaftsordnung. Für die Großindustrie sei der Arbeiter nicht Mensch, sondern nur Arbeitskraft. Wenn der Geselle ausgepresst sei wie eine Zitrone, überlasse man ihn der Not und der Verzweiflung. Die Fabrikanten suchten den Arbeiter auf alle mögliche Weise an die Scholle, an Industrie und Kapital zu fesseln. Zum Beispiel durch Arbeiterwohnungen, die zu einer Art Leibeigenschaft führten. Ohne Erlaubnis des Fabrikanten dürfe man keinen Verwandten übernachten lassen, keinen Hund und keine Katze halten. Die Arbeiter hätten auch nichts von Suppenküchen, von Sparanstalten oder Darlehenskassen.

Die Damen, sagte Bock, stolzierten in den schönsten Stiefeletten, aber der Schuhmacher, der sie angefertigt hat, müsse hungern. Nur durch Beseitigung der Großindustrie und durch Errichtung genossenschaftlicher Vereinigungen könne dem Arbeiter ein menschenwürdiges Leben geschaffen werden. In diesem Zusammenhang kritisierte Bock auch die Zwangskrankenkassen und die Fabrikkrankenkassen, die bei Austritt aus dem Unternehmen die eingezahlten Beiträge zurückbehielten. Gewerkschaftskassen müssten gegründet werden.

Den Arbeitern werde vorgeworfen, sie hätten utopische Vorstellungen, wie die Idee der Errichtung genossenschaftlicher Unternehmen mithilfe des Staates. Dies sei aber keine Utopie, wie sich in Paris während der Revolution von 1848 gezeigt habe. Wilhelm Bock wies auf die von Louis Blanc eingeführten, staatlich finanzierten Produktionsgenossenschaften der Arbeiter.⁴³

Der Vorsitzende des Centralvorstands in Nürnberg J. Siebert bezweifelte 1892 auf einer Versammlung in Augsburg, dass die Bourgeoisie jemals den Arbeitern beistehen würde. Der Arbeiter sei nicht da, um nur zu arbeiten, und der Kapitalist nur um zu essen. Jeder solle von seiner Arbeit leben können. Das sei aber in der jetzigen Gesellschaftsordnung unmöglich. Sie müsse deshalb abgeschafft werden.⁴⁴ Jeder Arbeiter müsse die Klassengegensätze erkennen, sagte Siebert im August 1890. Der achtstündige Arbeitstag sei eine Notwendigkeit. Nur so könnten die 500.000 Menschen, die auf die Straße geworfen seien, wieder Arbeit finden. Die Schuhmacher sollen sich organisieren, um für den Kampf bereit zu sein, wenn er kommen sollte.⁴⁵ Und Carl Breder, Redakteur der „Augsburger

43 Bericht des Polizeibeamten Wildegger vom 14. Oktober 1874.

44 Bericht des Polizeibeamten Schnatterer vom 12. Januar 1892, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

45 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 12. August 1890, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

Volkszeitung“, rief mit Marx: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch“.⁴⁶ Diese Äußerungen deuten an, dass zumindest einige der Redner mit sozialistischen Ideen vertraut waren. Die Polizeibeamten berichteten zwar häufig, in den Versammlungen sei nicht Politik getrieben worden, aber sie waren auch überzeugt, dass hier sozialistisches Gedankengut herrsche. Die Versammlungen seien ein „Hauptvereinigungspunkt sozialdemokratischer Agitatoren“.⁴⁷

In mehreren Berichten der Polizeibeamten werden die sozialdemokratischen Teilnehmer der Versammlungen namentlich aufgeführt. Man vermerkte ausdrücklich, dass Renner eine rote Krawatte trug und eines der anderen Vorstandsmitglieder eine rote Halsbinde. Die Leute, die in den Versammlungen das Wort führten, seien auch die eifrigsten sozialdemokratischen Agitatoren auf dem Lande, wo sie an Sonn- und Feiertagen gegen die Gesellschaftsordnung „wühlten“.⁴⁸ Insgesamt werden in den Berichten der Polizei im Zeitraum 1884 bis 1895 54 Personen als bekannte Sozialdemokraten bezeichnet. Die Behörden beunruhigte, dass 21 von ihnen Ämter im Unterstützungsverein bekleideten, als Revisoren, Schriftführer, Bevollmächtigte und Vorsitzende. Es waren Männer wie Ludwig Renner, Wilhelm Bretschneider, Josef Gebelin, Josef Säckler, Johann Neubauer oder Josef Fäustlin.

Da das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie bis 1890 in Kraft war, wollten manche Schuhmachermeister mit dem Unterstützungsverein nichts zu tun haben. Sie könnten sich doch nicht einem Verein anschließen, der sozialdemokratisch angehaucht sei. Aber auch so manche Gesellen, die man zu den Versammlungen einlud, wehrten vorsichtig ab, dort seien doch nur Sozialdemokraten.⁴⁹ Ob aus politischer Überzeugung oder weil sie ihr Fortkommen nicht gefährden wollten?

Arbeitszeit und Löhne

In den Versammlungen ging es natürlich auch um konkrete Fragen wie Arbeitszeit und Löhne. Die Schuhmacher seien die am schlechtesten bezahlten Arbeiter und hätten die längsten Arbeitszeiten. Die blassen Gesichter der Schustergesellen seien eine Folge des oft 18-stündigen Arbeits-

46 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 12. Januar 1892.

47 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 14. Juli 1892, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

48 Ebenda.

49 Berichte des Oberwachtmeisters Obich vom 26. Januar 1886 und 5. Juli 1887, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

tages. Die Gesellen könnten bei dieser unmenschlichen Arbeitszeit nicht über ihre Lage nachdenken. Sie hätten allen Grund, bessere Arbeitsbedingungen und Lohnverhältnisse zu verlangen und Anspruch auf einen Normalarbeitstag. Durch die Verkürzung der Arbeitszeit könne man 20.000 Menschen, die sich arbeitslos auf den Straßen herumtrieben, Arbeit verschaffen.⁵⁰ Wenn die Schuhmacher Maschinen verwendeten, seien acht Stunden Arbeitszeit genug.⁵¹ Ja, mithilfe der Maschinen könnte die Arbeitszeit auf unter acht Stunden verkürzt werden.⁵²

Die Lohnverhältnisse standen im Mittelpunkt vieler Versammlungen. In Augsburg würden Hungerlöhne gezahlt.⁵³ Die Maschinenarbeiter, hieß es 1888, würden an einem Tag fünf bis sieben Mark verdienen. Das sei soviel, wie ein Schuhmacher in einer Woche bekomme.⁵⁴ Der Lohn müsse so hoch sein, dass der Arbeiter die auf seine Arbeit verwendete Kraft durch eine entsprechende Lebenshaltung wieder ersetzen könne. Der Geselle müsse mit einem Lohn von sieben bis acht Talern (21 bis 24 Mark) in der Woche rechnen können. Ein Schuhmacher meinte allerdings, viele Meister würden nicht einmal vier Taler (zwölf Mark) pro Woche einnehmen.⁵⁵ Während die Löhne sanken, würden die Mieten und die Preise für Lebensmittel steigen. Ein Schuhmacher erklärte die Lohnverringerung damit, dass in den letzten Jahrzehnten die Preise für Rohmaterialien um 20 Prozent gestiegen seien. Um mit der Konkurrenz anderer Schuhmachermeister und der Schuhfabriken mithalten zu können, habe man die Preise für fertige Waren nicht erhöht. Die Meister seien daher genötigt gewesen, die Löhne der Gesellen zu verringern und die Arbeitszeit zu verlängern.⁵⁶

1891 forderte ein Geselle, dass die Lohnkommission dieses Jahr 15 Prozent, das folgende Jahr zehn Prozent mehr Lohn verlangen solle, sowie eine Stunde Arbeitszeitverkürzung. Jetzt arbeite man zwölf Stunden, elf

50 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 20. November 1888, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

51 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 28. Mai 1889. Bretschneider, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

52 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 6. Mai 1890, Neubauer, und 13. August 1890. Neubauer, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

53 Bericht des Polizeibeamten Wildegger vom 14. Oktober 1874.

54 Bericht des Oberwachtmeisters Obich 18. Juni 1888, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

55 Bericht des Polizeibeamten Wildegger vom 14. Oktober 1874.

56 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 28. April 1891, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

Stunden seien genug. Doch solche Forderungen fanden keine Mehrheit. Es wurde gesagt, der durchschnittliche Wochenlohn betrage jetzt acht Mark 40 Pfennige. Hauptsache sei, dass dieser Lohn erhalten bleibe.⁵⁷

Arbeitsniederlegungen

Die Augsburger Schuhmachergesellen wussten, dass Streiks in ihrem Gewerbe nichts Ungewöhnliches waren. Koalitionen der Unternehmer, wurde im Jahre 1890 ausgeführt, hätten die Arbeitskämpfe provoziert. Die Fabrikanten hätten Bündnisse geschmiedet, Millionen Mark zusammengebracht und den Arbeitern die Streiks aufgezwungen. Aber die Arbeiter hätten zusammengehalten und in den meisten Fällen auch gesiegt.⁵⁸

Wilhelm Bretschneider gab im Juli 1888 bekannt, dass in Altona ein Komitee gegründet worden sei, das einen allgemeinen Streik aller Schuhmachergesellen Deutschlands vorbereiten solle. Bretschneider meinte, nur mithilfe eines solchen allgemeinen Streiks könne die Lage der Schuhmacher verbessert werden. Mit partiellen Streiks habe man bisher nichts erreicht. Die Versammlung beschloss einstimmig, dem Komitee in Altona mitzuteilen, dass man mit dem geplanten Streik einverstanden sei.⁵⁹ Im Magistrat hatte man nun den Eindruck, dass ein Streik der Augsburger Schuhmacher in Sicht sei.

Diese Furcht war übertrieben. Die Schuhmacher haben 1888 nicht gestreikt. Sie waren nämlich sehr vorsichtig, wenn es um scharfe Maßnahmen ging. In der Augsburger Industrie kam es immer wieder zu Arbeitskämpfen. Von 1868 bis 1895 brachen allein in den großen Augsburger Textilfabriken achtmal Streiks aus. In der Metallindustrie traten Arbeiter in den Jahren 1869 bis 1905 sechsmal in den Ausstand.⁶⁰ Obwohl es also Vorbilder gab, waren die Augsburger Schuhmacher nicht leicht für Streiks zu haben. Schon 1874 hatte Bock in der bereits mehrfach genannten Versammlung der Schuhmachergewerkschaft erklärt, er sei kein Freund von Streiks, die von unorganisierten, mit Geld nicht versehenen Leuten betrieben würden. Sie nützten nichts und schadeten viel.⁶¹

57 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 8. Mai 1891, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

58 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 27. August 1890.

59 Bericht des Polizeibeamten Gappel vom 11. Juli 1888, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

60 Siehe Claus-Peter Clasen: Streikgeschichten. Die Augsburger Textilarbeiterstreiks 1868-1934, Augsburg 2008, S.15-87, 305, sowie Ders.: Arbeitskämpfe in Augsburg um 1900. Streik, Aussperrung und Boykott, Augsburg 2012, S.27-43, 325.

61 Bericht des Polizeibeamten Wildegger vom 14. Oktober 1874.

Auch siebzehn Jahre später hatten die Augsburger Schuhmacher Bedenken, wenn es um Arbeitsniederlegungen ging. In dem Recht zur Arbeitsniederlegung, sagte Gewerkschaftsführer Mandler aus München, hätten die Schuhmacher zwar eine mächtige Waffe. Aber man solle zu Streiks nur greifen, wenn es nicht möglich sei, berechnete Forderungen auf andere Weise durchzusetzen.⁶² Für den Augsburger Schuhmacher Neubauer war der Streik ebenfalls das letzte Kampfmittel. Doch wenn ein Streik den Schuhmachern aufgedrängt würde, dann sollten sie ihn aufnehmen auf Leben und Tod.⁶³

Es wurde auch gesagt, Streiks seien eine zweischneidige Waffe, wenn sie häufig auch notwendig seien. Sie seien nicht zu empfehlen und sollten vermieden werden.⁶⁴ Streiks würden nichts lösen. Die Schuhmacher sollten lieber von dem Wahlrecht Gebrauch machen. Auf diese Weise könne man mehr erreichen als mit Streiks. Für einen Streik sei die Organisation in Augsburg zu schwach und zu „zerfahren“. Eine Lohnbewegung müsse schon Jahre vorher vorbereitet werden.⁶⁵ Zwei Jahre später kritisierte man, dass die Fabrikschuster in den Unterstützungsverein aufgenommen worden seien. Denn von den Fabrikschuhmachern gingen die Streiks meist aus.⁶⁶ Mit Gewalt wollten sie keine Besserung ihrer Lage erreichen, sagte Siebert vom Centralvorstand in Nürnberg. Mit Streiks würden sich die Arbeiter nur ins eigene Fleisch schneiden. Man könnte zwar eine kleine, momentane Besserung erreichen, aber dann würde alles wieder schlechter.⁶⁷ Ein Geselle meinte, wenn man bescheidene Forderungen an die Meister stelle, würde man schon etwas bekommen. Man brauche dann keinen Streik auszukämpfen.⁶⁸ Auch Ludwig Renner riet, von Streiks abzusehen. Man solle nicht etwas unternehmen, was nicht durchführbar sei.⁶⁹ So lehnte man auch den Versuch ab, von einer Streikkasse zu reden. Man habe nur eine Unterstützungskasse.⁷⁰

62 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 28. April 1891, Mandler aus München, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

63 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 28. Mai 1893, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

64 Bericht des Polizeibeamten Schnatterer vom 12. Januar 1892, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

65 Ebenda, sowie Berichte des Oberwachtmeisters Obich vom 13. Juni 1888 und 18. April 1890, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

66 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 13. Oktober 1894, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

67 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 21. Januar 1891, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

68 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 18. April 1890.

69 Berichte des Oberwachtmeisters Obich vom 27. August 1890 und 29. April 1891, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

70 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 16. Juni 1890, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

Die Augsburger Schuhmacher waren bereit, streikende Berufsgenossen an anderen Orten zu unterstützen. Aber die Filiale des Unterstützungsvereins wollte nichts davon wissen, Streikenden anderer Gewerbe finanziell zu helfen. Für fremde Gewerkschaften wurde kein Geld gesammelt.⁷¹

Die Schuhmacher waren in ihrer Zurückhaltung gegenüber Streiks nicht allein. Die Textilarbeiter Augsburgs traten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwar mehrmals in den Ausstand. Aber manche Textilarbeiter sagten auch, sie könnten einen größeren Streik nicht durchhalten, weil sie nicht genügend organisiert seien. Außerdem würden in Augsburg Streiks als halber Aufruhr angesehen. Die Augsburger seien zu eingeschüchtert. Hier herrsche Friedhofsruhe.⁷² Bretschneider warf den Schuhmachern vor, in „Schlaf versunken“ zu sein.⁷³

Diese Zurückhaltung war aber nicht typisch für die gesamte Arbeiterschaft Augsburgs. Immerhin erlebte die Stadt in den Jahren 1900 bis 1914 78 Streiks und 13 Aussperrungen, vor allem im Baugewerbe, in der Maschinenindustrie und in den Textilfabriken.⁷⁴

1. Mai 1890

In der Versammlung am 23. April 1890 gab es eine lebhafte Diskussion, wie man sich zur Feier des 1. Mai verhalten solle. Der 1. Mai war 1889 von der II. Internationale in Paris als sozialistischer Feiertag festgelegt worden. Die Schuhmacher in Augsburg waren durchaus nicht einer Meinung.

Der Schuhmachermeister Gebelin, der seit 1884 dem Verein angehörte, unterstützte den Beschluss eines Komitees der verschiedenen Augsburger Gewerkschaften, von der Feier des 1. Mai abzusehen, auch wenn die Gesellen wegen ihrer langen Arbeitszeiten allen Grund dazu hätten. Sie sollten dies aber nicht tun, um nicht mit den Arbeitgebern in Konflikt zu geraten. Doch es gab Widerspruch. Ein Geselle meinte, sie könnten ja am 1. Mai mittags mit der Arbeit aufhören und einen Ausflug machen. Ein anderer sagte, man könne sich in der Herberge treffen. Daraufhin wurde mitgeteilt, dass die Arbeiter in der Schuhfabrik Levinger einen allgemeinen Feiertag halten wollten. Der Fabrikant habe schon seine Erlaub-

71 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 20. November 1888, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

72 StadtAA, Bestand 11 69|90. Verein deutscher Textil-Arbeiter und Arbeiterinnen Filiale Wertachvorstädte und Oberhausen. 24. März, 6. und 8. Mai 1898.

73 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 28. Mai 1889, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

74 Siehe Clasen, Arbeitskämpfe, S.9-15.

nis gegeben. Gebelin vertrat nun die Ansicht, man solle mit Rücksicht auf die Arbeiter bei Levinger ab Mittag mit der Arbeit aufhören. Dann wurde gesagt, man könne doch nachmittags ab vier Uhr feiern und ein paar Glas Bier trinken gehen, woraufhin entgegnet wurde: Wenn wir um vier Uhr aufhören sollen zu arbeiten, warum dann nicht schon mittags? Ein Geselle warf ein, keine zehn Mann würden dazu erscheinen. Viele Gesellen würden bei Meistern arbeiten, die sagen würden: Wenn du jetzt Feierabend machst, dann kannst du ganz Feierabend machen. Ein Schuhmacher meinte, da man ihnen alle möglichen Feiertage aufdränge, warum sollten sie gerade diesen Tag nicht halten? Es hieß aber auch, in anderen Städten sehe man davon ab, einen ganzen Tag zu feiern. Ein Geselle sagte, der 1. Mai sei der wichtigste Tag, den er erlebe. Dieser Tag mache Weltgeschichte. Er habe vieles gesehen, aber so etwas wie den 1. Mai habe es noch nie gegeben. Dieser Tag habe die ganze Welt in Bewegung gesetzt. Wenn keiner von den anderen diesen Tag feiere, so werde er dies allein tun.

Bei der Abstimmung zeigte sich, dass nur 26 Gesellen dafür waren, einen halben Tag zu feiern, 29 waren dagegen. Nun wurde gesagt, wenn mit 26 nur ein Sechstel aller Augsburger Gesellen den Tag feiern wollten, wäre das eine ganz schöne Blamage. Ein Geselle meinte daraufhin, es wäre das Beste, den Feiertag ganz fallen zu lassen. Gebelin schlug vor, es jedem selbst zu überlassen, was er tun wolle: einen ganzen Tag zu feiern oder einen halben oder überhaupt nicht. Es wurde noch einmal abgestimmt und einstimmig beschlossen, sich der Entscheidung der anderen Augsburger Gewerkschaften anzuschließen – also von einer Feier des 1. Mai abzusehen.⁷⁵

Trotz aller Widerstände fand dann doch eine Arbeiterversammlung am 1. Mai in „Wahls Kolosseum“ statt.⁷⁶ Ob auch Schustergesellen unter den Teilnehmern waren?

Arbeitsnachweis

Ein dringendes Problem für die Gesellen war der Arbeitsnachweis, ein Büro, wo sie erfahren konnten, welche Meister einen Gesellen suchten. Der Industrieverein stand der Errichtung eines Arbeitsnachweises für Fabrikarbeiter ablehnend gegenüber. Die Augsburger Filiale des Unterstüt-

⁷⁵ Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 23. April 1890.

⁷⁶ Wikipedia: Günther Kapfhammer, Maifeiern.

zungsvereins beschloss jedenfalls im Juli 1888, einen solchen Arbeitsnachweis einzurichten und entsprechende Listen in Herbergen wie der „Finsternen Stube“ oder der „Backpfeife“ auszulegen.⁷⁷ Im Jahr 1889 wurde ein solches „Büreau“ eingerichtet. Mittags von zwölf bis 13 Uhr war ein Mitglied im Vereinslokal anwesend und vermittelte freie Stellen.⁷⁸

Ganz scheint die Sache aber nicht geklappt zu haben, denn nach einigen Monaten wählte man sieben Mitglieder, die zu den einzelnen Meistern gehen und ein „Programm“ über das „Büreau“ übergeben sollten. Renner gab zu, dass das „Büreau“ etwas „flau“ angelaufen sei, aber man solle den Mut nicht sinken lassen. Es werde besser gehen, wenn bekannt werde, dass die Vermittlung unentgeltlich sei.⁷⁹ Es wurde vereinbart, dass jeden Tag ein Mitglied des Vereins von 20 bis 21 Uhr im Vereinslokal anwesend sein solle, um Anfragen gerecht zu werden, wofür sieben Personen gewählt wurden.

Wie lange diese Arbeitsvermittlung des Vereins bestand, ist nicht bekannt. 1893 richtete der „Verband ordnungsliebender Arbeitervereine“ einen Arbeitsnachweis ein, der vom Industrieverein beaufsichtigt wurde und nur „ordnungsliebende“ Arbeiter vermittelte.⁸⁰ Das Problem des Arbeitsnachweises kam deshalb wieder in einer Sitzung des Unterstützungsvereins im Januar 1894 zur Sprache.

Renner sagte, der Arbeitsnachweis sei das „Sorgenkind“, über das man schon „lange und stundenlang“ diskutiert habe. Man müsse einen unparteiischen Arbeitsnachweis einführen. In Frankfurt am Main habe der Magistrat bereits einen Entwurf für einen Arbeitsnachweis verfasst, den man den Augsburger Verhältnissen anpassen könne. In der Diskussion wurde geäußert, die Kommunen seien berechtigt, den Arbeitslosen zu sagen, sie müssten innerhalb von drei Tagen Arbeit finden. Die Kommunen seien dann aber auch verpflichtet, den Menschen Arbeit zu verschaffen. Man solle sich zusammen mit den Gewerkschaften an den Magistrat wenden,

77 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 3. Juli 1888, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

78 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 22. Januar 1889, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

79 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 10. Juli 1890, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

80 Der „Verband ordnungsliebender Arbeitervereine in Augsburg und Umgebung“ war 1893 mit Unterstützung des Industrievereins gegründet worden und umfasste überwiegend katholische Männer- und Arbeitervereine. 1898 hatte der Verband 4.000 Mitglieder. Zweck des Verbandes war es, bei Konflikten in Betrieben im Gegensatz zur sozialdemokratischen Taktik in friedlicher Weise vorzugehen und die Kluft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu überbrücken. 1901 löste sich der Verband auf. Siehe Hans Dieter Denk: Die christliche Arbeiterbewegung in Bayern bis zum Ersten Weltkrieg, Mainz 1980, S.101-104.

um auf der Grundlage der in Frankfurt angenommenen Statuten in Augsburg ein Arbeitsnachweisbüro zu schaffen.⁸¹ Doch der Magistrat richtete erst Jahre später, 1900, auf Drängen der Bezirksregierung für Schwaben ein städtisches Arbeitsamt ein.⁸²

Organisation

Wenn die Schuhmachergesellen auch ihre Zweifel hatten, dass mit Streiks viel erreicht werden könnte, so sahen sie doch in der Organisation der Arbeiterschaft eine wirksame Waffe, zumal sich auch die Kapitalisten in Organisationen zusammengeschlossen hätten. Gesellen und Kleinmeister würden, so Wilhelm Bock 1874, auf eine bessere Zukunft getröstet, die nach der jetzigen schlechten Geschäftslage kommen werde. Oder man empfehle ihnen die Kirche, die ein besseres Jenseits verspreche. Davon habe der Arbeiter nichts. Nur durch entschlossenes Zusammenstehen könnten die Arbeiter ihrem Schicksal entgehen, willenlos eine Beute des Kapitals zu werden.⁸³

Renner sagte 1890, bisher sei es wegen des Ausnahmegesetzes nicht möglich gewesen, eine ordentliche Organisation zu schaffen. Da das Sozialistengesetz vom Reichstag nicht mehr verlängert worden sei, stünden die Arbeiter vor einer neuen Ära und sollten eine geordnete und straffe Organisation errichten, um „auf ruhigem Wege“ die Verhältnisse zu ändern.⁸⁴ Ein immer wiederkehrendes Thema in den Versammlungen war deshalb die Ermahnung, fernstehende Kollegen in den Verein zu bringen. Dank ihrer Vereinigungen sei es den Kapitalisten möglich gewesen, die Arbeiter auf die Straße zu werfen.⁸⁵ Jetzt könne man ihnen sagen, wenn ihr uns maßregelt, so werden wir euch auch maßregeln.⁸⁶

Die Schuhmachergesellen waren beeindruckt, wie gut sich die Metallarbeiter organisiert hatten. Allerdings wurde auch gleich gesagt, eine Organi-

81 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 15. Februar 1894. Renner, Säckler und Singer, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

82 Über das Problem eines städtischen Arbeitsamtes, siehe Ilse Fischer: Industrialisierung, sozialer Konflikt und politische Willensbildung in der Stadtgemeinde: ein Beitrag zur Sozialgeschichte Augsburgs 1840-1914, Augsburg 1977, S.383-385.

83 Bericht des Polizeibeamten Wildegger vom 14. Oktober 1874.

84 Bericht des Polizeibeamten Rieß vom 27. August 1890.

85 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 28. Mai 1890, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

86 Bericht des Polizeibeamten Rieß vom 27. August 1890. Gebelin, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

sation wie Hirsch-Duncker wollen wir nicht. Hirsch-Duncker würde den Arbeiter finanziell „ausschmieren“. Auch von den katholischen Gesellenvereinen wollten die Schuhmacher nichts wissen. Noch energischer wandten sich die Gesellen gegen die Bildung einer Zwangsinnung, die um 1885 im Gespräch war. Die in der Innung organisierten Meister seien nicht an einer Lohnverbesserung für Gesellen interessiert, sondern würden die Löhne nur noch mehr drücken.⁸⁷ Innungen, hieß es 1890, könnten dem Großkapital nicht standhalten.⁸⁸ Es sei traurig und lächerlich, dass sich die kleinen Handwerksmeister mit dem Großkapital verbünden wollten, um, wie sie behaupteten, den Übermut und die ungerechten Forderungen der Arbeiter abzuwehren.⁸⁹ Mehrmals wurde den Schustergesellen nahegelegt, sich für fünf Pfennige ein Exemplar der „Zwölf Arbeitergebote“ anzuschaffen. In den „Zwölf Arbeitergeboten“ werden die Arbeiter ermahnt, die Arbeit der Gewerkschaften zu unterstützen, die Versammlungen zu besuchen und die Arbeiterpresse zu fördern.⁹⁰ Empfohlen wurden Zeitschriften wie „Der Schuhmacher“⁹¹ oder „Der Wahre Jakob“, ein seit 1879 erscheinendes illustriertes, humoristisch-satirisches Monatsblatt mit sozialdemokratischer Orientierung.

Feste

Gelegentlich veranstaltete der Unterstützungsverein Feste. Wie alle Veranstaltungen erschienen der Polizeibehörde auch diese Feste verdächtig. Am liebsten hätte man sie wohl verboten und fand manchmal auch eine Begründung.

Am 13. März 1887 hielt der Verein eine „gesellige Unterhaltung“ im Wolfischen Gasthaus „Zum Blumenstock“. Es kamen 60 bis 70 Personen, darunter auch Frauen. Es wurde auf Ziehharmonika, Geige und Gitarre musiziert und getanzt. Ein Schutzmann, der die Gäste durch das erleuchtete

87 Bericht des Polizeibeamten Walter vom 10. August 1885.

88 Bericht des Polizeibeamten Rieß vom 27. August 1890. Siebert, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

89 Berichte des Polizeibeamten Rieß vom 27. August 1890. Renner, und vom 15. Juli 1884, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

90 Berichte des Oberwachtmeisters Obich vom 12. August und 18. September 1890.

91 Der Schuhmacher: Organ für die gewerblichen Interessen der Schuhmacher und des Unterstützungs-Vereins deutscher Schuhmacher und der deutschen Schuhmacher-Fachvereine sowie der Sterbekasse der Schuhmacher und verwandten Berufsgenossen Deutschlands. Gotha. Herausgeber: Wilhelm Bock.

Fenster sah, warnte Bretschneider als Veranstalter, dass eine solche Veranstaltung während der Fastenzeit nicht stattfinden dürfe. Dennoch ging es weiter bis kurz nach Mitternacht. Bretschneider wurde prompt vom Amtsgericht zu einer Geldstrafe von zehn Mark oder zwei Tagen Haft verurteilt. Oberwachtmeister Obich war überzeugt, dass diese ganze Veranstaltung nur den Zweck hatte, sozialdemokratische Ziele zu verfolgen und neue Mitglieder zu gewinnen.⁹²

Ein Anlass zum Feiern war der Jahrestag der Gründung des Vereins. Doch als der Verein im Juni 1888 ein kleines Stiftungsfest mit Musik und Glückshafen veranstalten wollte, zu dem sämtliche Augsburger Arbeitervereine eingeladen werden sollten, verbot die Polizeibehörde die Veranstaltung, da diese doch nur zur Förderung „gemeingefährlicher sozialdemokratischer Bestrebungen“ benützt würde. Offiziell hieß es, öffentliche Lustbarkeiten würden nicht zu den in den Vereinsstatuten aufgeführten Zwecken gehören.⁹³

Es gab natürlich noch andere Feste. Zu einer Faschingsveranstaltung 1889 sollten die Gesellen in zerrissener Kleidung kommen. Am 14. Januar 1891 fand ein Ball im Gasthaus „Zu den drei Königen“ statt, der von 180 Personen besucht wurde, darunter 80 Frauen.⁹⁴ Viele Schuhmacher wünschten auch eine Christbaumfeier. Als man 1887 an eine solche Christbaumfeier und gesellige Unterhaltung dachte, wurde jedoch Widerspruch laut. Eine solche Feier passe nicht in einen Verein, der sozialdemokratisch sei. Gebelin sagte, ihm sei es schnuppe, ob man einen Hut mit ein paar Glöcklein aufhänge oder einen Christbaum aufstelle. Doch die Mehrheit der Mitglieder entschied sich für eine Christbaumfeier.⁹⁵

Selbst die Abendveranstaltungen mit Musik und Tanz und die Christbaumfeiern waren in den Augen der Polizei politische Kundgebungen. Die geselligen Zusammenkünfte der Schuhmacher seien nichts anderes als ein sozialdemokratisches Stelldichein. Die Sozialdemokraten würden auf diesen Feiern gegenseitige Mitteilungen über Verhaltensmaßregeln austauschen. Bei plötzlicher Überraschung auf dem Pissoir würde die Unterhaltung abrupt abbrechen.⁹⁶

92 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 15. März 1887, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

93 Erklärung des Magistrats vom 22. Juni 1888, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

94 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 12. Januar 1891, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

95 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 23. November 1887, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

96 Berichte vom 17. Juni 1887, 30. Juli und 21. Dezember 1888, 15. März 1889 (Verfasser unbekannt), StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

Auflösung des Vereins

Die Schuhmacher wussten, dass die Existenz des Unterstützungsvereins nicht gesichert war. 1888 erfuhren die Augsburgers, dass Schikanen und andere Maßnahmen zur Auflösung von 30 Filialen des Unterstützungsvereins geführt hatten. In Sachsen würden nur noch zwei Filialen bestehen. In München sei die Filiale einfach aufgelöst worden.⁹⁷ Auch in Augsburg glaubte man, eine Handhabe zu haben, um gegen den Verein vorzugehen. Im August 1890 machte der Magistrat die Bevollmächtigten des Vereins darauf aufmerksam, dass in den Versammlungen Äußerungen gefallen seien, die über die in den Statuten angegebenen Zwecke sowie über die Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung hinausgingen und als öffentliche Angelegenheiten zu betrachten seien. So habe Neubauer erklärt, die Kartelle der Arbeitgeber seien so eingerichtet, dass die Schuhmacher noch auf Jahrtausende Sklaven bleiben müssten. Die Schuhmacher müssten sich organisieren, um bereit zu sein, wenn der Kampf einmal stattfindet. Da der Verein, der doch unpolitisch sein solle, sich politisch betätige, müsse er seine Statuten ändern und diese dem Magistrat innerhalb von drei Tagen vorlegen.⁹⁸

Anscheinend hat der Verein nichts dergleichen getan. So begann die Diskussion über den Charakter des Vereins vier Jahre später wieder. Im März 1894 erschien ein Polizeioffizier in einer regulären Versammlung des Vereins. Am 11. April 1894 beschwerte sich der Verein beim Magistrat über die erneute Überwachung, hatte doch der Magistrat nach Aufhebung des Sozialistengesetzes den Polizeiobewachtmeister Obich angewiesen, die Versammlungen nicht mehr zu besuchen. Er sollte jedoch im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen die Tätigkeit des Vereins auch weiterhin beobachten und über etwaige Vorkommnisse berichten. Die Überwachung des Vereins fand zwar ab April 1894 nicht mehr statt, aber der Verein erhielt auch keine Antwort vom Magistrat auf seine Beschwerde. Am 18. August 1894 bat der Verein den Magistrat um Mitteilung, was aus seiner Beschwerde geworden sei. Am 29. August 1894 antwortete der Magistrat, die polizeiliche Überwachung sei gerechtfertigt, weil der Unterstützungsverein politische Angelegenheiten in den Bereich seiner Diskussionen gezogen habe. In den regulären Versammlungen habe der Verein z. B.

97 Bericht des Oberwachtmeisters Obich vom 2. November 1888, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

98 Magistrat an Jakob Frey, Bevollmächtigten des Vereins, vom 29. August 1890, StadtAA, Bestand 5 Nr. 611.

im Zusammenhang mit der Feier des 1. Mai die Bestrebungen der sozialdemokratischen Partei gefördert und sei also politisch tätig geworden. In den öffentlichen Versammlungen hätten die Redner die Beseitigung der bestehenden Gesellschaftsordnung gefordert, die Teilnahme an Wahlen und Gesetzgebung empfohlen, die Einführung des achtstündigen Arbeitstags verlangt und über Zwangsinnungen, die Handhabung der Polizeigewalt und die Haltung der Sozialdemokratie zur Staatsgewalt gesprochen. Nach Meinung der Behörden wurden sowohl in den regulären wie den öffentlichen Versammlungen politische Themen behandelt.⁹⁹

Der Unterstützungsverein war also zum politischen Verein erklärt worden. Die Schuhmacher standen nun vor der Frage, ob sie sich vom allgemeinen Verband trennen und einen Lokalverein gründen sollten? Oder sollten sie einfach weitermachen wie bisher? Dann werde die Polizeibehörde binnen acht Tagen den Verein auflösen. Die Augsburger Schuhmacher kamen der Auflösung durch die Polizei zuvor. Am 15. November 1894 teilte Säckler als Bevollmächtigter dem Magistrat mit, dass sich der Unterstützungsverein unter diesem Datum aufgelöst habe.

In den folgenden Monaten gab es Diskussionen, ob man eine Lokalorganisation gründen oder sich wieder dem Unterstützungsverein deutscher Schuhmacher anschließen solle. Am 17. September 1895 konstituierte sich erneut ein Unterstützungsverein in Augsburg. Versammlungen sollten alle 14 Tage stattfinden. Wie lange dieser Unterstützungsverein bestand ist nicht bekannt. Auf alle Fälle gab es ihn noch im April 1897, als man eine öffentliche Versammlung einberief. Berichte über diese Versammlung sind nicht überliefert.

Welchen Eindruck hinterlassen die Reden und Debatten im Unterstützungsverein der Augsburger Schuhmacher? Trotz gelegentlicher Forderungen nach Beseitigung der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung war die Mehrheit der Augsburger Schuhmacher sehr zurückhaltend, wenn es um konkrete Maßnahmen ging. Man wollte zwar kürzere Arbeitszeit, höhere Löhne und bessere Lebensbedingungen, und das möglichst ohne Streiks. Mehr nicht.

Und wie entwickelte sich die Organisierung der Schuhmacher in den folgenden Jahren? Nur 41 bis 96 Schuhmacher gehörten in den Jahren 1899 bis 1904 der freien Gewerkschaft an. 1905 und 1906 lag die Zahl der organisierten Schustergesellen bei 300 bzw. 200 Personen, fiel dann aber 1907

⁹⁹ Ebenda.

bis 1910 ab, um in den Jahren 1911 und 1912 wieder zuzunehmen.¹⁰⁰ Von einem Unterstützungsverein hören wir nicht mehr. Seine Aufgaben wurden nun von der Gewerkschaft übernommen.

Wir stellen jedoch mit Erstaunen fest, dass aus den Jahren 1900 bis 1914, als in Deutschland mehr als 28.000 Streiks ausbrachen, kaum Arbeitsniederlegungen der Augsburger Schuhmacher bekannt sind. In der Werkstatt des Schusters Joseph Stadler legten zwar im Dezember 1902 acht Gesellen fünf Stunden lang die Arbeit nieder.¹⁰¹ Und in der Schuhfabrik Levinger streikten die Arbeiter 1904 und 1905.¹⁰² Doch von Streiks der Schustergesellen in den rund 200 Schuhmacherwerkstätten erfahren wir nichts. Man kann sich nicht denken, dass die Arbeitsbedingungen und Lohnverhältnisse in den Jahren nach 1900 besser waren als wenige Jahre zuvor und dass daher eine Arbeitsniederlegung überflüssig war. Vielleicht wirkte jetzt noch die vorsichtige Haltung zu Arbeitsniederlegungen aus der Zeit des Unterstützungsvereins nach.

100 Siehe Max Hengge: Die Gewerkschaftsbewegung in Augsburg, München 1913, S.45, Tabelle Nr. VI. Angaben über die Zahl der Schuhmacher in der Christlichen Gewerkschaft und in dem Werkverein Hirsch-Duncker fehlen.

101 Acht Arbeiter legten am 10. Dezember 1902 von 8 bis 13 Uhr die Arbeit nieder. Es ging um kürzere Arbeitszeit und eine Neuregelung der Materialabgabe. Bericht des Polizeioffizianten Hagg vom 16. Januar 1903, StadtAA, Bestand 10 Nr. 1626.

102 Siehe Clasen, Arbeitskämpfe, S.325f. Die freie Gewerkschaft zahlte in den Jahren 1904 bis 1911 7.690 Mark an „Streik- und Gemaßregelten Unterstützung“ an Schuhmacher. Diese Zahlungen mögen mit den Streiks bei Levinger zusammenhängen. Siehe Hengge, Gewerkschaftsbewegung, S.49, Tabelle Nr. IX. Vielleicht kam es 1908 zu einer Arbeitsniederlegung in der Schuhfabrik Wessels in Oberhausen. Notiz vom 17. Oktober 1908, StadtAA, Bestand 10 Nr. 1626. Streikstatistik 1899-1914.

Biografisches

„Dass der Teufel einmal gesagt habe, er wolle alles sein auf der Welt, nur nicht Lehrbub.“

Eine kleine Erfahrungsgeschichte der Lehre anhand schweizerischer Selbstzeugnisse (1870 bis 1970)

Fabian Brändle

Einleitung

Sehr viele Männer und Frauen haben in jungen Jahren eine Berufslehre absolviert und dabei viel gelernt, aber auch allerhand Schabernack getrieben und unter der oftmals rigorosen Disziplin oder unter einem mühsamen Lehrmeister gelitten. Sie lernten, sich in eine Gruppe Gleichaltriger einzufügen, lernten fachlich und schulisch dazu, und sie lernten auch, ihre Rechte und Freiräume zu verteidigen. Mehrere Jahre lang standen sie in einer oftmals stark hierarchisch geprägten Betriebswelt zuunterst. Lehrjahre seien keine Herrenjahre, hieß es lapidar. Die Lehrlinge waren zumindest im ersten Lehrjahr oft schlicht und einfach Laufburschen, die angehalten wurden, für Kaffee oder auch für Alkohol und Pausenbrote zu sorgen.

Gleichzeitig war und ist eine erfolgreich absolvierte Lehre Sprungbrett für eine erfolgreiche Berufskarriere, sie ist Qualifikation und zugleich Angewöhnung an die Erfordernisse der Arbeitswelt, an Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit, Genauigkeit, Ehrlichkeit, aber auch an Geschicklichkeit, Kompetenzen, Theorien und Materialien.

Es erstaunt, dass die so prägende Lehrzeit bis anhin nicht zu den favorisierten Gebieten der Sozialgeschichte gehört, dies ganz im Gegensatz zum Fabrikalltag. Am meisten ist noch über die institutionellen Rahmenbedingungen bekannt, so beispielsweise über die schulische Berufsausbildung, die Lehrpläne mit ihren Fächerkombinationen sowie das deutschschweizerische „Duale System“¹ Werkbank/Schulbank mit seinen pädä-

1 Siehe beispielsweise Karlwilhelm Stratmann/Manfred Schlösser: Das Duale System der Berufsbildung. Eine historische Analyse seiner Reformdebatten. Gutachten für die Enquete-Kommission „Zukünftige Bildungspolitik – Bildung 2000“ des Deutschen Bundestages, Frankfurt/Main 1990; Wolf-Dietrich Greinert: Berufliche Bildung im Spannungsfeld

gogischen und bildungsgeschichtlichen Implikationen.² In der Schweiz führten die meisten Kantone das „Duale System“ in den 1880er-Jahren ein. Initiator für die Reformen war der 1869 gegründete Schweizerische Gewerbeverband.³ Besonders verdient um die Geschichte der Berufsausbildung haben sich in verschiedenen Publikationen Günter Pätzold und Karlwilhelm Stratmann gemacht.⁴

politischer und ökonomischer Interessen – ein historischer Rückblick, in: *Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik*, 102 (2006), S.280-390; Herwig Blankertz: *Bildung im Zeitalter der Großen Industrie*. Berlin-Darmstadt-Hannover 1969.

2 Siehe beispielsweise Wolfgang Muth: *Berufsausbildung in der Weimarer Republik*, Wiesbaden 1985; Christina Benninghaus: *Die anderen Jugendlichen. Arbeitermädchen in der Weimarer Republik*, Frankfurt/Main 1999; Karlwilhelm Stratmann: „Zeit der Gärung und Zersetzung“. *Arbeiterjugend im Kaiserreich zwischen Schule und Beruf. Zur berufspädagogischen Analyse einer Epoche im Umbruch*, Weinheim 1992; Ders./Günter Pätzold/Manfred Wahle: *Die gewerbliche Lehrlingserziehung in Deutschland. Modernisierungsgeschichte der betrieblichen Berufsbildung*, 2 Bde., Frankfurt/Main 1993 und 2003; Rolf Seubert: *Berufserziehung und Nationalsozialismus. Das berufspädagogische Erbe und seine Betreuer*, Weinheim 1977; Theo Wolsing: *Untersuchungen zur Berufsausbildung im Dritten Reich, Kaiserslautern 1977. Zur Vormoderne mit ihren Handwerkstraditionen und Ritualen* siehe beispielsweise Elke Schlenkrich: *Der Alltag der Lehrlinge im sächsischen Zunft-handwerk des 15. bis 18. Jahrhunderts*, Krems 1995; Kurt Wesoly: *Lehrlinge und Handwerksesellen am Mittelrhein. Ihre soziale Lage und ihre Organisation vom 14. bis ins 17. Jahrhundert*, Frankfurt/Main 1985. Für die Schweiz ist die Forschung eher dünn. Wegweisend ist immer noch Gustav Frauenfelder: *Geschichte der gewerblichen Berufsausbildung der Schweiz*, Luzern 1938. Siehe auch Jean-Pierre Tabin: *Formation professionnelle en Suisse. Histoire et actualité*, Lausanne 1989; Ulrich Mägli: *Bibliographie zur Geschichte der Berufsbildung in der Schweiz*, Zürich 1982; Ders.: *Berufsausbildung in der schweizerischen Maschinen- und Metallindustrie 1918-1939*, Aarau 1989; Ders.: *Geschichte der gewerblichen und kaufmännischen Berufsbildung im Kanton Zürich. Von 1830 bis zur Gegenwart*, Aarau 1989; Kaspar Michel: *Berufsbildung im Kanton Schwyz. Die Geschichte der gewerblichen, landwirtschaftlichen und kaufmännischen Berufsausbildung*, Schwyz 1996; Lucien Mottu-Weber: *Apprentissage et économie genevoise au début du XVIIIe siècle*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 20 (1970), S.321-353. Zur Politisierung von Lehrlingen siehe Peter Niederhäuser: *Klassenkampf und Schulpolitik. Streikende Lehrlinge und „kommunistische“ Agitatoren an der Gewerblichen Berufsschule Winterthur 1926/27*, Winterthur 2001.

3 Siehe Philipp Gonon: *Lehre*, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, www.hls.ch, (eingesehen am 10. Juni 2012).

4 Siehe zusammenfassend Günter Pätzold/Manfred Wahle: *Ideen- und Sozialgeschichte der beruflichen Bildung. Entwicklungslinien der Berufsbildung von der Ständegesellschaft bis zur Gegenwart*, Baltmannsweiler 2009; Karlwilhelm Stratmann: *Die Lehrvertragsfrage im handwerklichen Ausbildungswesen des 19. Jahrhunderts. Materialien zur Analyse eines*

Weit weniger wissen wir über den Erfahrungsraum „Lehre“, über die Art und Weise, wie junge Menschen die Lehrzeit erfahren haben und im biografischen Rückblick deuten. Darüber geben Selbstzeugnisse Auskunft. Die Historikerin Anja Dörfer hat zahlreiche deutsche Handwerkerautobiografien aus dem 19. Jahrhundert ausgewertet und dabei auch die Lehrzeit in den Blick genommen. Sie kommt zum Schluss, dass diese Lebensphase einschneidend war und zum handwerklichen Lebensplan gehörte.⁵ In meinem Aufsatz möchte ich anhand fünf exemplarisch ausgewählter schweizerischer Selbstzeugnisse skizzieren, wie junge Schweizer Männer von 1870 bis 1950 ihre Lehrzeit verbracht haben, mit welchen Problemen sie kämpften, welche kleinen Freuden sie genossen, wie sie als junge Männer im Kleinen „eigensinnig“⁶ Widerstand leisteten gegen die Disziplinierungsmaßnahmen der Betriebsleitung und der Schule und schließlich, wie sie mit ihrem Lehrmeister, dem Chef oder auch „Prinzipal“ auskamen.

*Erwin Walter (1863-1939), Bürolehrling:
„Ganz unten anfangen und tüchtig lernen“*

Erwin Walter stammte aus einer ziemlich armen, aber bildungsfreundlichen katholischen Kammacherfamilie. Er wurde im Jahre 1863 im soothurnischen Mümliswil geboren. Walter machte im späteren Leben beruflich und politisch Karriere, wurde Prokurist der örtlichen Kammfabrik sowie Kantonsrat für die Freisinnige Partei. In seinem umfangreichen Selbstzeugnis blickt er mit Stolz auf ein erfolgreiches, erfülltes Leben zurück, ein Leben, das mit einem Unfalltod kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges jedoch tragisch endete.⁷

Im Alter von nur zwölf Jahren trat Erwin Walter im Jahre 1875 als Lehrling in die Kammfabrik seines Cousins ein. Er war ein guter Schüler gewesen, beherrschte die deutsche Sprache, hatte bereits eine schöne Handschrift und konnte auch ganz passabel rechnen. Deshalb war er geeignet, eine kaufmännische Ausbildung im Büro zu absolvieren.⁸

bisher vernachlässigten Themas der Berufsbildungsgeschichte, in: Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik, 2 (1996), S.563-601.

5 Siehe Anja Dörfer: Autobiographische Schriften deutscher Handwerker im 19. Jahrhundert, Halle 1998.

6 Siehe Belinda J. Davis/Alf Lütcke (Hrsg.): Alltag, Erfahrung, Eigensinn. Historisch-anthropologische Erkundungen, Frankfurt/Main 2008.

7 Siehe Chlaus Walter (Hrsg.): Erwin Walter. Aus meinem Leben, 2 Bde., Meilen 2009.

8 Zur „Lebenswelt“ Büro siehe beispielsweise Theo Pirker: Büro und Maschine. Zur Ge-

Wie Erwin Walter schreibt, trat er seine Lehre mit „gedrückten“⁹ Gefühlen an. Die Bezirksschule in Balsthal war ihm lieb geworden, und er hatte sich nur ungerne von seinen Schulfreunden getrennt. Der Inhaber der Kammfabrik hatte ihm nämlich anlässlich der Anstellung mitgeteilt, „ich müsse nun mit der Arbeit ganz unten anfangen, damit ich alles tüchtig lerne“.¹⁰ Vorerst müsse er als Lehrjunge Kämmen verpacken, erst später dürfe er endlich im Büro arbeiten. Das passte dem Jugendlichen gar nicht, denn nach zwei Jahren Bezirksschule hatte er es ziemlich „hoch im Kopf“.¹¹ Später sah er jedoch ein, dass der Chef richtig gehandelt hatte, ihn zuerst in die Abläufe einzuführen.

Der Lohn betrug einen Franken pro Tag. Das Geld gab Walter zu Hause ab, das war damals üblich so. Die Mutter führte ein Wirtshaus und hatte schwer zu kämpfen. Sie ging später Konkurs.

Wie sah Walters Arbeitsalltag zu Beginn aus?

„Ich lernte nun Kämmen verpacken und die Nummern aufschreiben; nebenbei musste ich beim Reinigen des Büros helfen und im Winter heizen; ebenso musste ich den Postkarren stoßen und die Briefe und Pakete von der Post abholen. Als einzige Büroarbeit wurden mir die Registratur des Kopierbuches und das Schreiben der Adressen und die Zolldeklarationen übertragen. Am ersten Januar 1878 konnte ich schon die Führung der Portokasse übernehmen.“¹² Die Arbeiten fielen Erwin Walter leicht, alleine, er hatte oft Langeweile und wünschte sich nach der Schule zurück. Die relative Eintönigkeit des Büroalltags setzte ihm zu. Er sehnte sich nach einer höheren Schule, ein Sehnen, das keine Erfüllung finden sollte.

Der Chef, August Hadolin Walter-von Rohr, war ein fähiger, innovativer Unternehmer. Er war ein Menschenfreund, streng, aber korrekt. Er litt jedoch an einer schweren Nervenkrankheit und beging am 31. Juli 1878 in seinem Schlafzimmer Selbstmord, was im Dorf große Bestürzung auslöste.

In der Prokurei waren auch zwei Frauen beschäftigt. Erwin Walter meint, die Belegschaft habe aus lauter „guten und zuverlässigen“¹³ Leuten bestanden. Die Geschäfte gingen jedoch schlecht, nicht zuletzt, weil billige, ma-

schichte und Soziologie der Mechanisierung der Büroarbeit, der Maschinisierung des Büros und der Büroautomation, Basel 1962.

9 Walter (Hrsg.), Erwin Walter, S.33.

10 Ebenda.

11 Ebenda.

12 Ebenda, S.34.

13 Ebenda, S.35.

schinell angefertigte französische Kämmen den schweizerischen Produkten unliebsame Konkurrenz machten.

Erwin Walter stieg langsam auf, im Jahre 1879 war er schon „Fakturengehülfe“¹⁴ und erhielt eine Lohnerhöhung. Der neue Prinzipal war jedoch dem Lehrlingen vorerst nicht freundlich zugetan. Später änderte sich sein Verhalten, und er behandelte den fleißigen Lehrling wohlwollender, ja sogar als seinen „Schützling“¹⁵. Walter schrieb dazu: „Man kann sich denken, dass mich dieses Zutrauen mächtig anspornte, fleißig meine Pflicht zu erfüllen. Dabei kam mir wohl zustatten, dass ich Tag für Tag an der Verbesserung meiner Handschrift arbeitete und es im Laufe der Zeit zu einer guten Schrift brachte.“¹⁶

Nachdem der Buchhalter das Büro verlassen hatte, oblagen Walter sämtliche Buchhaltungsarbeiten, eine große Aufgabe für einen noch nicht einmal Zwanzigjährigen. Der alte Buchhalter Lüdlin war Walter ein Vorbild gewesen in seinem Fleiß, seiner Genauigkeit und seinem sauberen Arbeiten. Er ließ seinen jungen Kollegen in Ruhe arbeiten und reklamierte nicht dauernd, wenn einmal ein Fehler passierte. Das Vertrauen machte sich bezahlt, denn Erwin Walter lernte bald selbstständig zu arbeiten. Auch der Nachfolger Lüdins, Thalesius Ackermann, mischte sich nicht in Walters Wirkungskreis ein, führte die doppelte Buchhaltung ein und war froh, dass Walter die Faktionen anfertigte und bald auch die Korrespondenz auf Französisch erledigte. Für Erwin Walter war das Erlernen der doppelten Buchhaltung ein großer Gewinn. Wie er anmerkt, dauerte zwar die eigentliche Lehrzeit nur drei Jahre. Er brauchte aber etwa sieben Jahre, bis er wirklich sämtliche Aufgaben selbstständig erledigen konnte.¹⁷ „Für mich traf es sich besonders gut, dass ich unter tüchtigen schweizerischen und deutschen Vorgesetzten bestehen konnte, denn dadurch wurde mir manche nützliche Anregung zuteil, die nicht in mancher abgelegenen Landfabrik zu finden ist.“¹⁸

Erwin Walter bildete sich auch weiter, indem er viel las. Es packte ihn regelrecht die „Lesewut“¹⁹. Namentlich der Brockhaus interessierte ihn, aber ebenso leichte Lektüre wie „Rinaldo Rinaldini“ und die geheimnisvoll-erotischen Romane Eugène Sues. Walter lernte zudem Stenographie,

14 Ebenda.

15 Ebenda, S.39.

16 Ebenda.

17 Ebenda, S.45.

18 Ebenda, S.46.

19 Ebenda, S.40.

als erster junger Mann des Dorfes, wie er stolz anfügte.²⁰ So streng und sorgfältig Erwin Walter arbeitete, so gerne genoss er seine Freizeit mit Freunden und haute auch einmal auf den Putz. Die Mümliswiler „Knabenschaft“ unternahm gemeinsame Spaziergänge, man sang und jodelte, stahl Birnen und Äpfel, maß die Kräfte im Ringen und Schwingen und warb um gleichaltrige Frauen: „Dieses Dorfbubenleben war eine herrliche Zeit, an die sich jeder, der dabei war, noch heute mit herzlicher Freude erinnert.“²¹

Erwin Walter fand also einen Ausgleich zum strengen, von Genauigkeit geprägten Arbeitsalltag, indem er mit Gleichaltrigen um die Häuser zog. Das Herumstreifen und der gemeinsam betriebene Sport waren der körperlichen Fitness zuträglich und dienten sicherlich zugleich als Ventil für angestaute Kräfte. So gesehen wirkte das Büro zwar disziplinierend auf den Lehrling, doch bewahrte sich Erwin Walter Freiräume, um seine jugendliche Lebenslust ausleben zu können.

Paul Stähli (1873-1962), Schlosserlehrling: Lehrling statt Bauernknecht

Paul Stähli wurde am 31. Dezember 1873 in Madretsch bei Biel geboren. Seine Mutter war Lehrerin, eine „temperamentvolle, energische Frau“²². Der intelligente Vater, ein ehemaliges Verdingkind in Trachselwald (Kanton Bern), war nach Absolvierung einer kaufmännischen Lehre Buchhalter in recht gehobener Position. Er verstarb aber früh, im Jahre 1880, sodass die Mutter die vier Kinder alleine aufziehen musste. Sie versuchte, sich und die Kinder mit einem Laden durchzubringen, der sich aber nicht recht rentieren wollte. Da die Mutter den Kindern aus eigener Kraft nicht mehr den Lebensunterhalt sichern konnte, wurden sie bald verdingt, das heißt, von den Behörden bei Pfingeltern gegen eine Entrichtung von Kostgeld untergebracht: „Viel Kostgeld wurde ja nicht bezahlt, weil Verdingkinder in der Regel von solchen Bauern aufgenommen wurden, bei denen sie Gelegenheit hatten, ihren Unterhalt mit Arbeiten zu verdienen.

20 Ebenda, S.55.

21 Ebenda, S.39. Zu den auf die Vormoderne zurückgehenden, manchmal auch gewalttätigen „Knabenschaften“ siehe Gian Caduff: Die Knabenschaften Graubündens. Eine volkskundlich-kulturhistorische Studie, Chur 1932.

22 Paul Stähli: Im Wandel der Zeit. Vom Verdingbub zum Gewerkschaftssekretär, Aarau 1954, S.13. Zu Stähli siehe auch Fabian Brändle: Paul Stähli – Verdingkind, Schlosser, Gewerkschaftssekretär, in: Seebutz. Heimatbuch des Seelandes und Murtenbiets, 61 (2011), S.109-116.

Wie ich später in Erfahrung bringen konnte, wurden für die ersten Jahre Fr. 70.- und später nur noch Fr. 50.- per Jahr als Kostgeld bezahlt,²³ schrieb Stähli später.²³

Als Zehnjähriger musste Paul Stähli im Jahre 1883 die Familie verlassen. Den Bestimmungsort nannte er nicht, er wollte wohl nicht, dass man Nachforschungen anstellt. Die Pflegeltern waren schon über 50 Jahre alt, die Pflegemutter klein und resolut, der Pflegevater robust und gutmütiger. In Stählis Worten führte indessen die aufbrausende, geizige und manchmal gemeine Frau das Regiment. Die Kost „war sehr einfach, jedoch genügend, obwohl ich als Liebhaber des schmackhaften Bauernbrottes davon öfters gerne mehr empfangen hätte. Morgens gab es dünnen Kaffee mit Rösti, welcher, wahrscheinlich um das Fett zu strecken, während der Zubereitung stets ein wenig Wasser beigegeben wurde. Nach damaligem Brauch wurde die Rösti gemeinsam aus der Platte gelöffelt.“²⁴

Abends gab es jahraus, jahrein gesottene Kartoffeln. Das knusprige Bauernbrot war um einiges teurer als Kartoffeln und wurde daher seltener und stets altbacken gereicht. Der Pflegevater merkte zwar, dass der Junge gern mehr Brot gegessen hätte, war aber zu schwach, um sich durchzusetzen. So trank der Kleine manchmal heimlich Milch während des Melkens. An die strengen alltäglichen Arbeiten in Küche und Stall gewöhnte sich der kräftige, robuste Kleine recht schnell. Einzig das Furchenhacken überstieg öfters seine Kräfte. Sauer stieß dem Buben auch auf, dass ihn die Pflegemutter nicht mit dem Vornamen anredete, sondern nur „Bueb“²⁵ rief. Wie bei anderen Verdingkindern auch, so dem Luzerner Kasimir

23 Stähli, Wandel, S.14.

24 Ebenda, S.16.

25 Ebenda, S.17. Zu Verdingkindern siehe beispielsweise Brigitte Balz: *Kinder ehemaliger Verdingkinder. Umgang mit Mangel*. Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Basel, Basel 2007; Sibylle Katja Bossart: „Die Liebe zu diesen wehrlosen Kleinen drängte uns sehr!“ *Das Kost- und Pflegekinderwesen in Appenzell Ausserrhoden zwischen Wohltätigkeit und Sozialdisziplinierung 1907-1943*. Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Zürich, Zürich 2005; Mirjam Häslar: „Die irrige Auffassung, ein Pflegekind sei ein Verdienstobjekt“: *Das Kost- und Pflegekinderwesen im Kanton Basel-Stadt im 19. und im frühen 20. Jahrhundert*. Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Basel, Basel 2005; Miriam Isenring: *Zwischen Gesetzen, der Kostenfrage und guten Absichten. Die gesetzliche und praktische Entwicklung des Kost- und Pflegekinderwesens im Kanton St. Gallen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Zürich, Zuzwil 2008. Eine ausgezeichnete Pionierarbeit ist Marco Leuenberger: *Verdingkinder. Geschichte der armenrechtlichen Kinderfürsorge im Kanton Bern 1847-1945*. Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Fribourg, Bern 1991.

„Kasy“ Kunz,²⁶ machte dies die Geringschätzung deutlich, auch den Umstand, eben doch nicht so recht zur Familie dazuzugehören und nur eine billige Arbeitskraft zu sein, ein „Bueb“ eben.

Stähli ging gerne zur Schule und lernte leicht. Die Schule war ihm Abwechslung, und er mochte die allseits beliebte Lehrerin, die man damals „Lehrgotte“ nannte. Doch konnte Stähli der Arbeit halber häufig nicht die Schule besuchen: „Die grosse Zahl unentschuldigter Absenzen beweist drastisch, wie damals ein Verdingkind ausgenützt wurde, und wie wenig man sich um dessen geistige Entwicklung kümmerte.“²⁷ Zudem durfte der Schüler nur so lange aufbleiben und lernen, bis die Pflegemutter ins Bett ging. Daher konnte er selten alle Aufgaben gründlich erledigen. Abends hatte er zudem dem Pflegevater die Zeitung vorzulesen. Dies dürfte seine Neugierde gefördert haben.

Wie für viele andere Verdingkinder schien ein Lebensweg als Knecht oder als „Fabrikler“ (Fabrikarbeiter) vorgezeichnet. Doch wollte der willensstarke Stähli unbedingt eine Lehre absolvieren, einen handwerklichen Beruf erlernen also. Es war die Mutter, die sich sehr dafür einsetzte, für ihre Söhne eine Lehrstelle zu besorgen. Allerdings konnte sie für das damals noch übliche Lehrgeld nicht aufkommen, und die Heimatgemeinde versagte die Unterstützung. „Wir hätten billige Knechtlein geben sollen“,²⁸ dessen war sich Stähli durchaus bewusst. Auch der Pfarrer wollte dem Jungen kein ordentliches Zeugnis ausstellen, auch er hätte Paul Stähli am liebsten auf einem Bauernhof der Umgebung gesehen.

Erst einmal sollte Stähli bei seinem als Geizhals verschrienen Onkel eine Lehre als „Remonteur“ (Uhrenmacher) anfangen. Anstatt Uhren anzufertigen, musste Stähli jedoch oft den Garten besorgen und Pferdeäpfel einsammeln, Holz sägen und Waren in den Verkaufsladen tragen. Das verleidete ihm auf die Dauer die Arbeit, zumal ihm das Hantieren mit dem kleinen Werkzeug nicht so lag und ihn der mürrische Onkel deswegen oft kritisierte. Gelegentlich kam ihm daher das Angebot einer kleineren Uhrenfabrik, als „Mädchen für alles“ anzufangen. Wieder musste Stähli im Garten arbeiten. Die Fabrik mit rund 20 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern war dem eidgenössischen Fabrikgesetz von 1877 unterstellt, sodass

26 Siehe zu Kasimir Kunz: Fabian Brändle: „Nach der kirchlichen Totenfeier, die ernst und schwer war, ging es zum frohen Leichenmahl ins Restaurant Hirschen.“ Ländliche Luzerner Bubenwelten der 1930er- und 1940er-Jahre, in: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern, 30 (2012), S.87-100.

27 Stähli, Wandel, S.31.

28 Ebenda, S.63.

die maximale Arbeitszeit elf Stunden pro Tag betrug. Die Arbeiterinnen und Arbeiter aßen und schliefen auf dem Fabrikgelände, was damals noch durchaus üblich war. Im Speisesaal herrschte „nicht die beste Ordnung“.²⁹ Manchmal entleerte ein übermütiger Arbeiter die Röstli auf dem Tisch. „Die Röstli wurde dann mit dem Löffel oder auch mit der bloßen Hand in die Teller befördert.“³⁰ Einige Arbeiter gaben „banale Witze“ zum Besten. Nach dem Zahntag hielt jeweils König Alkohol Hof. Sonntags musste Stähli Bier besorgen und wurde wie schon als Verdingbub mit Alkohol abgefüllt, sehr zum Späße der Trinkenden. „Die Moral dieses Fabrikproletariats hatte unter solch misslichen Verhältnissen viel gelitten.“³¹ Unter diesen Umständen wollte Stähli nicht weiter bleiben, obwohl er ein gutes Verhältnis zum Sohn des Patrons aufgebaut hatte. Er suchte weiter eine Lehrstelle, stellte sich vor, wurde enttäuscht, bis es endlich klappte.

In einem Seeländer Dorf fand Paul Stähli eine Lehrstelle als Schlosser. Er hatte nicht weniger als 13 Stunden pro Tag zu arbeiten, samstags zehn. Die Werkstatt war einfach eingerichtet, es fehlte an modernem Gerät. Doch der Meister war ein erfahrener Berufsmann, und die Meisterin war gut zum jungen Lehrling und verköstigte diesen ausreichend. Zuerst wollten Stähli die Dinge noch nicht so recht gelingen, der Umgang mit Hammer und Amboss wollte eben gelernt sein. Der Meister reagierte anfangs mit Humor und Geduld, sodass Stähli sein Selbstvertrauen nicht verlor und Fortschritte machte. Doch übermannte den Meister später oft der Jähzorn und er schimpfte wie ein Rohrspatz: „E dümmere Donnerwetter als du eine bisch ha-n-i mygottseel no nie gha; do isch de dr letzt Lehrbueb, dr Moser Fritz, e-n andere Bursch gsy!“³² Zuerst litt Stähli unter diesen Schimpftiraden, zwar gewöhnte er sich bald daran, aber: „Vor seinen Erregungen hatte ich stets einen heiligen Respekt, und war immer froh, wenn wieder Ruhe eingekehrt war.“³³

Schlossermeister waren damals in einer schwierigen Situation. Ihr Hauptauskommen, das Fertigen von Kochherden, geriet unter den Druck der Fabrikproduktion, zudem war die Konkurrenz groß, auch auf dem Lande. Andererseits gaben die Bauern zu dieser Zeit ihre alten steinernen Kochherde auf und ersetzten diese durch moderne eiserne. So konnte Stähli Meister in der Umgebung einen treuen Kundenstamm aufbauen. Vie-

29 Ebenda, S.67.

30 Ebenda.

31 Ebenda, S.68.

32 Ebenda, S.77.

33 Ebenda.

le Kleinbetriebe konnten jedoch nur durch Selbstausschöpfung und ausgeprägte Sparsamkeit bestehen: „Mit seinem unübertrefflichen Arbeitseifer ging mir der Meister stets mit gutem Beispiel voran. Sein Sparsinn war sehr gut entwickelt. Wenn es ihm gelang, aus altem Eisen etwas Neues herzustellen, war er glücklich.“³⁴

Wenn die Meisterin bemerkte, dass Stähli unzufrieden war, versuchte sie ihn zu trösten und aufzuheitern. Sie sorgte also für etwas Wärme im strengen Alltag. Die Arbeit ging nie aus. So musste Stähli am Sonntagmorgen die „Budike“ aufräumen und putzen. „Dies genierte offenbar den Meister nicht, denn er war kein Kirchgänger und schickte mich auch nie in die Predigt.“³⁵

Sonntags hatte Stähli also nur nachmittags frei. Stets war er knapp bei Kasse, erhielt er doch nur zwanzig Rappen Taschengeld pro Tag. Er stand in aller Frühe auf, um auf eigene Rechnung kleinere Reparaturarbeiten zu übernehmen und somit einige Rappen zusätzlich zu verdienen. So schufte Stähli noch mehr und stimmte mit einem damals populären Sprichwort überein, „dass der Teufel einmal gesagt habe, er wolle alles sein auf der Welt, nur nicht Lehrbub“.³⁶ Einmal demütigte der Meister den Lehrling schwer. Stähli fragte, ob der Meister ihm nicht neue Kleider anschaffen könne. Dieser lehnte ab und antwortete schnöde, er könne nichts dafür, dass Stähli ein „Armleutebub“ sei. „Diese Äußerung meines knauserigen Meisters kränkte und deprimierte mich so sehr, dass ich zu Tränen gerührt wurde und diese Demütigung nie vergessen konnte.“³⁷

Das Zitat zeigt auf, wie sensibel das ehemalige Verdingkind Paul Stähli auf Erniedrigungen reagierte.

Lehrlinge waren damals der Willkür des Meisters ausgeliefert. Das gilt auch für Paul Stähli, der nur einen mündlichen Vertrag aufweisen konnte. Wehren konnten sich Lehrlinge kaum, denn es drohte die Kündigung und somit ein vorzeitiger, mit einer Stigmatisierung verbundener Lehrabbruch. Erst die 1920er-Jahre brachten allmählich etwas mehr Rechte für die jungen Menschen, konnten diese sich doch bei einem gewerblichen Schiedsgericht (Gewerbeinspektorat) beschweren und allenfalls Recht erfahren.³⁸

34 Ebenda, S.73.

35 Ebenda, S.75.

36 Ebenda, S.80.

37 Ebenda, S.78.

38 Siehe Gaby Sutter: „Der Meister sagte mir ein paar Mal, er werde mich zum Teufel jagen, da gieng ich.“ Lehrtöchter, Lehrlinge und LehrmeisterInnen vor dem gewerblichen Schiedsgericht und dem Gewerbeinspektorat Basel-Stadt 1890-1920. Unveröff. Lizentiats-

Robert Mayer (1911-2005), *Schreinerlehrling: „Wiederholt auch Situationen und Tiefs“*

Robert Mayer wurde 1911 als Sohn deutscher Eltern im st. gallischen Wil geboren.³⁹ Der Vater wurde 1914 eingezogen und überlebte den Krieg nicht, sodass Mayer seine Kindheit im Wiler Waisenhaus verbringen musste, eine oftmals mühselige, demütigende Zeit.⁴⁰ Nach ersten Berufserfahrungen als Laufbursche in einem Tessiner Hotel trat Mayer eine Lehrstelle bei Schreinermeister Josef Andermatt in Wilen bei Wil an. Er wohnte beim Meister, sein Zimmer war eine winzig kleine Dachkammer, ausgestattet mit bescheidenem Mobiliar. Er teilte die Kammer mit dem „Oberstift“, dem älteren Lehrling. Im Winter fror der Lehrling erbärmlich. Der Brunnen draußen im Hof war die einzige Waschelegenheit. Schon um 6.40 Uhr hatte Mayer den Leimofen einzuheizen, Arbeitsbeginn war um sieben Uhr, um 7.30 Uhr gab es Frühstück, das 15 Minuten dauerte, „und dann ging der Arbeitsbetrieb los“.⁴¹ In der Werkstatt arbeiteten nur der Meister, ein Arbeiter, der „Oberstift“ sowie „Unterstift“ Mayer. Die Kontrolle war also engmaschig. Der Chef besorgte hauptsächlich die Maschinenarbeiten. Das Mittagessen wurde gemeinsam mit der Meisterfamilie eingenommen. Jeder löffelte die heiße Suppe hastig hinunter. Mayer konnte nicht schnell essen und kam beim Essen oft zu kurz, was seinem Muskelaufbau hinderlich war. So erstaunt es nicht, dass er in den Pausen oft in die nahe gelegene Kantine der Bahnangestellten schlich und dort Kuchen aß und ein Glas Milch trank. Auf diese Weise konnte er sich zudem für kurze Zeit der Kontrolle des Meisters und dessen Sohn entziehen.

Nachmittags arbeitete man von ein Uhr bis sechs Uhr abends. Der Samstag war Arbeitstag, danach musste der Lehrling die Werkstatt gründlich reinigen. Immerhin konnte er die Abfallspäne durch Heben eines Bodenbrettes in den Spänekeller hinunterwischen.

Der Meister „war ein strenger, aber auch gütiger Mann und gönnte mir auch ein gutes Wort. Als er später sah, dass ich mich voll einsetzte, gab er mir die Anleitungen und Instruktionen fast väterlich. Auch hier wurde ich so angenommen, wie ich war, so dass der Druck, ein ausgestoßener Wai-

arbeit, Universität Basel, Basel 1999.

39 Siehe Robert Mayer: *Meine Abenteuer als Lausbub, Lehrling, Familienvater und Unternehmer. Die wahre Geschichte eines Wiler Waisen-Hüslers*, Stein am Rhein 2005.

40 Siehe zu schweizerischen Heimkindern den Überblick von Urs Hafner: *Heimkinder. Eine Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt*, Baden 2011.

41 Mayer, *Abenteuer*, S.73.

sehüßler zu sein, langsam von mir wich.“⁴² Ein gutes Wort beflügelte den Waisenbuben Mayer somit und ließ ihn seine mit Stigmatisierungen verbundene Biografie vergessen.

Mayer lernte schnell, auch an den Maschinen. Er arbeitete gerne, schon ziemlich selbstständig und mit vollem Einsatz, brachte es auch auf ein ordentliches Arbeitstempo. Er hatte Freude am Werkstoff Holz und besuchte auch die Gewerbeschule voller Freude.⁴³ Manchmal stoppte der Meister die Zeit, um die Effizienz zu überprüfen, wandte also gleichsam tayloristische Methoden an.⁴⁴ Als der Meisterssohn von der höheren Schreinerschule zurückgekehrt war und nun aufwändige Bauernbuffets anfertigte, schaute sich Mayer die Technik des Versiereren ab und konnte so sein Talent gut einsetzen.

Dennoch durchlebte Robert Mayer während seiner Lehrzeit auch „Situationen und Tiefs, in denen ich die grenzenlose Verlassenheit zu spüren bekam. Gerade in dieser Zeit fehlten mir die Geborgenheit einer lieben, verständnisvollen Familie und die kameradschaftliche Führung durch einen mitfühlenden Vater oder einen verantwortungsbewussten Betreuer. Aber nein, ich war ja immer auf mich allein gestellt, und in kritischen Phasen hatte ich keinen Berater.“⁴⁵ Zudem fühlte Robert Mayer, was es bedeutete, dem Meister völlig ausgeliefert zu sein. Nach dem Nachessen hatte er oft noch im Haushalt zu helfen oder Reparaturen auszuführen. Er konnte sich diesen Aufgaben nur selten entziehen, denn die Macht des Meisters war groß.

Robert Mayer trieb Sport, um sich fit zu halten und den freundschaftlichen Kontakt mit Gleichaltrigen zu pflegen, auch einmal über die Schnur zu hauen. Er war trotz seiner bedrückenden Jugend ein fröhlicher junger Mann und ging gerne aus. Er wurde Mitglied des katholischen „Jünglingsvereins“ und spielte dort Theater. Seine ersten kurzen Ferien verbrachte er am Vierwaldstättersee in der Innerschweiz.⁴⁶

Im Jahre 1931 legte Mayer die Schlussprüfungen ab, sehr zur Zufriedenheit des Meisters. Seine Durchschnittsnote betrug 1,8.

42 Ebenda, S.74.

43 Zum Holz als Werkstoff aus historischer Perspektive siehe Joachim Radkau/Ingrid Schäfer: Holz. Wie ein Naturstoff Geschichte macht, München 2007.

44 Siehe Mayer, Abenteuer, S.76.

45 Ebenda, S.74.

46 Zur Geschichte der Ferien in der Schweiz siehe Beatrice Schumacher: Interpretationen und Popularisierung eines Bedürfnisses. Schweiz 1890-1950, Wien 2002.

Fritz Frei (1912-1991), Elektromechanikerlehrling: „Auf den Kilometer geben“

Fritz Frei wurde 1912 geboren. Sein Vater war Arbeiter, legte aber Wert darauf, dass sein Sohn eine gute Lehre absolvieren konnte. Im Jahre 1927 trat Fritz Frei in eine Maschinenfabrik als Elektromechanikerlehrling ein. Das Pensum war anspruchsvoll, sowohl schulisch als auch praktisch. Über seine vierjährigen Erfahrungen als Lehrling berichtet Frei ausführlich.⁴⁷ Die Fabrik war groß, insgesamt arbeiteten dort über 70 Lehrlinge. Als erste praktische Arbeit erhielt er von Meister Siegrist die Aufgabe, alle sechs Seiten eines Eisenklotzes schön „plan“⁴⁸ zu feilen. Frei hatte zwar handwerkliche Vorkenntnisse und geschickte Hände, doch er wusste nicht, was „plan“ bedeutete. Er war zu schüchtern, um den Meister zu fragen, sodass er sich an die Lehrlinge nebenan wandte. Diese halfen, spotteten aber auch ein wenig über den unsicheren, etwas ungelenken, noch im Wachstum stehenden Neuen. „Den giftigen Pfeilen des Spotts war er einstweilen schutzlos preisgegeben, doch nahm er sich fortan in acht.“⁴⁹ Die etablierten Lehrlinge wollten bestimmt auch austesten, wie weit sie beim „Frischling“ gehen konnten. Nach zehn Tagen endlich hatte Frei den Klotz fertig. Das war eindeutig zu lange, und beinahe wäre er noch während der Probezeit entlassen worden.

Von den Mitlehrlingen lernte Frei rasch, sich gewisse Freiheiten zu nehmen. So lautete ein gebräuchlicher Ausdruck: „auf den Kilometer gehen“, was einen Bummel durch die vielen Werkhallen bedeutete. Frei gönnte sich solche Auszeiten, die aber auch seine Weiterbildung beförderten. Namentlich die Montagehalle hatte es ihm angetan. So lernte er die Produktionslinien seiner Fabrik aus erster Hand kennen. Dazu trugen auch interne Rochaden bei. Jeder Lehrling wechselte nach einem halben Jahr seinen Standort, sodass er die gesamten betrieblichen Abläufe kennenlernte. Doch der Stress nahm zu, denn Frei musste im Akkord arbeiten: „Wehe dem Burschen, der zu oft oder zu lange aufs WC oder gar ‚auf den Kilometer‘ ging. Widerfuhr ihm ein größeres Missgeschick, konnte er etwas erleben. Die dem System innewohnende Ungerechtigkeit und die daraus resultierende Hetze prägten die Atmosphäre.“⁵⁰

47 Fritz Frei: *An der Werkbank des Lebens. Aufzeichnungen eines Arbeiters*, Bern 1988, S.11-60.

48 Ebenda, S.13.

49 Ebenda, S.14.

50 Ebenda, S.25.

Manche Arbeiter kamen wegen des Zeitdrucks nicht dazu, ruhig zu überlegen und lieferten Pfusch ab oder hatten letztendlich doppelt so lange gebraucht. Wenn etwas schief lief, ging der zusätzliche Zeitaufwand zulasten des Arbeiters. Dann war ein derbes Geflüche in der Fabrikhalle, und es kam vor, dass ein Arbeiter wutentbrannt sein Werkzeug wegwarf. Einige Arbeiter lachten selten und waren kaum für einen Spaß zu haben, andere nahmen es lockerer und rauchten sogar während der Arbeit.⁵¹ Auch Alkohol war ein Thema, wenngleich offiziell verboten.⁵² Die Türen und Wände der hölzernen WC-Kabinen waren mit pornografischen Sprüchen und Zeichnungen übersät, was den jungen Mann neugierig machte. Manche Kollegen rieten ihm, zu einer Prostituierten zu gehen.⁵³

In der werkeigenen Schule fühlte sich Frei wohl. Er lernte gerne und hatte eine rasche Auffassungsgabe. Seine Notizen übertrug er fein säuberlich in ein Reinheft. Nicht nur Fachliches wurde gelehrt, auch Anstandsregeln standen auf dem Lehrplan. Dies zeigt die disziplinierende Funktion der Schule deutlich auf.⁵⁴ Ein Hauptlehrer, Herr Waldburger, war humorvoll und trotz seiner gelegentlichen Zornausbrüche, die auch körperliche Züchtigungen beinhalteten, beliebt bei den Schülern. Ein anderer Hauptlehrer orientierte die Schülerschar gerne über sein Steckenpferd, die Eisenbahn, was auf breites Interesse stieß. Dieser Lehrer bestach auch als Zeichner an der Wandtafel.

Entspannung fand Frei im Theaterclub und im Schwimmverein.⁵⁵ Er ging gerne ins Kino, sein Idol war der deutsche Schauspieler Willy Fritsch. Er schloss seine Lehre mit sehr guten Noten ab.

51 Ebenda, S.42.

52 Ebenda, S.32. Siehe auch Fabian Brändle/Hansjakob Ritter: *Zum Wohl! 100 Jahre Engagement für eine alkoholfreie Lebensweise*, Basel 2010. Frei schloss sich später dem „Blauen Kreuz“ an und pflegte einen abstinenter Lebensstil.

53 Frei, *Werkbank*, S.35.

54 Siehe beispielsweise Franz Kost: *Volksschule und Disziplin. Die Disziplinierung des inner- und außerschulischen Lebens durch die Volksschule, am Beispiel der Zürcher Schulgeschichte zwischen 1830 und 1930*, Zürich 1985; Kate Rousmaniere/Kari Dehli/Ning de Coninck-Smith (Hrsg.): *Discipline, Morale Regulation, and Schooling. A Social History*, New York 1997.

55 Siehe auch Fabian Brändle: „Es war fast paradiesisch, in den weiten See hinaus zu schwimmen“. *Badeplausch in der Schweiz, 1880-1950*, in: *Sportzeiten. Sport in Geschichte, Kultur und Gesellschaft*, 12/3 (2012), S.24-36.

Rudolf Lanz (geb. 1942), *Kaufmännischer Lehrling: Ein Patron alten Stils als Chef*

Rudolf Lanz wurde 1942 im Berner Emmental geboren. Der Vater war Lok- und Werkführer, der Großvater besaß eine kleine Autogarage und betrieb nebenbei die Postautolinie Huttwil-Wyssachen. Die Technik war also seit Kindsbeinen an Teil im Leben von Rudolf Lanz, sein Technikverständnis war groß.⁵⁶ Dennoch trat er, obschon „kein ausgesprochener Büromensch“,⁵⁷ im Jahre 1960 eine kaufmännische Lehre bei der Pumpenfabrik Lanz an. Über einige Episoden seiner Lehrzeit berichtet Lanz recht ausführlich.⁵⁸

Sein Chef hinterließ bei ihm einen bleibenden Eindruck: „In meinem beruflichen Leben hatte ich zahlreiche Vorgesetzte, jedoch nur wenige Chefs. Der Pumpi-Lanz zählte zu jenen Menschen, die das Prädikat ‚Chef‘ verdienten. Selbstverständlich machte auch er Fehler. Einige wirkten sich direkt auf sein Portemonnaie aus. Auf der anderen Seite bestach er durch eine außergewöhnliche technische Kreativität. Von dieser Fähigkeit profitierten alle, seine Angestellten wie auch seine Kunden. Der Weg vom genialen Einfall erwies sich jeweils als lang. Geduld und Hartnäckigkeit waren gefragt.“⁵⁹ Rudolf Lanz verglich seinen Chef mit modernen Managern und kritisierte die Kurzfristigkeit von deren Denken im Gegensatz zum früheren langfristigeren. Der Chef, genannt „Pumpi-Lanz“, war „unbestrittener Herrscher über seinen Fabrikationsbetrieb. Manchmal etwas rücksichtslos und scheinbar hartherzig, dann wiederum verständnisvoll und versöhnlich. Niemand ließ er gleichgültig.“⁶⁰

Der Chef arbeitete jeden Samstag und sah es nicht gerne, wenn an diesem Tag nicht alle Stellen besetzt waren. Er vergab dann jeweils Sonderaufträge. Beliebt waren bei den Lehrlingen Botenfahrten mit dem „Amischlitten“ des Firmenbesitzers. Damit konnte man imponieren, den Gleichaltrigen und natürlich auch den jungen Frauen. Lanz sehnte sich oft nach

56 Siehe auch Thomas Hengartner/Johanna Rolshoven (Hrsg.). *Technik-Kultur. Formen der Veralltäglicung von Technik – Technisches als Alltag*, Zürich 1998.

57 Rudolf Lanz: *Huttwiler Geschichten. Erinnerungen, Anekdoten und Originale*, Huttwil 2012, S.118.

58 Siehe ebenda, S.104-122.

59 Ebenda, S.104. Siehe auch Christian Pfister: *Vom Paternalismus zur Marktwirtschaft 1798-1856*, in: *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde*, 60 (1998), 3, S.160-175.

60 Lanz, *Geschichten*, S.104.

Abwechslung und solchen Botengängen, denn der Büroalltag war oft von Routine geprägt und entsprechend langweilig. „Jede Arbeitszeitverkürzung sah“ der Chef „als Rückschritt und als Bedrohung für sein Lebenswerk.“⁶¹ Lanz war risikofreudig und investierte in neue, teure Maschinen, mit denen er auch Fremdaufträge verarbeitete, sich aber nicht von Großbetrieben abhängig machte.

„Pumpi-Lanz“ war also ein Patron alten Stils, technisch hochbegabt, phantasievoll, aber auch statusbewusst und sich als kleiner Alleinherrscher gebarend. Er war recht großzügig und entlohnte treue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter besser als die Konkurrenz. Andererseits war er sozial gesehen konservativ, ja reaktionär. Er war gegen Sozialreformen und verlangte der Arbeiterschaft alles ab. Mit seinem „Späherblick“⁶² durchstreifte er die Fabrik. Ihm fiel sofort auf, wenn jemand nicht am Arbeitsplatz war. Namentlich die Lehrlinge hatte er im Visier. Erwischte er einen Säumigen, gab es ein gehöriges Donnerwetter. Wer dem Chef mutig entgegentrat, dessen Status stieg innerhalb der Belegschaft an. So belohnten die Arbeiter den Mutigen.

Im Büro lernte Rudolf Lanz nicht nur kaufmännische Grundfertigkeiten wie Französisch, Korrespondenz und Buchhaltung, er lernte auch, sehr sorgfältig zu arbeiten und eine ordentliche Ablage zu führen. Ordnung wurde im Betrieb groß geschrieben, beinahe schon pedantisch achtete der Chef auch auf Reinlichkeit und aufgeräumte Schreibtische. Somit gab es immer etwas zu tun.

Andererseits herrschte ein „kreatives Chaos“, wenn der Chef einen seiner genialen Einfälle hatte. Dann hingen Skizzen und Blätter auf den Wänden, jedermann war am Zeichnen und Brüten. Wie Rudolf Lanz schreibt, waren solche Arbeitsphasen zwar intensiv, aber auch sehr spannend.

Schluss

Anhand der Analyse von fünf Selbstzeugnissen habe ich den Versuch unternommen, den Erfahrungsraum „Lehre“ zu fassen. Die Lehre war eine „rite de passage“ (Arnold van Gennep), eine Übergangszeit vom Jugendlichen zum Erwachsenen. Ich habe mich auf die Erinnerungen von Männern konzentriert und mich bewusst auf einen langen Zeitraum eingelassen. Ich bin mir des Skizzenhaften, Unfertigen meiner Beobachtungen bewusst und hoffe, zu vertieften Forschungen anzuregen.

61 Ebenda, S.105.

62 Ebenda, S.120.

Aus meinen Ausführungen lassen sich dennoch einige Schlüsse ziehen. Erstens zeigt sich die disziplinierende Funktion der Lehre deutlich im Erleben der jungen Männer. Normen korrespondierten also mit Erfahrung. Die Lehrlinge lernten im harten Arbeitsalltag die Pflichten der Arbeitswelt kennen. Wer nicht gehorchte, musste mit Sanktionen rechnen. Das war im Kleinbetrieb, wo der Meister alles und jeden im Auge hatte, eher der Fall als im Großbetrieb, wo man leichter einmal aussetzen konnte. Im gleichsam vormodernen Verhältnis zwischen Meister/Vorarbeiter und Lehrling zeigt sich die patriarchale Struktur der Arbeitswelt „von gestern“.

Zweitens aber erkämpften sich auch Lehrlinge Freiräume, übten sich in „Eigensinn“ (Alf Lüdtkje), entwickelten Strategien, um den Blicken des Chefs zu entgehen. Bald hielten sie zusammen, bald beargwöhnten und verspotteten sie einander. Selbst dem „Oberstift“ war der „Frischling“ beinahe absoluten Gehorsam schuldig.

Drittens war die Lehre sicherlich ein wichtiger Lebensabschnitt. Doch hat es sich gezeigt, dass die jungen Männer auch andere Interessen hatten als die oft lästige, strenge Arbeit. Manche lasen, andere trieben Sport, spielten Theater. Schließlich interessierten sie sich auch für junge Frauen. Somit wäre ich inskünftig vorsichtiger, die Arbeitswelt als wichtigsten prägenden Faktor im Leben eines (jungen) Menschen zu bezeichnen.

Helene (Lene) Radó-Jansen (1901-1958).

Agitatorin, Agentin, Autorin

Helga W. Schwarz

Ihre Freunde nannten die temperamentvolle, rotblonde Helene (Lene) scherzhaft die „deutsche Parteigeschichte auf zwei Beinen“¹, denn sie war an fast allen revolutionären Ereignissen Anfang der 1920er-Jahre beteiligt gewesen.

Helene Radó wurde am 18. Juni 1901 in Frankfurt/Main geboren, „als Tochter des Schuhmachers Karl Jansen, der seit seiner frühen Jugend in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands organisiert und ein Freund von Franz Mehring war“². Die Mutter aber war eine einfache Arbeiterin; vielleicht zu einfach für den ausgezeichneten Handwerkermeister mit ausgesprochen vornehmer Kundschaft und Beziehungen zu führenden Vertretern der deutschen Sozialdemokratie. Jedenfalls verließ der Vater die Familie. Die Mutter zog danach mit ihren drei Kindern – den Mädchen Auguste (Gustel), Helene (Lene) und Emma – nach Neukölln, ab 1920 ein Teil von Berlin. Wie so viele Arbeiterfrauen musste sie während des Weltkrieges in einem Rüstungsbetrieb schuften. Von 1915 bis 1924 wohnten die Jansens in einer der typischen Hinterhofwohnungen von Berlin: Stube und Küche ganz oben in der Hagelberger Straße 20. Mutter Jansen brachte trotzdem das Kunststück fertig, zusätzlich hin und wieder Gäste zu beherbergen: geflohene russische Kriegsgefangene und illegal in Berlin weilende Kuriere der Bolschewiki oder Emigranten. Aus dieser Zeit datierten auch die freundschaftlichen Beziehungen zur Familie Liebknecht. Lene beispielsweise hatte später einen guten persönlichen Kontakt zu dem gleichaltrigen Sohn Karl Liebknechts, dem am 6. März 1901 geborenen Wilhelm (Helmi, gestorben 30. April 1975).³

Ihre ältere Schwester Gustel war bereits als Funktionärin der Spartakusgruppe (des späteren Spartakusbundes) tätig, als Lene 1916 ebenfalls Mitglied wurde. Da war sie aber schon ein Jahr gewerkschaftlich organisiert, denn nach dem Besuch einer achtklassigen Berliner Gemeindeschule hat-

1 Sándor Radó: Dora meldet, Berlin 1974, S.71.

2 Helene Radó: Lebenslauf (Biografie), 1956 verfasst für die Ungarische Sozialistische Arbeiterpartei; Original verschollen, Durchschlag im Besitz der Autorin (bestätigt von Sándor Radó).

3 Siehe Sándor Radó, Dora meldet, S.72.

te sie eine Lehre als Verkäuferin begonnen. An vielen Abenden besuchte Lene in dieser Zeit Arbeiterfortbildungskurse, war unter anderem Schülerin bei Hermann Duncker.

Bereits seit Herbst 1914 bestand in Neukölln eine Jugendsektion der SPD, wo häufig führende Linke sprachen: Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Franz Mehring, Leo Jogiches, Hermann und Käte Duncker sowie Julian Borchardt, Herausgeber der „Lichtstrahlen“⁴. Der in diesem Rahmen gegründete „Jugend Bildungsverein“ wurde zu einer der Keimzellen des Spartakusbundes im Berliner Osten; außer Bildungskursen organisierte dieser auch die Teilnahme an Internationalen Jugendtagen oder Anti-Kriegsversammlungen.

Martha Globig, ebenfalls der Spartakusjugend angehörend, lernte um 1916 durch die politische Arbeit Lene Jansen kennen. Beide trafen sich häufig, weshalb sie sich noch im hohen Alter deutlich an Lene erinnerte: „Es war ein sehr hübsches Mädchen, hatte dunkelblonde Naturlocken; sie war sehr lebhaft. [...] Ich kannte auch die Mutter, da ich einige Male in der Wohnung in der Hagelberger Straße war. Ich kannte natürlich auch die älteste Tochter Auguste, mit der ich bis zur Revolution in einer Versicherungsgesellschaft zusammenarbeitete. In Moskau traf ich 1937 die jüngste der drei Schwestern, die mit einem Engländer verheiratet war, im Verlag für ausländische Arbeiter in der Sowjetunion. Von ihr erfuhr ich letztmalig einiges über Helene.“⁵

Die Begeisterung über die revolutionären Ereignisse des Jahres 1917 in Russland bei den Jansens war groß. Die temperamentvolle Lene fühlte sich herausgefordert, musste handeln. In dem von ihr 1956 verfassten Lebenslauf schrieb sie darüber: „1918, im Frühjahr, wurde nach Abschluß des Brest-Litowsker Friedensvertrages die erste Sowjetbotschaft in Berlin errichtet. Ich wurde in der Presseabteilung der Botschaft angestellt. [...] Im November des gleichen Jahres wurde die Sowjetbotschaft aus Deutschland ausgewiesen. Aus Protest ging ich mit der Botschaft nach Sowjet-Rußland.“⁶

Nach allerlei Schwierigkeiten traf sie Ende Dezember 1918 wieder in der deutschen Hauptstadt ein, gerade als sich der Spartakusbund zur Kommunistischen Partei formierte. Lene wurde wie ihre Schwester Auguste, die während des Krieges die illegale politische Arbeit Karl Radeks

4 Die Zeitschrift „Lichtstrahlen“ (von 1913-1916 erschienen) analysierte die sozialökonomischen Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft.

5 Martha Globig, Brief vom 12. Mai 1981 an die Autorin.

6 Helene Radó, Lebenslauf (Biografie); Sándor Radó, Dora meldet, S.73.

unterstützt hatte, gleich nach Verkündung des Gründungsbeschlusses Mitglied.

Heiße Januartage folgten. Die Konterrevolution ermordete die populärsten Führer der Revolution – Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg – und begann den offenen bewaffneten Kampf gegen das revolutionäre Proletariat. Es war ein ungleiches Ringen, obwohl fronterfahrene Genossen noch in den Tagen der Revolution versucht hatten, eine Ausbildung besonders junger Arbeiter, darunter auch Lene, an den erbeuteten Waffen zu organisieren. Das sollte zur Überlebensfrage werden, als die konterrevolutionären Truppen am Morgen des 11. Januar mit dem Angriff auf das von etwa 500 Arbeitern besetzte Gebäude des „Vorwärts“ begannen. Lene war unter jenen, die dieses Gebäude unter Einsatz ihres Lebens verteidigten. Wie Sándor Radó später berichtete, gehörten Lene und der italienische Kommunist Misiano zu jenen, die beim Rückzug über das Dach ihren Genossen Feuerschutz gaben.⁷

Nach Erinnerungen von Willi Zimmerlich, der während dieser Kämpfe zwei Nächte im WTB (Telegrafembüro) verbrachte, bestanden die jungen Revolutionäre diese Bewährungsprobe hervorragend. Während die einen im „Vorwärts“-Gebäude oder im „Mosse-Haus“ kämpften, verteilten andere die in Druckereien schnell hergestellten Flugblätter und Extra-Ausgaben. „Die Übermacht der Angreifer war aber zu groß [. ...] Als letzte Position fiel das Mosse-Haus nach heldenmütiger Verteidigung – auch Jugendliche kämpften bis zum Schluß. Drei der Besten – Erich Krause, Paul Schniegel und Bruno Zorn – sind in diesem Kampf gefallen.“⁸

Lene resignierte nach dem Sieg der Konterrevolution nicht. Sie übernahm einen Auftrag der Bolschewiki, unter den noch in deutschen Kriegsgefangenenlagern internierten russischen Soldaten zu agitieren. Anschließend weilte sie nach eigenen Angaben „kurze Zeit in Stuttgart“ und arbeitete bei Clara Zetkin.⁹ Danach war Lene vorübergehend Sekretärin bei dem damaligen sozialistischen Justizminister Dr. Kurt Rosenfeld.

Aber schon 1921 schickte die Leitung der KPD die gleichermaßen erfahrene wie gefährdete Genossin zur Unterstützung des konspirativen Balkanbüros der Kommunistischen Internationale nach Wien. In diesem Büro, das die Verbindung zu den kommunistischen Parteien des Balkan halten sollte, arbeiteten auch mehrere Ungarn. Leiter war der ehemali-

7 Siehe Sándor Radó, Dora meldet, S.75.

8 Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch), EA 1215.

9 Helene Radó, Lebenslauf (Biografie).

ge Volkskommissar der Ungarischen Räterepublik Béla Szántó und der bekannte ungarische Dichter Aladár Komját einer der Mitarbeiter. Hierher kam häufig der für die kommunistischen Nachrichtenbüros „Wiener Rosta“ und „Intel“ tätige Sándor Radó. Er hatte sich bald in die hübsche Helene aus Berlin verliebt: „Sie war zwanzig, als wir uns kennen lernten, und von der ersten Minute an hatten mich ihre Entschlossenheit und ihre Selbstbeherrschung angezogen“, schrieb er später. „In ihr hatte ich eine Gefährtin gefunden, die wirklich aus der revolutionären Arbeiterklasse hervorgegangen war.“¹⁰

Lene und Sándor fuhren 1922 gemeinsam nach Deutschland. Für ihn bot sich in Jena eine Möglichkeit, seine Studien fortzusetzen, denn das Amt des Kurators an der Jenaer Universität hatte der namhafte kommunistische Professor Karl Korsch inne. Lene fand dort allerdings nur eine körperlich sehr anstrengende Arbeit in den Glaswerken. Aber sie versuchte durchzuhalten, damit Sándor endlich wieder studieren konnte. Im Frühjahr 1923 rief jedoch ein Parteauftrag Lene nach Leipzig. Sándor folgte ihr bald und konnte an der Leipziger Universität seine Studien fortsetzen.

Es war die Zeit großer Massenaktionen und Streiks gegen die Besetzung des Ruhrgebiets durch französische Truppen, gegen die angeheizte Inflation und die reaktionäre Regierung Cuno. Proletarische Hundertschaften wurden gebildet, und in Leipzig richtete das ZK der KPD eine Oberbezirksleitung für die drei sächsischen Bezirke ein, in der Gerhart Eisler führend tätig war. Er kannte Sándor Radó und Lene seit der gemeinsamen politischen Arbeit in Wien und betraute beide mit verantwortungsvollen Aufgaben. Im Herbst 1923 wurden aber Sándor und Lene zusammen mit anderen Genossen durch Verrat in einem Büro der Leipziger Leitung verhaftet. Sándor gelang die Flucht. Lene kam durch eine List frei. Die Polizei fahndete noch lange fieberhaft nach dem operativen Leiter der proletarischen Hundertschaften in Sachsen. Von ihm war lediglich bekannt, er sei Ausländer und heiße Weser. Das wird Lene köstlich amüsiert haben.

Im Sommer 1924 genossen beide einen Ausflug in die Sächsische Schweiz, mit dem sie Sándors Studienabschluss feierten. In seinen Memoiren berichtet Sándor Radó darüber: „Wir planten, von der Bastei aus als Glanzpunkt des Tages den überall gerühmten Lichtenhainer Wasserfall zu besichtigen. Gemeinsam mit vielen anderen [...] lachten wir herzlich über die fahrplanmäßig gelenkte Wasserflut, dann setzten wir uns gutgelaunt in den Garten eines nahegelegenen Restaurants. [...] Doch unsere Fröhlich-

10 Sándor Radó, Dora meldet, S.71.

keit fand ein jähes Ende. Man schrieb den 1. August 1924, den zehnten Jahrestag des Ausbruchs des ersten Weltkrieges. Ein junger Mann, dessen Gesicht voller Schmissen die Zugehörigkeit zu einer schlagenden Studentenverbindung verriet, forderte die Anwesenden auf, sich zu erheben und gemeinsam die ‚Wacht am Rhein‘ zu singen. Wir nahmen nicht die geringste Notiz von seiner Aufforderung [...] Als sie unsere ‚oppositionelle‘ Haltung bemerkten, wandte sich der ‚patriotische‘ Zorn ob des verlorenen Krieges gegen uns, und wären uns nicht einige Kellner zu Hilfe geeilt, wir wären wohl kaum ungeschoren davongekommen.“¹¹ Sándor und Lene Radó galten schließlich als Ausländer: Helene Jansen war 1923 Radós Frau und ungarische Staatsbürgerin geworden; entsprechend der nun für sie geltenden ungarischen Regeln hatte sie ihren eigenständigen Namen „verloren“ und hieß fortan amtlicherseits Dr. Radó Sándorné.

Durch die Heirat änderte sich das Leben von Lene nur wenig. Trotz ihrer Liebe zu Sándor und auch nach der Geburt der beiden Söhne blieben Parteaufträge bestimmend für ihre Aufenthaltsorte und Tätigkeiten wie für ihren Lebensrhythmus überhaupt. Allerdings konnte Lene viele der ihr übertragenen politischen Aufgaben und die ihrer Begabung sowie Neigung entsprechenden journalistisch-literarischen Arbeiten nur bewältigen, da ihr die Mutter als guter Geist der Familie stets uneigennützig zur Seite stand.

Nachdem Sándor Radó 1924 im Braunschweiger Verlag Westermann die erste politische Karte der Sowjetunion im Ausland herausgegeben hatte, galt er als Sachverständiger für dieses Land und erhielt immer häufiger wissenschaftliche Aufträge, die vielfach mit Reisen verbunden waren. Weil es ihm als ausländischem Kommunisten in der Weimarer Republik nicht möglich war, eine direkte Anstellung bei einem wissenschaftlichen Institut zu finden, begann er die Tagespresse mit geografisch fundierten Kartenillustrationen zu versorgen. Daraus entstand mit Unterstützung von Willi Münzenberg und der Internationalen Arbeiter-Hilfe (IAH) die *Pressgeographie* (Pressegeographie) als erste geografische und kartografische Presseagentur der Welt.

Lene begleitete ihren Mann 1924 für einige Wochen und nochmals 1925/26 nach Moskau. Den Sommer 1925 verbrachten die Radós jedoch noch in Berlin, denn Lene gebar im August ihren ersten Sohn. Er wurde Imre genannt, zur Erinnerung an Sándors Freund Imre Sállai, einen unter Horthy ermordeten ungarischen Kommunisten.

11 Ebenda, S.82.

Wie Sándor Radó in seinen Memoiren vermerkt, wurde er im Herbst 1925 Sekretär und leitender Mitarbeiter des Instituts für Weltwirtschaft bei der Kommunistischen Akademie in Moskau. Lene war u. a. im Auftrag der „Welt am Abend“ als Korrespondentin tätig.

1926 kehrten Lene und Sándor Radó endgültig nach Deutschland zurück. Beide traten neuerlich der KPD bei, denn während ihres Aufenthalts in der Sowjetunion waren sie entsprechend den damals gültigen Parteiregeln Mitglieder der KPdSU (B) gewesen.

Die finanzielle Lage der Familie Radó besserte sich bald so weit, dass sie in Berlin-Britz nach ihrer Rückkehr aus Moskau ein kleines Haus mieten konnten. Angesichts der durch die Geburt des zweiten Sohnes Alexander im Juni 1930 auf drei Erwachsene und zwei Kleinkinder vergrößerten Familie war das eine notwendige Entscheidung und kaum Luxus. Für den ansonsten bescheidenen Haushalt konnte Sándor Radó durch die allein von ihm geleitete Presseagentur „Pressgeo“ mit Unterstützung der Internationalen Arbeiterhilfe (IAH) eine sichere finanzielle Basis schaffen. Da diese Neugründung für Willi Münzenberg aber nicht rasch genug Gewinn abwarf, hatte dieser seinen Anteil bald wieder an Radó abgetreten. Sekretärin der Pressgeo war zeitweilig Lilly Korpus (die spätere Lilly Becher), die aufgrund ihrer journalistischen Fähigkeiten bald darauf zur Chefredakteurin der unter ihrer Leitung berühmt gewordenen „Arbeiter-Illustrierten-Zeitung“ (AIZ) avancierte.

Obwohl von seiner wissenschaftlichen Arbeit stark in Anspruch genommen, versuchte Sándor Radó außerdem für die Partei- und Propagandarbeit der KPD Zeit zu finden. Anregungen und Aufgaben brachte Lene fast täglich aus dem Karl-Liebknecht-Haus mit, wo sie in der Abteilung Agitation und Propaganda arbeitete. Er erinnerte sich: „Da sie ihre Identität geheim halten mußte, war sie gezwungen, sich bei den häufigen Durchsuchungen der Parteizentrale zu verstecken. Aber bei einer Haussuchung wurde sie von einem jungen Boten verraten, der ihren wirklichen Namen kannte. Lene wurde zur Gegenüberstellung ins Moabiter Gefängnis bestellt, wo der Bote inhaftiert war. Uns begleitete Dr. Kurt Rosenfeld, bei dem Lene gearbeitet hatte, als er preußischer Justizminister war, der uns in allen Rechtsangelegenheiten beriet. In einem kleinen Café in der Nähe der Haftanstalt besprachen wir, wie sich Lene verhalten sollte. [...] Sie ging in das Gefängnis, der junge Mann wurde vorgeführt; aber bevor er ein Wort sprechen konnte, ging ihm Lene entschlossen entgegen und schrie ihn an: ‚Wer sind Sie denn! Ich kenne Sie nicht!‘ Der Bote wagte nicht, das Gegenteil zu behaupten, und damit war die Gegenüberstellung beendet. [...] Lene mußte jedoch ihre Arbeit im Karl-Liebknecht-Haus unverzüglich ein-

stellen, da die Polizei drohte, sie würde uns sonst als ausländische Staatsbürger – Lene besaß gleichfalls die ungarische Staatsangehörigkeit – wegen kommunistischer Aktivität des Landes verweisen. [...] Lenes Chef in der Abteilung Agitation und Propaganda des Zentralkomitees war Hugo Eberlein, führender Funktionär der KPD. Seine Lebensgefährtin war die Tochter der aus Frankreich stammenden Revolutionärin Ines Armand. [...] Mit Eberlein und seiner Frau Ina kamen wir oftmals zusammen, nachdem wir ihnen in unserer Nähe ebenfalls eine Wohnung besorgt hatten.¹²

Für Lenes Tätigkeit im Karl-Liebknecht-Haus von 1926 bis 1931 lassen sich nur schwer Beweise finden angesichts der damals bereits notwendigen Konspiration und der nachfolgenden Ereignisse; bekanntlich besetzten und plünderten 1933 die Faschisten das Haus.¹³

So belegen nur knappe Erwähnungen in Dokumenten Lenes Wirken, die eher zufällig unter anderen Archivmaterialien gefunden wurden. Beispielsweise ist auf einem kleinen Stück Durchschlagpapier überliefert, dass Lene und Sándor Radó im November 1931 an einer Beratung teilgenommen haben, deren Protokoll unter anderem als Schwerpunkte vermerkt: „Ideologische Offensive gegen die Nazis, Pressearbeit, Einheitsfront von unten, Konzentration der Agitproparbeit auf die Betriebe.“¹⁴ Einen Monat später befasste sich eine weitere Beratung, an der außer den Genossen der Agitprop-Abteilung – darunter Lene – auch Vertreter des Pressedienstes, der Organisations- und Frauenabteilung, der Freidenker und der IAH teilnahmen, mit den Problemen „Kampf gegen die Notverordnungen, Resolution über die Agitproparbeit, Kampagne der Partei zum 13. Jahrestag ihrer Gründung, Besprechung der neuen Nummer des ‚Agitators‘“.¹⁵ Wahrscheinlich nahm Lene an solcherart Zusammenkünften vor allem stenografierend teil.

Unter den Genossen im Karl-Liebknecht-Haus herrschte zumeist ein recht gutes Arbeitsklima. Die kameradschaftliche wie kämpferische Atmosphäre in der Agitprop-Abteilung, in der Lene fast fünf Jahre arbeitete, schildert recht anschaulich Walter Schulz in einer Episode zur Entstehung eines Plakats im Jahr 1928 für den Reichstagswahlkampf. „Als John Heartfield eines Tages im Karl-Liebknecht-Haus erschien, sah er sich in der Agitprop-Abteilung unversehens von Genossen und Genossinnen umringt, die auf ihn eindringen, um von ihm das Plakat für den Wahl-

12 Ebenda, S.96-98.

13 Siehe Ronald Friedmann: Die Zentrale, Berlin 2012, S.107-115.

14 BArch RY 1/ I 2/707/2.

15 Ebenda.

kampf zugesagt zu bekommen. Wenige Tage später. Wieder tauchte Jonny auf. Keine Rolle unterm Arm. Nichts, was nach einem Plakatentwurf aussah, aber eine prall gefüllte Aktentasche. ‚Wo sind denn nun die Sachverständigen?‘ – Dann standen wir alle miteinander um einen Tisch herum, Hermann Duncker, Ernst Schneller, Hugo Eberlein, Lenz, die Genossinnen Frida Rubiner und Lene Radó. Heartfield schüttelte den Inhalt seiner Aktentasche auf den Tisch und forderte: ‚Sucht euch die beste aus!‘ – Vor uns lagen in mehreren Schichten die Fotografien von Händen! [...] Arbeiterhände. [...] Wir suchten, sortierten, wählten, schieden aus. [...] Die Hand. Es war selten, daß wir uns ohne große Diskussion über ein Motiv einigten; aber in diesem Falle billigte der Künstler [...] ohne Widerrede unsere Wahl. ‚Übermorgen habt ihr das Plakat.‘ – Als der Wahlkampf seinen Höhepunkt erreicht hatte, waren eines Morgens die Litfaßsäulen mit riesengroßen gespreizten Händen beklebt, und bald gab es keinen freien Platz, den die Genossen nicht zu nutzen verstanden, um neben anderen Plakaten diese einprägsame Aufforderung zur Wahl der Liste 5 anzubringen. Wir interessierten uns selbstverständlich für die Frage, woher die Unmenge von Hände-Fotografien stammte. John gab Lene Radó sein Geheimnis preis: er hatte sich mehrere Tage vor die Ausgänge großer Betriebe gestellt und bei Schichtwechsel die nach Hause gehenden Kumpel gebeten, ihre Hände fotografieren zu dürfen.“¹⁶

Nachdem Lene auf polizeiliche Anordnung nicht mehr in der Parteizentrale tätig sein konnte, wurde sie Mitarbeiterin ihres Mannes, verlor aber nicht die Bindung zu den Genossen: ‚Ihre kluge, anschauliche Sprechweise und treffenden literarischen Urteile zogen die Menschen an. In Berlin und später auch in Paris war unser Haus eine Art literarischer Salon kommunistischer Künstler. Häufige Gäste waren der Komponist Hanns Eisler, der Grafiker John Heartfield und die Schriftsteller Rudolf Leonhard, Egon Erwin Kisch, Anna Seghers und Johannes R. Becher, denen wir unser Leben lang in enger Freundschaft verbunden waren‘,¹⁷ konstatierte Sándor Radó später.

Die Verlegung des Familienwohnsitzes Anfang 1933 geschah jedoch nicht wie in den vorangegangenen Jahren aus beruflichen Gründen oder im Parteauftrag, sondern war lebensnotwendig angesichts des Terrors nach dem 30. Januar, als Hitler zum Kanzler ernannt wurde. Einen Vorgeschmack davon erhielten Lene und Sándor noch am Abend dieses Tages: Als sie mit Hugo Eberlein und einigen Freunden in der Bierstube des „Europa-

16 Walter Schulz: Aus einem Bericht vom Juni 1961, in: Wieland Herzfelde: John Heartfield – Leben und Werk, Dresden 1971, S.352f.

17 Sándor Radó, Dora meldet, S.154.

Hauses“ die politischen Ereignisse besprachen, stürmten angetrunkene SA-Leute – darunter der neuernannte Innenminister Frick – herein, grölten und randalierten. Das von dieser SA-Horde veranstaltete Chaos ließ die anderen Gäste im Restaurant das Ausmaß des beginnenden Unheils ahnen. Bald darauf erhielten die Radós aus dem Polizeipräsidium eine anonyme Warnung – vermutlich von einem sozialdemokratischen Beamten aus dem dort noch einige Zeit arbeitenden alten Apparat.¹⁸ Inzwischen hatte die Verhaftungswelle begonnen, Morde an Andersdenkenden gehörten zur Tagesordnung. Die geringe Hoffnung zerbrach, durch ein Zusammengehen von Sozialdemokraten und Kommunisten den Vormarsch der Faschisten bis zum ausgeschriebenen Wahltag am 5. März noch stoppen zu können.

Die Radós beschlossen, zunächst einmal die Kinder mit der deutschen Großmutter für mehrere Wochen zu Sándors Eltern nach Ungarn zu schicken. Lene, die gerade etwas kränkelte, fuhr sicherheitshalber nach Österreich. Sándor aber begann unverzüglich, die Auflösung seines Büros und des Haushaltes vorzubereiten.

Der Zufall wollte es, dass Lene am Abend des 27. Februar aus Österreich zurückkehrte; ihr Mann erwartete sie am Anhalter Bahnhof mit einer bestürzenden Nachricht: Der Reichstag brannte! Auf der zum Bahnhof führenden Budapester Straße sammelten sich die Nazis, beschimpften Verdächtige, brüllten und kommandierten; SA-Trupps riegelten die Straße in Richtung Reichstag ab. Noch auf dem Bahnhof beschlossen die Radós, nicht in ihre Wohnung zurückzukehren. „Wir zogen zu Lenes Schwester Gustel, deren Mann, der Generalmusikdirektor Hermann Scherchen, sich gerade auf einer Tournee befand.“¹⁹ Doch wenige Tage später wurde ihnen dieses Quartier zu unsicher; sie fuhren nach Leipzig, wo die Frühjahrsmesse den neuen Machthabern etwas Mäßigung aufzwang. Im überfüllten Wartesaal des Leipziger Hauptbahnhofs hörten sie am späten Abend des 5. März 1933 vom Wahlsieg der Nazis. „Pflichtgefühl und Gewissen befahlen mir und meiner Frau, uns erneut in die vorderste Linie einzuordnen. Für uns gab es nur eine Möglichkeit, offen gegen den Faschismus anzukämpfen: Wir mußten aus Deutschland emigrieren und irgendwo dort, wo es noch möglich war, eine kämpferische politische Zeitung oder Presseagentur gründen. [...] So begann eine neue Emigration, diesmal auch für Lene“, resümiert Radó in seiner Autobiografie.²⁰

18 Siehe ebenda, S.189.

19 Hermann Scherchen (1891-1966), in: Sándor Radó, Dora meldet, S.111.

20 Sándor Radó, Dora meldet, S.112.

Erst dreiundzwanzig Jahre später ging für Lene diese Odyssee in Budapest zu Ende. Sie vermerkte über die erste Etappe in ihrem „Lebensbericht“: „Nach der Machtergreifung Hitlers im Jahre 1933 waren wir gezwungen, nach Paris zu flüchten, wo ich in dem Komitee für Dimitroff arbeitete und auch in London im Gegenprozeß tätig war, sowie später im Komitee für die Befreiung von Carlos Prestes, Art[h]ur Ewert und seiner Frau, der Genossin Sabo.“²¹

Lene und Sabo hatten sich 1923 in Leipzig näher kennengelernt. In Berlin waren sie später gemeinsam für die Agitprop-Abteilung der KPD-Zentrale tätig, trafen sich aber häufig auch privat. Sabo, die oftmals wegen der zumeist konspirativen Parteilarbeit ihres Mannes allein war, wurde von den Radós auch zu Ausflügen und Reisen mitgenommen. In dieser Freundschaft zeigte sich ein Charakterzug Lenes besonders deutlich: In guten wie in bösen Zeiten treu zu ihren Freunden und zur Sache zu halten.

In Paris hatten die Radós nur unter großen Schwierigkeiten eine Wohnung gefunden, weil viele Franzosen, seitdem sich das deutsche faschistische System etabliert hatte, offen ihre Antipathie gegen alle Deutschen bekundeten. Als es ihnen auch in Österreich nicht gelang Fuß zu fassen, entschieden sie sich vorerst doch für Frankreich als Emigrationsland und bezogen vor allem der Kinder wegen eine Wohnung in dem auf halbem Wege zwischen Paris und Versailles gelegenen Bellevue, unweit der bewaldeten Anhöhen von Meudon. Zur Nachbarin bekamen sie bald die schon damals bekannte Schriftstellerin Anna Seghers, die sie aus Berlin kannten. Auf Lenes Rat hin war diese mit ihrem Mann, dem ungarischen Wissenschaftler László Radványi – als Lehrer der MASCH vor 1933 und später als Hochschullehrer in der DDR unter dem Namen Johann Lorenz Schmidt bekannt geworden – und ihren beiden kleinen Kindern nach Bellevue-Meudon gezogen. Im nahen Versailles wohnte außerdem Egon Erwin Kisch, der gute Freund beider Familien, mit seiner Frau Gisel.

Es gelang den Radós schließlich durch die finanzielle Unterstützung von Dr. Kurt Rosenfeld, die Agentur Inpress in Paris zu gründen. Die antifaschistische Presseagentur stand unter Leitung von Sándor Radó und veröffentlichte täglich ein Bulletin in englischer, französischer und deutscher Sprache. Mitarbeiter waren die Schriftsteller Vladimir Pozner, Arthur Koestler und Maximilian Scheer. In seiner Autobiografie schätzte Sándor Radó später ein: „Es war keineswegs verwunderlich, daß sich die Faschis-

21 Helene Radó, Lebenslauf (Biografie). Siehe auch Helga W. Schwarz: Internationalistinnen, Berlin 1989, Lebensbild von Elisabeth Saborowski-Ewert, S.47-76, hier S.47. Das Lebensbild von Helene Radó-Jansen siehe S.171-198.

ten sehr für unsere Tätigkeit interessierten. Angeblich hat Hitler in einer Äußerung Inpress und ihren Leiter Radó als einen öffentlichen Feind des Dritten Reiches bezeichnet.²² Zudem hatte sich Sándor Radó während eines Aufenthaltes in Moskau 1935 bereit erklärt, die aggressiven Pläne der faschistischen Führungen in Deutschland und Italien aufdecken und durchkreuzen zu helfen. Es war selbstverständlich, dass Lene von dieser gefährvollen Kundschaftertätigkeit wusste und diese aktiv unterstützte.

Da die internationale politische Situation mit den Jahren immer bedrohlicher wurde, erschien es den Radós angebracht, eine weniger angreifbare Wirkungsmöglichkeit zu suchen. Sie entschieden sich, in der Schweiz eine wissenschaftliche Agentur zu gründen. Im Mai 1936 bekam Sándor Radó nach mancherlei Schwierigkeiten von den Behörden der Schweiz die Erlaubnis, sich vorerst für drei Jahre im Kanton Genf als selbstständiger Unternehmer zu betätigen. Bald darauf erhielten auch Lene und ihre Mutter sowie die beiden Söhne das Einreisevisum.

Etwa zu dieser Zeit traf Lene noch in Paris zufällig Alexander Abusch, der ihr „seit der Zeit, da sie als Jugendgenossin Lene Jansen Kurier der Partei zu Lenin gewesen, freundschaftlich zugetan war“, wie er in seinem Buch „Der Deckname“ erzählt und von einem Gespräch mit ihr in einem Café auf dem Boulevard Saint-Germain berichtet. Beiläufig habe sie gesagt: „Nun werde ich euch alle lange nicht mehr sehen. Wir ziehen um, in die Schweiz, wo Alex²³ eine bessere wissenschaftliche Arbeitsmöglichkeit als Geograph erhalten wird.“ Da Alexander Abusch wusste, dass Sándor Radó „schon in Deutschland ein Geograph von hohen Graden gewesen war“, wunderte er sich nicht über Lenes Mitteilung, obwohl er das „Entschwinden so alter Freundschaften bedauerte“. Beispielsweise 1933 in London während des „Gegenprozesses“ zur Aufklärung des Reichstagsbrandes hatte er seine Artikel für die „Rundschau“ und den „Gegen-Angriff“ Lene Radó diktieren, einer „der zuverlässigen Stenosekretärinnen im Antifaschistischen Archiv“. Erst viele Jahre später erfuhr Alexander Abusch, dass der Umzug der Radós in die Schweiz „eine Vorbereitung auf die Arbeit für den Fall des Krieges bedeutete, die Radó in seinem Buch ‚Dora meldet‘ schildert“²⁴.

Im heißen Sommer des Jahres 1936 zog also die Familie Radó nach Genf, um dort die Presseagentur Geopress zu etablieren. Sie entschied sich für

22 Sándor Radó, *Dora meldet*, S.10f.

23 Alex/Alexander ist der deutsche Name von Sándor, und alle deutschen Freunde und Genossen, z. B. auch Anna Seghers, nannten ihn so.

24 Alexander Abusch: *Der Deckname*, Berlin 1981, S.189, 431, 399.

eine Wohnung im 5. Stock des in Parknähe gelegenen Hauses Rue de Lau-sanne 113, unweit vom Sitz des Völkerbundes. Dort entwarf Sándor Radó Karten, die gleich danach gezeichnet wurden und unverzüglich zur Druckerei gelangten. Ein Kartenzeichner und Lene, die Maschine schrieb und finanzielle Dinge erledigte, waren die einzigen Mitarbeiter. Im August hatte Geopress die Tätigkeit aufgenommen und bald gehörten zu den ständigen Abonnenten Presseorgane und Bibliotheken in allen Erdteilen, von Universitäten, geografischen Instituten, Ministerien und Generalstäben.

Als die Anlaufschwierigkeiten der Agentur überwunden waren, konnte sich Lene in der folgenden relativ ruhigen Zeit intensiver publizistisch betätigen. Sándor Radó bemerkt dazu in seinen Memoiren: „Lene verbrachte viel Zeit damit, Verlage und Autoren aufzusuchen. [...] Wegen meiner Spezialaufgabe konnte ich diese Tätigkeit nicht sehr befürworten, doch sie organisierte ihr ‚zweites‘ Leben wirklich geschickt. Außerdem konnte uns ihr Ruf als von der bürgerlichen Gesellschaft anerkannte Übersetzerin im Notfall durchaus nützlich sein.“²⁵ Aber Lene übersetzte nicht nur relativ unverfängliche Literatur, sondern sie schrieb unter ihrem Pseudonym Maria Arnold auch politisch recht eindeutige Beiträge für die Zeitung „Vorwärts“ in Zürich und für in Prag, Paris und Moskau erscheinende deutschsprachige Emigrantenzeitungen und -zeitschriften.

Während des Spanienkrieges veröffentlichte sie beispielsweise in der „Pariser Tageszeitung“ kleine literarische Beiträge, die das Schicksal der revolutionären spanischen Kämpfer, der Interbrigadisten und das einfacher spanischer Menschen schilderten. In dieser Zeit galt ihre ganze Sympathie unübersehbar der legendären Dolores Ibárruri, der sie ihren unter dem Titel „La Passionaria“ im Märzheft 1937 der Literaturzeitschrift „Das Wort“ (Moskau) erschienenen Artikel widmete, und diesen begeistert schloss: „[...] ein Volk ist aufgestanden, um mit Leib und Leben sich seiner Peiniger zu entledigen. [...] Aus dem Heer der Väter und Söhne, Mütter und Töchter ragt Dolores Ibárruri, die Flamme der Revolution, die Passionaria des Kampfes hervor. [...] Ihr Ruf: ‚Besser aufrecht sterben, als gebeugt leben‘, entflammt zum unbezwingbaren Kampf.“²⁶ Das war auch Lenes Lebensmotto, dem sie immer zu entsprechen versuchte.

Die Niederwerfung der Volksfrontregierung ermöglichte aber nicht nur die Diktatur von General Franco, sondern ermutigte die faschistische Führung in Deutschland zum Beginn des bereits lange vorbereiteten Er-

25 Sándor Radó, Dora meldet, S.155.

26 Das Wort, März 1937, S.73-76.

oberungskrieges. Als am 1. September 1939 die deutsche Wehrmacht mit dem Überfall auf Polen den Zweiten Weltkrieg entfachte, war den antifaschistischen Kräften die eigentliche Stoßrichtung klar. Beizutragen zur Zerschlagung der menschenverachtenden faschistischen Diktatur, empfanden Lene und Sándor Radó nun als ihre selbstverständliche Pflicht, besonders nach dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941.

Dabei lebten Lene und Sándor Radó durchaus nicht ständig in einer Ausnahmesituation, sondern die Normalität des Alltags behauptete ihren Platz. Beispielsweise wurde die spätere Schriftstellerin Ruth Werner – in dieser Zeit ebenfalls als Kundschafterin für die Sowjetunion tätig – in Genf mit den Radós bekannt. In „Sonjas Rapport“ schrieb sie darüber, wie wertvoll es in jenen Jahren für sie war, „einer Genossin wie Lene zu begegnen, gelegentlich in ihrer Wohnung sein zu dürfen, sich wohl zu fühlen angesichts der harmonischen Ehe des Wissenschaftlers mit seiner lebenssprühenden Frau. Denke ich an Lene, sehe ich uns vor mir, wie wir uns an die frühere Jugendzeit als Kommunisten erinnern, wie wir über Bücher sprechen, aber am häufigsten sehe ich uns lachen.“²⁷

Auch Wieland Herzfelde, engagierter Gründer und Leiter des berühmten Malik-Verlages, erinnerte sich in einem Brief voller Sympathie an Lene: „Besonders im Gedächtnis geblieben ist mir die außerordentliche Mütterlichkeit und gleichzeitig tapfere Sorge um uns, aber auch ihre beeindruckende Leistung als Journalistin.“²⁸ Lene hatte sich übrigens 1937 um ein Asyl in der Schweiz für den damals zwölfjährigen Sohn der Herzfeldes bemüht und erreicht, dass er als Freischüler aufgenommen wurde.

1943 wurde die Kundschaftergruppe enttarnt. Verfolgungen vonseiten der Schweizer Polizei zwangen Sándor und Lene zur Illegalität. Bis September 1944 lebten sie versteckt in einer kleinen Kammer. Als ihnen mithilfe französischer Partisanen sowie eines Schweizer Arztes die Flucht nach Frankreich gelungen war, mussten sie in Annecy, einer von den Partisanen der Haute-Savoie besetzten Stadt, erst wieder das Gehen üben. Die für eine Fahrt nach Paris benötigten Papiere erhielten sie durch die Hilfe von Freunden der Résistance; den französischen Reisepass, der sie als Einwohner Lothringens auswies, stellte Yves Farge als Verwaltungskommissar in Lyon aus (später war er Generalsekretär des Weltfriedensrates). Die Radós schlossen sich einer Gruppe nach Paris zurückkehrender leitender Funktionäre der Französischen KP an. Unter deren bewaffnetem Geleitschutz

27 Ruth Werner: *Sonjas Rapport*, Berlin 1978, S.256 (Ausgabe 2006, S.247).

28 Wieland Herzfelde, Brief vom 2. November 1978 an die Autorin.

kamen sie am 24. September 1944 in das von Faschisten gesäuberte Paris. Lene und Sándor waren gerettet, aber die Sorgen um die Kinder, Lenes Mutter und die ehemaligen Mitarbeiter der Gruppe verfolgte und quälte sie ständig. In den Monaten ihrer Illegalität hatten sie erfahren, wie man die Großmutter und die beiden halberwachsenen Söhne für Aussagen zu erpressen versuchte. Lene kämpfte bei den Schweizer Behörden beharrlich um die Ausreisegenehmigung für die Kinder und deren Großmutter. Es gelang ihr schließlich, nicht zuletzt dank der Hilfsbereitschaft von Freunden in der Schweiz und in Frankreich, die ganze Familie zum Jahreswechsel 1944/45 in Paris wieder zu vereinen.

Die Freude aller über die glückliche Rettung und das Wiedersehen währte aber nur wenige Tage, denn Sándor Radó musste Frankreich wegen einer Anforderung aus Moskau bald darauf wieder verlassen. Jahrelang blieb er für Lene, seine Freunde und Genossen weitgehend verschollen, da er bekanntlich infolge falscher Anschuldigungen ein Opfer der damaligen Stalinschen Innenpolitik wurde.

Trotz der Abwesenheit der Radós führten die Schweizer Behörden 1945 und 1947 Prozesse gegen sie und Mitglieder ihrer Kundschaftergruppe, von Sándor Radó später als „eine Opfergabe auf dem Altar des soeben begonnenen kalten Krieges“²⁹ charakterisiert. Die bürgerliche Presse entfachte eine wütende antisowjetische Propaganda, und Lene erhielt von den französischen Behörden nur noch eine befristete Aufenthaltserlaubnis. Es folgten Monate der Überwachung als „verdächtiges Element“ durch die Polizei und außerdem der Isolation von den Genossen, denen sie die wahren Zusammenhänge noch nicht offenbaren konnte. Aber Lene blieb ihrer politischen Überzeugung treu und versuchte, ihren Söhnen und der betagten Mutter den Lebensunterhalt zu sichern. In dieser Zeit arbeitete sie auch für die amerikanische Hilfsorganisation Unitarian Service Committee³⁰, wobei sie Noel Field kennen lernte, der bekanntlich ab 1950 als angeblicher Spion mit seiner Frau ohne Gerichtsbeschluss fünf Jahre in ungarischen Gefängnissen verbringen musste.³¹

1947 gründete Lene mit mehreren Kollegen die erste französische Gewerkschaft der Übersetzer, die Société des Traducteurs, welche sich dem

29 Sándor Radó, Dora meldet, S.507.

30 Das Unitarian Service Committee (USC) war eine US-amerikanische Hilfsorganisation für Flüchtlinge (Unitarier und Juden) aus Osteuropa im Zweiten Weltkrieg. Von 1941 bis 1942 war das Büro in Lissabon, danach in Genf, geleitet von Noel Haviland Field.

31 Siehe Bernd-Rainer Barth/Werner Schweizer: Der Fall Noel Field, 2 Bde., Berlin 2005 und 2007.

PEN-Club und der UNESCO anschloss. Mithilfe des deutschen Genossen Wilk fand sie 1948 unter ihrem Pseudonym Maria Arnold kurzzeitig eine Anstellung als Übersetzerin beim Weltgewerkschaftsbund. Gleichzeitig bemühte sie sich um Kontakte zum neuen Dietz Verlag in Berlin und zum Liszt Verlag in Leipzig. Über die politische Entwicklung im zunächst von der sowjetischen Besatzungsmacht kontrollierten Teil Deutschlands und in der späteren DDR informierten Lene so alte und treue Freunde wie Hans Holm³² und Anna Seghers. Aber sie konnte selbst nicht zurück nach Berlin, bevor nicht der Verbleib und das Schicksal ihres Mannes geklärt waren. So übersetzte sie inzwischen u. a. Bücher von Vladimir Pozner, den sie ja schon in der ersten Phase der Emigration in Paris kennen gelernt hatte.³³ Die beiden verband lange Zeit ein reger Gedankenaustausch. Doch dann zwang eine Krebserkrankung Lene ab Februar 1950 aufs Krankenbett. Bis Ende 1951 war ihr jede Arbeit verboten. Dessen ungeachtet schrieb sie am 11. September 1950 an Vladimir Pozner: „[...] solange noch ein Funken Bewußtsein in mir steckt, gebe ich die Schlacht nicht auf. Das ist kein besonderer Mut, sondern kommt instinktiv aus der Muttermilch, in der schon ein gutes Körnchen Kummersalz enthalten war. – Ich möchte schon gern der Sonne entgegenfahren, um die Krankheitspsychose abzustreifen.“³⁴ Lene rang um ihr Leben, da sie das Leben so sehr liebte – und unerschütterlich auf ein Wiedersehen mit ihrem Mann hoffte. Es gelang ihr mit Anstrengung, unter dem Namen Maria Arnold ab 1952 für den fortschrittlichen Verlag Steinberg in Zürich als Lektorin und Übersetzerin zu arbeiten.

Endlich erhielt Lene im Sommer 1955 die glückliche Nachricht, dass Sándor sie in Budapest erwarte. Als sie endlich im Dezember ihren Mann auf dem Flugplatz der ungarischen Hauptstadt nach den überaus schweren Jahren der Trennung wiedersah, verlor sie infolge psychischer und physischer Überanstrengung das Bewusstsein.

Mit dem ihr eigenen Optimismus entwickelte sie jedoch bald Pläne für die Mitarbeit an Zeitungen und die Verbreitung von deutschsprachiger Literatur in Ungarn. Aber die heimtückische Krebserkrankung brach trotz bestmöglicher medizinischer Betreuung erneut auf. Im Mai 1957 schrieb sie an Hans Holm nach Berlin: „Seit dem 1. Mai gehöre ich zum ‚Klub der alten Galoschen‘, das heißt, die Partei hat mir eine Pension zugesprochen.

32 Hans Holm (1895-1981), Leiter im Neuen Deutschen Verlag, und seine Frau waren gute Freunde der Radós.

33 Vladimir Pozner, Brief vom 8. Januar 1978 an die Autorin.

34 Briefkopien im Besitz der Autorin

Ich gebe meine Arbeit im Verlag auf und kann mich nun endlich nur der schriftstellerischen Betätigung widmen. Hoffen wir, dass etwas Nützliches und Gutes dabei herauskommt.“³⁵

Doch als sie im Sommer 1957 zur Eröffnung einer John Heartfield-Ausstellung nach Berlin kam, war sie bereits todkrank; auch eine erneute Operation Anfang 1958 brachte nicht die erhoffte Rettung. Am 1. September 1958 verstarb Lene Radó, geborene Jansen, in Budapest.

Das Andenken an sie verblasste allmählich wie die Inschrift auf ihrem Grabstein in den Stürmen der Zeit.

Doch vergessen ist sie nicht. Viele der „weißen“ Stellen“ in ihrer Biografie – besonders der Jahre nach 1936 in Genf und dann ab 1945 in Paris – können dank nunmehr zugänglicher privater und amtlicher Dokumente getilgt werden.

Ein neues ergänztes Lebensbild ist in Vorbereitung.

Verwiesen sei noch auf die 2006 in Budapest neu erschienene, ungekürzte ungarische Ausgabe der Memoiren von Sándor Radó (1899-1981) unter dem Titel „Dora Jelenti“. Die angekündigte deutsche Fassung lässt leider noch auf sich warten.

35 Brief von Lene Radó an Hans Holm vom 27. Mai 1957, im Besitz der Autorin.

Erich Schmalfuß (1905-1992). Ein Arbeiterzeuge im Reichstagsbrandprozess 1933¹

Peter Giersich/Heinz Kraus (†)

Erich Schmalfuß wurde am 5. Januar 1905 in Falkenstein geboren. Sein Vater Ernst war Mitglied der SPD, 1920 trat er zur KPD über. Während der Novemberrevolution 1918 war Ernst Schmalfuß Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates und wirkte 1919 in dem von Max Hoelz geführten Falkensteiner Erwerbslosenrat mit. Die Mutter Paula Schmalfuß war Mitglied der Freien Sozialistischen Jugend. Sie verstarb, als Erich noch keine sieben Jahre alt war. Sein Großvater war fast blind, und Erich musste ihm stets aus der „Zwickauer Volkszeitung“ vorlesen. So wurde er frühzeitig mit politischen Inhalten bekannt. Von 1911 bis 1919 besuchte Erich die Volksschule, viele Jahre war er Klassenbesten. Ab 1919 erlernte er das Schuhmacherhandwerk, musste aber aus gesundheitlichen Gründen die Lehre aufgeben und wurde Weber.

1922 trat Erich in den Kommunistischen Jugendverband (KJVD) ein. 1925 gehörte er auf dem 9. Reichskongress des KJVD in Halle zur Delegation des Bezirks Erzgebirge-Vogtland.

Am 1. Januar 1925 trat Erich Schmalfuß in die KPD ein. Ab 1926 vertrat er als jüngster Stadtverordneter der KPD die Interessen der Falkensteiner im Stadtrat. Im gleichen Jahr besuchte er einen Lehrgang der Landespartei-schule der KPD. Danach wurde Schmalfuß stellvertretender Vorsitzender, später Vorsitzender des Unterbezirkes „Oberes Vogtland“ der KPD. Er war außerdem Mitglied des Roten Frontkämpferbundes (RFB), dessen Arbeit er auch nach dem Verbot 1929 illegal fortsetzte.

1927 hatte Erich Martha Schädlich geheiratet. Sie hatten zwei Töchter: Anneliese (geb. 1928) und Ruth (geb. 1933).

Anfang der 30er-Jahre beteiligte sich Schmalfuß aktiv an der Organisation von Kundgebungen gegen die Kriegsgefahr. Einen Tag nach dem Machtantritt Hitlers führte er am 31. Januar 1933 eine breitgestreute Flugblattaktion in Falkenstein durch. Er wurde daraufhin am 4. März 1933 verhaftet und

¹ Ausführlicher siehe: Peter Giersich/Siegfried Henze/Heinz Kraus: Ehrenbürger der Stadt Falkenstein: Erich Schmalfuß. Arbeiterzeuge im Reichstagsbrand-Prozess. Biografischer Abriss über einen Vogtländer, der im 20. Jahrhundert lebte und seine menschliche Verantwortung für Seinesgleichen und sein Volk wahrnahm, hrsg. vom Geschichtsverein „Freundeskreis Max Hoelz e. V.“, Falkenstein 2012 (mit vielen Fotos und Faksimiles).

am 24. Mai 1933 zu sechs Wochen Gefängnis und 25 Reichsmark Geldstrafe verurteilt. Erich Schmalfuß wurde zunächst in das Schutzhaftlager „Goldener Anker“ – ein von den Nazis requiriertes Gewerkschaftshaus – in Reichenbach eingeliefert, kam dann in das Zuchthaus Osterstein in Zwickau und am 7. Dezember 1933 in das KZ Sachsenburg bei Frankenberg.

In Osterstein erreichte ihn die „Einladung“ zum Reichstagsbrand-Prozess. Mit weiteren 59 Genossen wurde er vom Reichsgericht in Leipzig als Zeuge vorgeladen. Am 30. November wurde Schmalfuß vom Senatspräsidenten des 4. Strafsenats des Reichsgerichts Wilhelm Bünger als Zeuge vernommen,² und am 2. Dezember 1933 von Dimitroff befragt.³ Die Zeugenvernehmung sollte den Hauptangeklagten Georgi Dimitroff belasten und die Behauptung der Nazis stützen, der Reichstagsbrand sei ein Signal zum bewaffneten kommunistischen Aufstand gewesen.

Aus dem Gedächtnisprotokoll von Erich Schmalfuß:

„Gerichtspräsident Bünger: Worin bestanden die Ziele der KPD? Wie stehen Sie zum Generalstreik?“

Schmalfuß: Die KPD sieht ihre Hauptaufgabe in der Schaffung einer neuen Gesellschaftsordnung. Dabei muss es unweigerlich zu einer Auseinandersetzung mit dem kapitalistischen Staat kommen. Lenin lehrte uns, dass der Generalstreik dabei eine wichtige Waffe des Proletariats im Kampf um seine Befreiung ist. Lenin sagte aber auch, dass eine Revolution erst dann möglich ist, wenn die Arbeiterklasse geeint auftritt, wenn sie gemeinsame klare Ziele hat. Das traf zu dieser Zeit nicht zu.

Bünger: Weshalb waren Sie in Besitz einer Waffe?

Schmalfuß: Die Pistole war kein Kampfmittel, um einen Bürgerkrieg gegen die Polizei und Reichswehr führen zu können. Sie diente mir lediglich als Schutz gegen die Überfälle der SA und SS. Diese Gefahr kann ich nachweisen.

Bünger: Hätten Sie auch von dieser Waffe Gebrauch gemacht, wenn Sie sich bedroht gefühlt hätten?

Schmalfuß: Jawohl!

Bünger: Lenin schreibt doch, dass das Proletariat bewaffnet sein muss, um den Aufstand siegreich führen zu können. (Diese Frage zeigte mir, dass Bünger Lenin gelesen hatte – wenn auch in seinem Sinne.)

Schmalfuß: Ich gab zur Antwort, dass die Arbeiterklasse während des Aufstands durch Blitzaktionen sich bewaffnen müsse. Vorher hätte sie doch gar keine Gelegenheit dazu.

2 Siehe Der Reichstagsbrandprozess und Georgi Dimitroff, Berlin 1989, Bd. 2, S.101-114.

3 Siehe ebenda, S.656f.

Bünger: *Warum trugen Sie ausgerechnet eine Armeepistole?*

Schmalfuß: *Weil die zuverlässig ist.*

Bünger: *Weshalb hatten Sie so viel Munition dazu?*

Schmalfuß: *Herr Richter, mit „klaan Erdepfeln“ [kleine Kartoffeln] kann man ja aus einer Pistole nicht schießen.*

Georgi Dimitroff war aufmerksam meiner Vernehmung gefolgt und wollte sich mehrmals mit Fragen an mich wenden, wurde aber vom Gericht abgewiesen. Nunmehr erhielt er als sein eigener Verteidiger das Wort. Seine Ausführungen kann ich zum Teil noch wortwörtlich wiedergeben.

Dimitroff: Ich frage den Zeugen Erich Schmalfuß: Was war die Hauptaufgabe der KPD in dieser Zeit – war es der Kampf um die Gewinnung der Massen oder war es bewaffneter Aufstand und Bürgerkrieg? (Diese Fragestellung war für mich ein Hinweis auf die Generallinie meiner Antworten auf seine Fragen.)

Schmalfuß: Der Angeklagte Dimitroff muss wissen, dass in der damaligen Zeit der Kampf um die Gewinnung der Mehrheit der Arbeiterklasse geführt werden musste. Eine revolutionäre Situation gab es nicht.

Dimitroff: Bitte, Herr Vorsitzender! Haben Sie gehört? Kampf um die Gewinnung der Mehrheit der Arbeiterklasse, nicht Aufstand und Bürgerkrieg. Das war Frage eins. Eine andere Frage: Habt Ihr in Falkenstein (die) Gasanstalt in die Luft gesprengt? Habt Ihr (die) Polizeiwache gestürmt? Wieviel Polizisten sind ums Leben gekommen?

Schmalfuß: Diese Frage verstehe ich nicht. Ich habe doch schon gesagt, dass der bewaffnete Kampf gar nicht auf der Tagesordnung stand.

Dimitroff: Bitte schön, Herr Vorsitzender! Sie sprechen von Aufstand und Bürgerkrieg – dabei hat noch nicht einmal ein Schutzmann eine Ohrfeige erhalten.“⁴

Gerichtspräsident Bünger entzog daraufhin Dimitroff das Wort mit der Begründung, dass er dem Zeugen Suggestivfragen stelle. Damit war die Zeugenvernehmung für Erich Schmalfuß beendet.

Im Dezember 1933 kommentierte Radio Moskau: „Die neun Arbeiter aus dem Erzgebirge/Vogtland haben sich im Prozess gegen Dimitroff als standhafte Revolutionäre verhalten und dem faschistischen Gericht eine Abfuhr erteilt.“⁵

Im Dezember 1934 fand dann in Dresden der Prozess gegen Erich Schmalfuß und Genossen wegen versuchten Hochverrats, Führerschaft

4 Gedächtnisprotokoll Erich Schmalfuß, in: Nachlass Erich Schmalfuß (im Besitz der Tochter Ruth Schettler).

5 Notiz, Nachlass Erich Schmalfuß.

im verbotenen RFB und Besitz von Waffen und Sprengstoff statt. Der Staatsanwalt beantragte eine Strafe von vier Jahren Gefängnis, das Gericht erkannte auf 18 Monate. Der vorsitzende Richter würdigte die Haltung Erichs vor dem Gericht als „die eines roten Offiziers“.⁶

Nach der Verbüßung der 18 Monate Haft wurde Erich Schmalfuß anschließend zur „Umerziehung“ in das KZ Sachsenburg eingeliefert. So war er von 1933 bis 1938 mit kurzen Unterbrechungen dauernd in Haft. Nach dem Anschlag auf Hitler im Münchner Hofbräuhaus am 8. November 1939 wurde Erich erneut verhaftet, jedoch nach kurzer Zeit wieder entlassen.

Nach Aufhebung seiner „Wehrunwürdigkeit“ wurde Erich Schmalfuß 1943 zur Wehrmacht einberufen. Er kam in die Strafddivision 999 auf den berüchtigten „Heuberg“ und wurde dann nach Rhodos versetzt. 1944 geriet er in britische Kriegsgefangenschaft und wurde ins Lager 306/307 nach Alexandria in Ägypten verlegt. Erich beteiligte sich an der antifaschistischen Arbeit, was gefährlich war, da im Lager immer noch SS-Leute und faschistische Offiziere bestimmenden Einfluss besaßen. Schmalfuß arbeitete an der antifaschistischen Zeitung „Zukunft. Deutsche Zeitung in Ägypten“ mit.

Am 20. Dezember 1946 wandten sich die Antifaschisten unter den Gefangenen des Middle East PW Camp 380 an die Abgeordneten des britischen Unterhauses mit einer Erklärung:

„An die Abgeordneten der Labour Party, Unterhaus, London

Die deutschen Antifaschisten, die sich bisher in britischer Gefangenschaft in Ägypten befanden, kehren heim. Es sind in der Hauptsache Männer, die seit Jahrzehnten gegen Reaktion, Militarismus und Faschismus kämpften. Sie sind durch die Gefängnisse, Zuchthäuser und KZ-Lager Nazi-Deutschlands gegangen und sollten außerdem als Kanonenfutter in der Division 999 für die verbrecherischen Ziele des deutschen Imperialismus geopfert werden.

Wir haben alles, Kerker und KZ-Lager, militärischen Terror und die gewiss nicht leichte Kriegsgefangenschaft in der Wüste überstanden. Wir sind bereit und entschlossen, uns sofort wieder in den Kampf gegen die Überreste des Faschismus, gegen die Reaktion in jeder Form einzureihen. Mit derselben Entschlossenheit werden wir sofort mitarbeiten am Aufbau eines antifaschistischen, demokratischen Deutschlands.

Mit wachsender Sorge haben wir schon in der Gefangenschaft festgestellt, dass die Versuche der reaktionären, faschistischen Elemente, das Unglück des deutschen

6 Ebenda.

Volkes für ihre finsternen Zwecke auszunutzen, immer aggressiver werden. Alle sich zum neuen Deutschland bekennenden Kriegsgefangenen in Middle East betrachten sich als einen wesentlichen Teil der Kräfte, die kompromisslos und gegen alle Widerstände jeden Versuch, Faschismus oder Reaktion wieder aufleben zu lassen, vereiteln werden. Wir sind entschlossen, diesen Ruf in der Heimat weiter zu vertreten. Ganz gleich, an welcher Stelle wir auch stehen werden, welcher Partei wir uns anschließen werden, wir werden in Deutschland wie in Ägypten keine andere Aufgabe kennen, als die engste Zusammenarbeit aller antifaschistischen, demokratischen Kräfte herbeizuführen. Unsere Einheit ist geschmiedet worden in den Kerkern und KZ-Lagern des Nazismus, sie hat sich bewährt und als unbesiegbare Kraft bewiesen in den 999er Bataillonen der faschistischen Armee, sie wurde weiter gefestigt durch die gemeinsame politische Umerziehungsarbeit unter den deutschen Kriegsgefangenen. Diese Einheit wollen wir auch zur Grundlage unserer Arbeit in Deutschland machen. Wir haben kein Verständnis für eine Zersplitterung oder gegenseitige Bekämpfung der aufbauwilligen Kräfte. Beim ersten Betreten deutschen Bodens nach langen opfervollen Jahren richten wir an alle Verantwortlichen des politischen Lebens Deutschlands den dringenden Appell, über alle parteilichen Differenzen hinweg die Einheit all derer zu schaffen, die entschlossen sind, ein sozialistisches Deutschland aufzubauen. Wir sind zu jeder Stunde und an jedem Ort für diese Aufgabe bereit. Wir kehren heim als Todfeinde des Faschismus – als Kämpfer für die Einheit der Werktätigen – für die Einheit Deutschlands, für ein Deutschland des Fortschritts, des Friedens und der Freiheit.

*Middle East, PW Camp 380, 20. Dezember 1946.*⁷

Es folgen die Unterschriften für die aus britischer Kriegsgefangenschaft in die vier Besatzungszonen, einschließlich Berlin, Heimkehrenden. Erich Schmalfuß unterzeichnete für die Kriegsgefangenen, deren Heimatorte in der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) lagen. Die schottische Labour-Abgeordnete Jennie Lee Bevin setzte sich im Parlament energisch für diese Kriegsgefangenen ein. Im Februar 1947 wurde Erich Schmalfuß aus der Gefangenschaft entlassen, nachdem er zuvor in das Lager Münsterland bei Hamburg verlegt worden war. Dabei wurden die in den Westzonen beheimateten Gefangenen zügig entlassen, die in der SBZ Beheimateten hatten noch einige Schwierigkeiten zu überwinden, bis sie endlich freikamen.

Erich Schmalfuß stellte sich im Vogtland sofort dem antifaschistischen Neubeginn zur Verfügung. Eigentlich wollte er Richter werden. Max Hei-

⁷ An die Abgeordneten der Labour Party. Unterhaus, 20.12.1946, in: ebenda.

ne, der Vorsitzende der SED im Kreis Auerbach, überzeugte ihn aber, dass er anderweitig mehr gebraucht werde. Und so wurde Schmalfuß im Februar 1948 zum Vorsitzenden des FDGB im Kreis Auerbach gewählt. Auf einer Kreiskonferenz des FDGB wurde er als erster Aktivist des Kreises ausgezeichnet. In den Folgejahren war er im VEB Falkensteiner Gardinenweberei (Falgard) tätig. Später arbeitete er bei der Zentralen Kommission für staatliche Kontrolle, der Vorläuferin der Arbeiter- und Bauerninspektion, und als Kulturleiter im Steinkohlenwerk „Martin Hoop“ in Zwickau.

Im Oktober 1949 wurden die von den Nazis gegen Erich Schmalfuß verhängten Urteile für nichtig erklärt:

„Gemäß Ziff. 1 des Befehls Nr. 228 der SMA vom 30.7.1946 wird
 1) *der Strafbefehl des Amtsgerichts Falkenstein vom 24.5.1933 - 1 St.B-68/33 - wegen Verteilenlassens selbstverfaßter verbotener politischer Flugblätter auf Grund von § 1, Abs. 2 der VO vom 10.11.1920,*
 2) *das Urteil des Oberlandesgerichts Dresden vom 14.12.34 - 1 OLG A 60/34 - wegen Vorbereitung zum Hochverrat in Tateinheit mit Sprengstoffges. (Verbrechen) - auf Grund von §§ 86, 81 Abs. 1 Ziff. 2 StGB, § 7 Sprengstoffges. V. 9.6. 1884*
gegen den
am 5.1.1905 in Falkenstein i.V. geborenen, daselbst wohnhaften Weber
Erich Walter Schmalfuß
für nichtig erklärt.
Plauen, den 22. Oktober 1949
Die Große Strafkammer beim Landgericht Plauen
gez. Schmidt gez. Hirsch gez. Seidel⁸

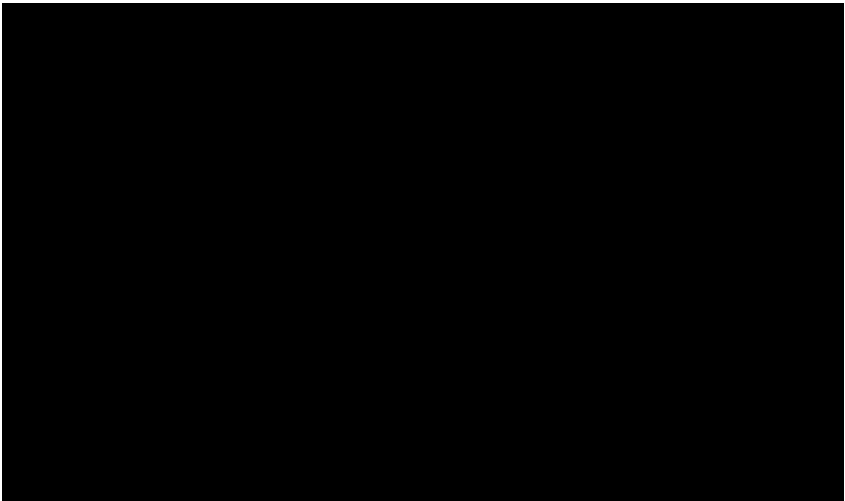
1954 nahm Erich Schmalfuß mit fast 50 Jahren an der Technischen Hochschule Dresden ein Hochschulstudium auf und erwarb am 13. Juli 1956 am dortigen Industrie-Institut das Diplom eines Industrieökonomen. Nach dem Studium übernahm Erich Schmalfuß die Funktion des Betriebsdirektors der Falgard. Am 7. Oktober 1958 erhielt er den Vaterländischen Verdienstorden in Bronze und am 14. September 1958 die Medaille „Kämpfer gegen den Faschismus“. 1958/59 wurde er in die Bezirksinspektion Halle, dann Karl-Marx-Stadt der Staatlichen Kontrollkommission berufen.

8 Beschluß, 22.10.1949, in: ebenda.

Auch nach seinem Ausscheiden aus dem Berufsleben nahm Erich Schmalfuß zahlreiche ehrenamtliche Funktionen wahr. Viele Jahre war er Abgeordneter und Ratsmitglied in der Stadt Falkenstein. Anlässlich seines 70. Geburtstages beschloss das Kollektiv der Ratsmitglieder, Erich Schmalfuß als erstem Bürger Falkensteins die Ehrenbürgerschaft zu verleihen. Bürgermeister Werner Voigt (CDU) nahm die Ehrung vor. Am 26. Februar 1975 wurde Erich Schmalfuß mit dem Vaterländischen Verdienstorden der DDR in Gold ausgezeichnet.

1971 weihte er am Karl-Liebknecht-Platz in Falkenstein einen Gedenkstein für Karl Liebknecht ein.

Am 4. Juni 1972 wurde der 1. Oberschule Falkenstein der Ehrenname „Georgi Dimitroff“ verliehen. Erich war maßgeblich an der Namensgebung beteiligt. Er war immer gern gesehener Gast bei Schülern und Pioniergruppen.



Einweihung des Karl-Liebknecht-Gedenksteines 1971

Mit Bürgermeister Werner Voigt und anderen Falkensteiner Abgeordneten beteiligte sich Erich Schmalfuß am Freundschaftsaustausch mit der französischen Stadt Harnes. Von der bulgarischen Regierung wurde er mehrfach für seinen im Reichstagsbrand-Prozess bewiesenen Mut ausgezeichnet. 1989 beteiligte er sich engagiert an den Vorbereitungen und der Durchführung des 100. Geburtstages des Falkensteiner Revolutionärs Max Hoelz.

Erich Schmalfuß verstarb am 30. September 1992 im Alter von 87 Jahren. Er wurde auf dem Falkensteiner Friedhof beigesetzt.

Begleitprogramm zur Sonderausstellung in Chemnitz
 „Durch Nacht zum Licht?“
 Geschichte der Arbeiterbewegung 1863 – 2013“

Wintersemester immer donnerstags 11.30-13.00 Uhr: Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Deutschland: von den Anfängen bis zur Weimarer Republik, Vorlesung von Prof. Dr. Rudolf Boch, TU Chemnitz, Raum 2/C104

11. Februar 2014, 19 Uhr: Chemnitz im Ersten Weltkrieg, Vortrag von Dr. Willy Buschak. In Kooperation mit dem DGB Bezirk Sachsen und dem Projekt „1914-1918 war was“ der TU Chemnitz

12. März 2014, 19 Uhr: „Schöne neue Welt“ mit dem Undercover Reporter Günther Wallraff, Lesung und anschließende Diskussion. In Kooperation mit dem DGB Bezirk Sachsen

19. März 2014, 19 Uhr: Zwangsarbeiter in Chemnitz, Vortrag von Dr. Karlheinz Schaller. In Kooperation mit der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V.

2. April 2014, 19 Uhr: Flashmob, Boykott, Streiks & Co., Neue und alte Formen des Arbeitskampfes, Moderation: Dr. Torsten Bewernitz, Technoseum Mannheim

3. April 2014: Gehört die Geschichte der DDR zur Geschichte der Arbeiterbewegung? Eine Tagung in Kooperation mit der Universität Mannheim, der TU Chemnitz und dem Technoseum Mannheim

3. April bis 1. Mai 2014: Nicht mit uns! Sächsische Gewerkschafter im Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur, Wanderausstellung des DGB
Ort jeweils: Sächsisches Industriemuseum Chemnitz, Zwickauer Str. 119, 09112 Chemnitz

Museumspädagogische Angebote und Öffentliche Führungen
 siehe www.saechsisches-industriemuseum.de

Buchbesprechungen

Marx-Engels-Jahrbuch 2011, hrsg. von der Internationalen Marx-Engels-Stiftung Amsterdam, Akademie Verlag GmbH, Berlin 2012, 263 S., ISBN 978-3-05-005642-5

Vor uns liegt nun erfreulicherweise schon der 8. Bd. der neuen Reihe dieses Jahrbuchs (zusammen mit der ab 1978 erschienenen alten Reihe sind es bereits 21 Bde.), und es ist nicht nur diese Zahl, sondern vor allem die Qualität des neuen Bd., die Freude macht. Der Themenschwerpunkt – er betrifft nicht weniger als zehn Beiträge – gilt diesmal der Geschichte Irlands, ausgehend von einer Neuzifferung von Engels' unvollendetem Buchprojekt einer „Geschichte Irlands“, aufbereitet für Bd. I/21 der MEGA. (Aber auch die Exzerpte von Marx und Engels zu Irland werden Hunderte Seiten der Bde. IV/19 und IV/21 füllen.)

Die außerordentlich vielseitigen und im Detail kenntnisreichen Beiträge dieses Schwerpunkts fußen auf einer Tagung vom August 2011, den die MEGA-Arbeitsstelle der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in Zusammenarbeit mit der University of Limerick sowie dem Botschafter Irlands veranstaltete. Es entstand so ein wahres Kompendium der Beschäftigung deutscher Autoren mit der grünen Insel, in dem natürlich Engels' „Lage der arbeitenden Klasse in England“ eine Rolle spielt, aber auch die Geschichte des Wuppertaler Familienunternehmens, in dessen Auftrag er ja nach Manchester gekommen war; es geht um Engels' Beziehungen zu den beiden Irinnen Mary und Lizzy Burns,

vor allem aber um die Problematik Irlands für die politische Ökonomie, für taktische Fragen des nationalen Befreiungskampfes, es geht um die Geschichte der I. Internationale.

In seinem einleitenden Überblick zu Marx' und Engels' Beschäftigung mit Irland meint Jürgen Herres, die beiden hätten bei diesem Thema „einen breiteren Erklärungsansatz“ verfolgt, „als dies aufgrund des von ihnen verfochtenen historischen Materialismus zunächst zu vermuten wäre“. (S.26f.) Der historische Materialismus, wie ihn Marx und Engels verstanden, ging aber niemals von irgendeiner verengten Erklärung aus; dies zu tun war später unberufenen Nachbetern vorbehalten. Es wird sich bei jeder wirklich wissenschaftlichen Befassung mit einem beliebigen Bereich des Marx/Engelschen Schaffens immer wieder herausstellen, dass der „engere Ansatz“ eine Folge von Vorurteil war, wie es allerdings von einer „marxistisch-leninistischen“ Behandlung lange gefördert wurde.

War schon der Themenschwerpunkt Irland direkt aus der MEGA-Arbeit hervorgegangen, wird diese wichtige Rubrik im vorliegenden Bd. außerdem noch mit der hoch qualifizierten Untersuchung (Claudia Reichel) eines Marxschen Leitartikels der New-York Tribune vom Oktober 1857 bedient, was für Bd. I/16 der MEGA von Bedeutung ist. Als Nachtrag zu einem Briefbd. der MEGA gibt es die Erstveröffentlichung des Briefes Wilhelm Piepers an Engels vom 20. November 1851. Leider erfährt man nur in einem Nebensatz, dass Piepers Reise von London

nach Frankfurt a. M. im Herbst 1851 im Geheimen auch den Verbindungen des Bundes der Kommunisten galt (er besuchte Bundesmitglieder in Köln, Mainz und Göttingen). Wir befinden uns hier im Vorfeld der Taktikdiskussion von 1856. Erwünscht wären auch Erläuterungen der in Piepers Brief vorkommenden Spitznamen gewesen. Sie stammen alle aus Charles Dickens' „Pickwick Papers“, die damals im Marx-Kreise Kultstatus hatten.

Recht informativ ist der Bericht über die an der Humboldt-Universität im Mai 2011 durchgeführte Konferenz „Re-Thinking Marx“ (Timm Graßmann). Sie sei „eine Wende im [...] Umgang mit Marx am Institut für Philosophie der HU in den letzten zwanzig Jahren“ gewesen, und „obwohl Redende und Themen zum Teil besser zu einer Hegel-Tagung gepasst hätten“, sei doch endlich wieder Marx zu Wort gekommen. (S.226)

Von den Rezensionen sind gleich zwei neuen Jenny-Marx-Biografien gewidmet. Die zu der sehr schönen von Ulrich Teusch (Hanno Strauß) fiel leider etwas beckmesserisch aus, während T. doch gerade herausarbeiten wollte, dass Jenny Marx' tiefes Verständnis der welthistorischen Bedeutung des wissenschaftlichen Arbeitens ihres Mannes eine Grundlage ihrer Liebe und der Aufrechterhaltung der Ehe war, ohne die Marx höchstwahrscheinlich sein Werk kaum weitergeführt hätte. Wenn man davon ausgeht, dass das Manuskript des „Kommunistischen Manifests“ in Jennys Handschrift nach London ging, dürften einige Kleinlichkeiten eines unerhört schweren Emigrantendaseins weit in den Hintergrund treten. Auch wenn man sehr viel von Biografien hält, dürfte das Genre doch

überfordert sein, wenn Beatrix Bouvier verlangt, eine Jenny-Marx-Biografie (Mary Gabriel: *Love and Capital. Karl and Jenny Marx and the Birth of a Revolution.* New York-Boston-London 2011) müsse auch „die Problematik einer Kontinuitätslinie von Marx zu Lenin“ (S.237) diskutieren und, ob Marx für die Verbrechen des 20. Jh. verantwortlich zu machen ist. Die Rezension zu einem Sammelbd. über die Junghegelianer (Christine Weckwerth) verzeichnet die Problematik in fataler Weise. Sie polemisiert gegen Ruge, der nun wirklich im Mittelpunkt jener Bewegung stand, zählt aber anstandslos neben Cieskowski, Stirner, Heß und sogar Hettner immer noch auch deren Erzfeind Bruno Bauer zu den Junghegelianern. Zu unterschreiben ist der letzte Satz dieser Rezension, dass „diese Problematik in vertiefender Weise zu klären“ sei. (S.249)

Zu überlegen wäre, ob angesichts der fast unübersehbar anschwellenden Marx-Literatur in kommenden Bden. des Jahrbuchs eine Rubrik mit kurzen Annotationen angebracht wäre, und angesichts des nicht in chronologischer Folge stattfindenden Erscheinens der MEGA (zudem in vier Abteilungen) wären Übersichten über bereits vorliegende, in Arbeit befindliche und demnächst erscheinende Bde. sicher von Nutzen.

Martin Hundt

Ingrid Bodsch (Hrsg.): Dr. Karl Marx – Vom Studium zur Promotion – Bonn, Berlin, Jena. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung des Stadtmuseums Bonn in Kooperation mit dem Archiv der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Stadtmuseum Bonn, Bonn 2012, 160 S., Abb., ISBN 978-3-931878-36-8

Vom 14. November 2012 bis zum 3. Februar 2013 fand im Ernst-Moritz-Arndt-Haus in Bonn am Rhein die Ausstellung „Dr. Karl Marx. Vom Studium zur Promotion – Bonn, Berlin, Jena“ statt. Sie wurde vom Bonner Stadtmuseum in Zusammenarbeit mit dem Archiv der Friedrich-Schiller-Universität Jena ausgerichtet. Zu dieser Ausstellung gibt es ein faktenreiches und schön illustriertes Begleitbuch. Es wurde von der Museumsleiterin Ingrid Bodsch herausgegeben. Nachgezeichnet wird in mehreren Beiträgen „nicht nur die akademische Laufbahn von Karl Marx, die in Bonn begann, [...] sondern auch die wechselvolle Geschichte der mit dem akademischen Abschluss verbundenen Dokumente“. (S.7)

Im ersten Beitrag „Karl Marx und Bonn. 1835/1836 und 1841/1842“ fasst B. aufgrund akribischer Quellenarbeit Erkenntnisse über Marx' Studienzeit in Bonn zusammen. Demnach hatte sich Marx am 17. Oktober 1835 in der 1818 eröffneten „Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität“ zu Bonn immatrikuliert. Er wohnte in der Josephstraße 764 (heute die Nachfolgebauten 29/31, danach in der Stockenstraße (heute Nr. 12). Marx besuchte im Wintersemester 1835/36 regelmäßig sechs Vorlesungen, drei bei Professoren der juristischen Fakultät: Eduard Puggé (1802-1836), Eduard Böcking (1802-1870) und Ferdinand Walter (1794-1879) und drei bei Professoren der philosophischen Fakultät: Friedrich Gottlieb Welcker (1784-1868) „Mythen der Griechen“, Eduard d'Alton (1772-1840) „Neuere Kunstgeschichte“ und August Wilhelm von Schlegel (1767-1845) über „Einige homerische Fragen“. Die Vorlesungen von Schlegel und Welcker wurden auch

von Emanuel Geibel (1815-1884) gehört; nicht nachweisbar jedoch sind engere persönliche Kontakte, z. B. in einem sogenannten, dazu noch oppositionellen „Dichterkränzchen“ zusammen mit Carl Grün (1817-1887).

Im Sommersemester 1836 besuchte Marx nur vier Vorlesungen, obwohl er zunächst mehrere belegt hatte: drei der juristischen Fakultät (wieder bei Walter und Puggé) sowie Schlegels Vorlesung „Ausgewählte Elegien des Propertius“. Außerdem schloss er sich einem literarischen Kreis und wahrscheinlich auch der studentischen „Trierer Tischgesellschaft“ an. Von letzterer gibt es ein 1836 entstandenes Semester- bzw. Kneipenbild, eine Lithografie von David Levy Elkan (1806-1865). Dort steht in der hinteren Reihe höchstwahrscheinlich Marx als achtzehnjähriger Student. Und belegt ist auch, dass Marx im Juni 1836 zu einer eintägigen Karzerstrafe „wegen Trunksucht“ und „nächtlichen Lärmens auf der Straße“ verurteilt wurde.

Im zweiten Aufsatz „Karl Marx als Student in Berlin 1836-1841“ fasst B. vorhandene Forschungsergebnisse kurz zusammen. Marx hatte sich am 22. Oktober 1836 an der 1811 gegründeten Reformuniversität, heute Humboldt-Universität, an der die „Hegelsche Schule“ dominierte, immatrikuliert, dort juristische Vorlesungen u. a. von Friedrich Karl von Savigny (1779-1861) und Eduard Gans (1798-1839) besucht und sich im Sommer und Herbst 1837 in das Spree-Fischerdorf Stralau zurückgezogen, um Hegels Werke zu studieren. Dort schloss er sich auch dem „Doktorclub“, einem Kreis von Junghegelianern um Bruno Bauer (1809-1887) und Adolf Friedrich Rutenberg (1808-1869), an: „Ein

geregelt Jura-Studium betrieb Marx spätestens seit dem Sommersemester 1838 nicht mehr.“ (S.34) Stattdessen wandte er sich fast ausschließlich der Philosophie zu, fertigte dann seine Dissertation an, die er Anfang 1841 abschloss, um sie am 6. April 1841 beim Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Jena über den Postweg einzureichen, nachdem er zuvor (offiziell am 3. Dezember 1840) sein Studium in Berlin beendet hatte. Das Abgangszeugnis ist datiert mit 23. März 1841. Im Beitrag „Dr. Karl Marx. Vom Studium zur Promotion. Bonn, Berlin, Jena“ geht Klaus Dicke, Politikwissenschaftler und Rektor der Universität Jena, kurz auf das Ausstellungsvorhaben ein und stellt die Dissertation von Marx „Differenz der demokritischen und epikureischen Naturphilosophie“ vor. Er vermutet, dass Marx die Universität Jena als Promotionsort gewählt hatte, weil im akademischen Berlin um 1840 (mit dem Tode von Eduard Gans) Hegels Philosophie zurückgedrängt wurde. Außerdem erlaubte die Jenenser Promotionsordnung eine Promotion in Abwesenheit und auch in deutscher Sprache.

Hintergründe und Folgen von Marx' Qualifizierung in Jena ergründen Joachim Bauer und Thomas Pester in ihrem Aufsatz. Zunächst stellen sie das dort um 1840 übliche Promotionsverfahren vor, dazu das in absentia-Verfahren, das zu der Zeit auch der Botaniker Martin Jakob Schleiden (1804-1881) und der Komponist Robert Schumann (1810-1856) absolvierten. Hauptsächlich aber geht es ihnen um die wissenschaftlichen und ideologischen Kontroversen zwischen Fortschritt und Reaktion in Jena. Arnold Ruge (1802-1880) hatte nämlich 1839 in den „Hallischen

Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst“ vor allem die philosophische Fakultät und deren Professoren Ernst Reinhold (1793-1855), Carl Friedrich Bachmann (1784-1855) und Jakob Friedrich Fries (1773-1843) als Philister bloßgestellt, die nicht auf der Höhe des philosophischen Denkens (gemeint des Hegelianismus) stünden. Gleichzeitig mit diesen Angriffen sollten die Positionen fortschrittlicher Professoren der Universität wie die von Oskar Ludwig Bernhard Wolff (1799-1851) oder Gustav Asverus (1798-1843) gestärkt und durch die Berufung des Literaturgeschichtlers Robert Eduard Prutz (1816-1872) ausgebaut werden. In dieser Gemengelage kann auch Marx' Promotionsverfahren gesehen werden, mit dem er sich „zweifellos an den theoretischen Auseinandersetzungen der Junghegelianer mit seiner Fachspezifik beteiligen“ (S.71) wollte. Dass dies von den Gutachtern nicht erkannt wurde, lag wahrscheinlich daran, dass sie die Arbeit nur oberflächlich gelesen hatten, wäre doch sonst die Benotung „vorzüglich würdig“ nicht erteilt worden.

Fest steht: Die Promotion von Marx führte nicht zur von Bruno Bauer protegierten Professur an der Bonner Universität. Im Oktober 1842 wurde Marx Chefredakteur der „Rheinischen Zeitung“ in Köln.

Die folgenden sechs Beiträge befassen sich mit editorischen und archivischen Fragen der Dissertation. Margit Hartleb beschreibt die Suche nach Marx' Promotionsunterlagen im Zusammenhang mit der Zweihundertjahrfeier der Russischen Akademie der Wissenschaften 1925, die Anfertigung von fotografischen Reproduktionen und deren Übergabe an das Marx-

Engels-Institut in Moskau, wo sie 1927 vom Institutsleiter David Borissowitsch Rjasanow (1870-1938) für die erste historisch-kritische Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) genutzt wurden. H. porträtiert auch den sozialistischen Naturwissenschaftler Julius Schaxel (1887-1943). Rita Seifert zeichnet die Bergung der Promotionsunterlagen nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs 1946 und die Übergabe der Originaldokumente in Form einer Schenkung an das Marx-Engels-Institut in Moskau nach. Sie geht auch auf das Ölgemälde „Der junge Marx zur Zeit der Jenaer Promotion“ (1978) des Grafikers und Kunstmalers Hans Lasko(wski) (1900-1979) ein, beschäftigt sich mit den Editionen der Promotionsunterlagen in MEGA I und MEGA II und würdigt Rjasanow sowie den Archäologen und Altphilologen Friedrich Zucker (1881-1973) und den marxistischen Wissenschaftler Pjotr Wyschinski (1903-1949). Das Bändchen ist trotz Wiederholungen informativ und lesenswert.

Wilma Ruth Albrecht

Werner Milert/Rudolf Tschirbs: Die andere Demokratie. Betriebliche Interessenvertretung in Deutschland 1848 bis 2008 (Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen, Schriftenreihe A: Darstellungen, 52), Klartext Verlag, Essen 2012, 712 S., ISBN 978-3-8375-0742-3

Der im Untertitel angegebene Zeitraum lässt den Leser stutzen. Vermutet man doch den Beginn der betrieblichen Interessenvertretung gewöhnlich 70 Jahre später, in den Anfangsjahren der Weimarer Republik. Doch Milert und Tschirbs weisen nach: Be-

reits 1848/49 gab es – von einsichtigen Unternehmern formuliert – die Forderung nach „Fabrik ausschüssen“, zusammengesetzt aus Arbeitern, Werkmeistern und dem Unternehmer. Die Revolution ging verloren. Eigentlicher Gewinner wurde die Bourgeoisie. Die Fabrikanten, nunmehr beim Profitmachen befreit von der Einmischung staatlicher Regie-Institutionen, fühlten sich ganz als „Herr im Hause“ und weigerten den Belegschaften ihrer Unternehmen jegliche Mitsprache. Nach 1871 wurde im vereinigten Deutschland für den Reichstag das allgemeine Wahlrecht eingeführt. Der Arbeiter war nunmehr gleichberechtigter Staatsbürger, „Arbeitsbürger“ aber noch lange nicht. „Die andere Demokratie“ ließ in Deutschland länger auf sich warten als in den meisten westeuropäischen Staaten. Nach der Abschaffung des Sozialistengesetzes und nach den Streiks der Ruhrbergarbeiter 1890/91 war es der Staat Wilhelms II., der per Erlass in den Betrieben erste „Arbeiterschüsse“ möglich machte – bekämpfte von den Arbeitsgebern und misstrauisch betrachtet von der Sozialdemokratie. Erst während des Weltkriegs wurden Ende 1916 unter dem Druck der Militärs mit dem „Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst“ Arbeiterschüsse für größere Unternehmen obligatorisch. Die Vertreter von Kapital und Arbeit fanden sich dann im November 1918 in einer „Zentralarbeitsgemeinschaft“ zusammen. Mit dem Stinnes/Legien-Abkommen schufen Unternehmerorganisationen und Gewerkschaften die Grundlagen für das spezifisch deutsche „duale System“, in dem die Vertreter der Betriebsbelegschaften nicht nur die Interessen der Arbeitnehmer zu vertreten hatten, son-

dern auch die des Unternehmens. KPD und USPD, die unmittelbar nach der Novemberrevolution die Herrschaftsverhältnisse in der Wirtschaft und im Betrieb umkehren wollten, hatten das Nachsehen.

Die sozialreformerische Linie der betrieblichen Interessenvertretung, 1920 im Betriebsrätegesetz festgeschrieben, fand 1933 ein Ende. Das Verbot der Gewerkschaften und die Auflösung der Betriebsräte machten erneut Schluss mit dem „Arbeitsbürger“. „Eine irgendwie geartete Kontinuität zwischen Betriebsräten und Vertrauensleuten einerseits und Gewerkschaft und DAF andererseits“ ist für die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft – diese Meinung vertreten M. und T. gegen andere Auffassungen vehement – „nicht erkennbar“. (S.647)

Nach dem Mai 1945 erfolgte in Westdeutschland „ein weitgehender Rückgriff auf die Bestimmungen des Betriebsrätegesetzes von 1920“. (S.11) Demgegenüber vollzog sich in Ostdeutschland nach Auffassung der Autoren ein Traditionsbruch. Die im Sommer 1945 wiederentstandenen Betriebsräte wurden im Herbst 1948 abgeschafft und durch Betriebsgewerkschaftsleitungen entsprechend sowjetischem Vorbild ersetzt. In der Bundesrepublik mauserten sich die Betriebsräte bei zunehmender Verrechtlichung ihres Status' zu Repräsentanten einer neuen Mitbestimmungskultur, „die nicht mehr auf Konflikt, sondern auf kontinuierlichen Interessenausgleich setzt“. (S.109) Ende 1989/Anfang 1990 entstanden auch in Ostdeutschland wieder Betriebsräte. „Ihre zaghaften Versuche, einen eigenen basisdemokratischen Weg zu gehen“, widersprachen allerdings der „Logik des Wiederver-

einigungsprozesses“. (S.649) Das westdeutsche Mitbestimmungsmodell wurde hundertprozentig auf den Osten übertragen und wirkt im vereinigten Deutschland bis zur Gegenwart fort.

M. und T. offerieren das Bild von Betriebsvertretungen der Arbeitnehmer, die sich nach schwierigerem Start immer mehr in Richtung Demokratie und Eingliederung in den Rechtsstaat entwickelt haben – von den „Ausrutschern“ NSDAP- und SED-Herrschaft einmal abgesehen. „Anfang des 21. Jahrhunderts scheint es gelungen zu sein, den gesellschaftlichen Konflikt, der sich in der ‚sozialen Frage‘ des 19. Jahrhunderts widerspiegelte, zu verringern bzw. beherrschbar zu machen und damit zugleich Gerechtigkeit sowie wirtschaftliche Produktivität zu fördern.“ (S.652) Als Erfolgszeichen werten beide die zunehmende Professionalisierung der Belegschaftsvertreter, die hohe – die Stimmabgabe bei Bundestagswahlen längst übertreffende – Beteiligung der Belegschaften an Betriebsrätewahlen und die Tatsache, dass im Durchschnitt die Verweildauer eines Betriebsrates im Amt inzwischen die der meisten Vorstandmitglieder übertrifft.

Doch ihr Loblied auf die „andere Demokratie“ im beginnenden 21. Jh. können M. und T. dann nicht aufrechterhalten, wenn sie den seitens der Bundesregierungen von Kohl bis Schröder bereits seit der Mitte der 1980er-Jahre beschrittenen Kurs zur Deregulierung des Tarif-, Arbeits- und Sozialrechts behandeln. Der habe bewirkt, dass die Stellung des Betriebsrates in Deutschland in der Gegenwart „prekär“ geworden sei. (S.652)

Der Bd., für den M. und T. die vorhandene Literatur zur Geschichte der Mitbestimmung berücksichtigt

und sorgfältig ausgewertet haben, besticht durch Detailtreue. Die von ihnen vorgenommenen Wertungen haben sie nicht dazu verführt, den Zeiten der „Abweichung“ (1933-1945; 1948-1989 in Ostdeutschland) weniger Aufmerksamkeit zu widmen als der Darstellung der Kontinuitätslinie. Den Betriebsräten der Weimarer Republik wird soviel Platz eingeräumt wie „der Betriebsverfassung im Nationalsozialismus“. Selbst die DDR-Entwicklung wird nicht – wie leider vielfach üblich – als Fußnote der deutschen Geschichte abgetan, sondern auf mehr als 100 Seiten behandelt, die „alte Bundesrepublik“ auf 170 Seiten. Im Anhang findet sich ein ausführliches Personen-, Firmen- und Verbandsregister. Es erleichtert den raschen Zugang zu den in dem dickleibigen Bd. enthaltenen Informationen, falls die Zeit für die Lektüre des gesamten Bd. nicht gleich zur Verfügung steht. Zu letzterer wird vom Rezensenten aber ausdrücklich geraten.

Jörg Roesler

Henning Grelle: Det kooperative alternativ. Arbejderkooperationen i Danmark 1852-2012, Arbejdermuseet & ABA, København 2012, 304 S., ISBN 978-87-88626-49-0

Im Allgemeinen ist die Geschichte der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung in Dänemark mit allen ihren Nebenorganisationen (für Jugend, Frauen, Sport, Freizeit usw.) gut untersucht und kritisch hinterfragt worden. Das Interesse der Bewegung an ihrer eigenen Geschichte sowie universitäre Analysen schufen eine gute Grundlage für ein besseres Verständnis. Es fehlte jedoch bisher eine Ana-

lyse der Gesamtentwicklung der Arbeitergenossenschaften. Frühere Veröffentlichungen waren vor allem Jubiläumsschriften (im vorliegenden Bd. bibliografiert). Eine umfassende Analyse wissenschaftlichen Charakters erschien erst im Dezember 2012.

G. greift weit zurück, um die Arbeitergenossenschaften in den Kontext der gesamten dänischen Genossenschaftsbewegung und der internationalen Diskussionen zur Arbeiterbewegung einzuordnen.

Im Vergleich mit anderen nordeuropäischen Ländern bekamen die Produktions- und Verbrauchergenossenschaften in der dänischen Arbeiterbewegung keine hervortretende Stellung. Bevor die Arbeiterbewegung 1871 feste Strukturen annahm, gab es unterschiedliche Ansätze zu philanthropischen Verbraucherkooperativen.

Die seit den 1880er-Jahren entstandenen erfolgreichen Genossenschaften der Bauern wie auch die philanthropischen Genossenschaften wandten sich gegen die Arbeiterbewegung. Deren führende Personen – und hier insbesondere der Generalsekretär (1882-1909) der Partei Socialdemokratisk Forbund (Sozialdemokratischer Bund) Peter Knudsen – lehnten daher diese Form der Selbsthilfe ab. Für sie bestand die Arbeiterbewegung aus der Partei und den Gewerkschaften, ähnlich ablehnend war später auch die Haltung gegenüber Organisationen der Arbeiterjugend und der Arbeiterfrauen. Trotz Knudsens unbestrittener Führung in der stark zentralisierten Gesamtbewegung entwickelten sich jedoch spontan Bestrebungen in der Mitgliedschaft der Gewerkschaften, in Zeiten harter Klassenkämpfe Produktionsgenossenschaften zu gründen.

Die ersten Versuche in den 1870er-Jahren scheiterten in der Krise am Ende des Jahrzehnts. Danach entstanden neue Genossenschaften, erfolgreich waren vor allem Bäckereien, die sich lange behaupteten. Diese Gründungen führten auf den Parteikongressen um 1900 zu Diskussionen über die Genossenschaften als „dritte Säule der Arbeiterbewegung“. Die Parteiführung zögerte lange, sich für die städtische Verbraucherkooperation einzusetzen. Die Ursache dafür ist in dem starken politischen Gewicht der Kleinhändler zu finden, die durch die Verbraucherkooperation nicht ihrer Verdienstmöglichkeiten beraubt werden durften. Diese Schicht wurde als zentraler Teil der sozialdemokratischen Wähler eingeschätzt, die zur Eroberung der politischen Macht notwendig waren.

Erst auf dem Parteikongress 1908 wurde beschlossen, die Genossenschaften als Teil der Arbeiterbewegung anzuerkennen. Damit waren jedoch die Widersprüche in der Gesamtbewegung nicht aufgehoben – den Genossenschaften wurden weiterhin widerspruchsvolle Aufgaben gestellt. Die Mehrheit der Parteimitglieder sah sie nicht als Alternative zum kapitalistischen System an, sondern eher als Beitrag zur Selbsterziehung der Arbeiter, die es ihnen ermöglichen sollte, nach der Eroberung der politischen Macht die ökonomische Gestaltung des Staates zu übernehmen. (Die Betriebe der kommunalen Selbstverwaltung scheinen dabei eine wichtigere Rolle in den Überlegungen der Parteispitze gehabt zu haben.) Die Genossenschaften hatten eine Bedeutung für gemäßregelte Arbeiter, die hier wieder Arbeit finden konnten. Im Kampf um das Recht zur gewerkschaftlichen Organisation und

weiterhin zur Durchsetzung einer besseren betrieblichen Umwelt waren die Genossenschaften in der Einschätzung der Parteispitze ein Instrument zur Eroberung der politischen Macht und kein gewinnbringendes Unternehmen. In der Zeit zwischen den Weltkriegen erreichten die Produktions- wie die Verbrauchergenossenschaften in Dänemark ihren größten Einfluss. In den kooperativen Betrieben der Presse, der Arbeiterbank, der Nahrungsmittelindustrie, der Arbeiterversicherungsgesellschaft, der Wohnbaugenossenschaften (die ihren Höhepunkt nach 1945 hatten) waren mehrere tausend Arbeiter beschäftigt. Weiterhin war die Fabrikarbeitergewerkschaft besonders aktiv auf diesem Gebiet.

Auf den skandinavischen Arbeiterkongressen vor dem Ersten Weltkrieg wurde intensiv über die Funktion der Genossenschaften verhandelt; in der Diskussion bestätigte Knudsen 1908 seine nur bedingte Unterstützung der Genossenschaften. Sein „Lehrling“, der 1909 gewählte Parteivorsitzende Thorvald Stauning, wies nach dem Krieg den sozialistischen Genossenschaften 1922 noch eine weitere Aufgabe zu, nämlich bei der Neugestaltung der internationalen Zusammenarbeit. Diese internationalistischen Vorstellungen verflüchtigten sich in den folgenden Jahrzehnten. Gewiss, es gab etwa eine sozialdemokratische Presseinternationale, deren Versuche, eine internationale sozialdemokratische Presse-Zusammenarbeit zu organisieren, spätestens 1982 aufhörten. Eine Zusammenarbeit der nationalen Arbeiterbanken wie auch der Versicherungsgesellschaften fand aber nicht statt.

Um 1960 stellten die meisten Produktionsgenossenschaften ihre Arbeit ein

oder fusionierten mit privatwirtschaftlichen Unternehmen; die bisherige Form war überholt, die Betriebsgrößen waren ineffektiv geworden. So konnte die Arbeiterbrauerei sich gegenüber den Großbrauereien nicht durchsetzen, der Betrieb wurde 1964 eingestellt. Das galt auch für viele lokale Brauereien und andere privatwirtschaftliche Kleinbetriebe. Der Unterschied war, dass die Kooperativen ihre Liquidationen schuldenfrei abschlossen. Das große Problem war hier wie auch bei der sozialdemokratischen Presse, dass die Mitglieder von Partei und Gewerkschaften zwar über ihre Beiträge die Unternehmungen trugen, aber ihr eigenes Bier und ihre Zeitungen selbst nicht kauften. Die zu schwache Politisierung der Mitgliedschaft von Partei und Gewerkschaften hatte nicht erwartete Effekte; die Klasse bestand nicht mehr in der alten Form.

In der letzten Phase gab es verschiedentlich Betrügereien und andere Skandale, die dazu führten, dass die Sozialdemokratische Partei (in einer panikartigen Reaktion) und der Gewerkschaftsbund 1995 und 1996 die Zusammenarbeit aufkündigten, die „Dreieinigkeit“ der Arbeiterbewegung bestand nicht fort. Die noch bestehenden genossenschaftlichen Unternehmungen mit ihren etwa 4.000 Mitarbeitern suchen nun neue Wege, auf denen sie alternative Vorstellungen geltend machen können.

G. zeigt in seiner umfassenden Analyse die Probleme der Arbeiterkooperation in ihren verschiedenen Phasen. Er rekonstruiert die Diskussionen in den Strukturen der Arbeiterbewegung und verschiedene Initiativen zur innerbetrieblichen Mitbestimmung. Heute scheinen viele der alten Formen über-

holt zu sein. Ob neue gefunden werden können ist fraglich, der Widerspruch zwischen privatkapitalistischer Aneignung und einer im Prinzip auf Gleichberechtigung beruhenden Produktion scheint im Kapitalismus nicht auflösbar. Eine historische Analyse, die dazu beiträgt, die Ursachen des Scheiterns der Arbeitergenossenschaften zu verstehen, ist ungeachtet dessen eine dringende Aufgabe.

G. hatte als langjähriger Mitarbeiter des Kopenhagener Archivs der Arbeiterbewegung Zugang zu reichhaltigen Quellen, vor allem Archivalien, Zeitschriften und Veröffentlichungen der Kooperationen. Er hat eine über weite Strecken lebendige Arbeit vorgelegt, die nicht zuletzt durch Illustrationen das Verständnis fördert. Die zahlreich abgebildeten Plakate, Flugblätter und vor allem Fotografien stammen überwiegend aus dem Archiv der Arbeiterbewegung. Ein kombiniertes Sach- und Personenregister erleichtert den Zugang. Die ausführliche englischsprachige Zusammenfassung (S.283-292) verdient hervorgehoben zu werden.

Gerd Callesen

Bernd Faulenbach/Andreas Helge (Hrsg.): Menschen, Ideen, Wegmarken. Aus 150 Jahren deutscher Sozialdemokratie, vorwärts buch Verlagsgesellschaft mbh, Berlin 2013, 431 S., ISBN 978-3-86602-210-2

In der Reihe beachtlicher Publikationen aus Anlass des 150. Jahrestages der Gründung des ADAV, der nun endgültig als einzig ins offiziöse Geschichtsbild passende Wiege der Sozialdemokratie geadelt ist, nimmt der hier anzusehende Sammelbd. einen beson-

deren Platz ein. Dies resultiert daher, dass von den 40 Autoren nur drei keine Fachleute sind und in der großen Gruppe der namhaften Historikerinnen und Historiker dieses Bd. die meisten der SPD sehr nahestehen, darunter 18 Mitglieder und mit Bernd Faulenbach der Vorsitzende der Historischen Kommission der Partei. Nimmt man noch die der Friedrich-Ebert-Stiftung und der Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung verbundenen Autoren hinzu, darf man wohl annehmen, dass wir es hier mit einer Publikation zu tun haben, die das offizielle, weithin akzeptierte und weitgehend verbindliche Geschichtsbild der heutigen SPD repräsentiert.

In acht Unterabschnitten werden von den Anfängen und dem Aufstieg im Kaiserreich, von der Weimarer Republik, der Nazizeit, der unmittelbaren Periode der Weichenstellung nach 1945, von den 50er- und 60er-Jahren, der zum „sozialdemokratischen Jahrzehnt“ erhobenen Regierungszeit zwischen 1969 bis 1982, den Endjahren der alten Bundesrepublik bis zur Epochenwende 1989/90 und schließlich von der Zeit der SPD-Grünen-Koalition viele (natürlich nicht alle) herausragende Ereignisse behandelt, daneben aber auch einige spezifische und Personen bezogene Beiträge geliefert, die im Unterschied zu den erstgenannten, eher generellen und vielfach schon dargestellten Ereignissen sogar teils neue Fakten und Erkenntnisse vermitteln. Je nach Thematik wird der Leser spüren, wie die Autoren bemüht waren, den Blick auf den zurückliegenden Weg der Partei mit all seinen Windungen und Wendungen, Niederlagen und Fortschritten als alles in allem erfolgreichen Weg darzustellen. Das historisch abgesicherte

Selbstverständnis soll alle Zweifel daran, dass der Wandel spätestens seit dem Epochenbruch diese Identität beschädigt habe, ausräumen und neues Selbstbewusstsein und Orientierungssicherheit schaffen.

Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, auch nur auf die wichtigsten Beiträge einzugehen. Jeder aufmerksame und kritische Leser wird merken, dass es – neben einigen stark ideologielastigen Beiträgen zu den bekannten, zwischen und unter den Linken oft seit Jahrzehnten umstrittenen Problemen – in der Mehrzahl sachliche und informative Artikel sind, die in der Summe (und relativ komprimiert) einen authentischen Überblick über die im Titel versprochenen „Menschen, Ideen und Wegmarken“ geben. Dass dieser Überblick dadurch getrübt ist oder manchmal etwas einseitig wirkt, weil – wie nun üblich – jeder Bezug auf oder auch Polemik mit anderen Sichten und Wertungen unter ehemaligen DDR-Historikern strikt gemieden wird, muss allerdings zumindest angemerkt werden.

Heinz Niemann

Karl Borromäus Murr/Stephan Resch (Hrsg.): Lassalles „Südliche Avantgarde“. Protokollbuch des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins der Gemeinde Augsburg (1864-1867) (Beiheft zum Archiv für Sozialgeschichte, 28), Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2012, 227 S., ISBN 978-3-8012-4211-4

Zur Erinnerungskultur der deutschen Arbeiterparteien gehört die Hochschätzung aller Etappen ihrer Geschichte. Dazu zählt auch der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein (ADAV), der 1863 in Leipzig unter aktiver Mitwirkung

von Ferdinand Lassalle gegründet wurde. Obwohl er nur einige Jahre existierte, war der ADAV gleichsam ein Brückenpfeiler zwischen dem seit 1847 wirkenden Bund der Kommunisten und der 1869 in Eisenach entstandenen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Friedrich Engels charakterisierte den ADAV als „Ausgangspunkt der zweiten Entwicklungsstufe des Sozialismus in Deutschland“ (Der Sozialismus in Deutschland, in: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Bd. 22, S.248).

Mit ihrer Publikation legten die Vf. ein würdiges Geschenk auf den Geburtstagstisch ihrer Partei. Im ersten Teil des Buches werden die Augsburger Verhältnisse in den 1860er-Jahren skizziert. Großbetriebe der Textil- und Metallindustrie und der Maschinenbau hatten die gewerbliche Tradition eingeschränkt, aber noch nicht völlig abgelöst. Die industrielle Revolution brauchte einen neuen Typ des Arbeiters. Noch gehörten zwar zahlreiche Handwerker zu den Einwohnern Augsburgs und auch zu den Mitgliedern der ADAV-Gemeinde. Auf verschiedenen Wegen entstand ein „intellektuelles Proletariat“ (S.131, Fußnote 375). Das liberale Bürgertum brauchte gebildete Arbeiter und hatte nichts gegen Bildungs-, Spar- oder Konsumvereine. Bei den sich wieder stärker entwickelnden Gewerkschaften sah das ganz anders aus. Zumal die 1864 gegründete Internationale Arbeiterassoziation Sektionen bildete, die das Streben der Arbeiter nach politischer und organisatorischer Selbstständigkeit förderten.

Lassalles Agitation hat zur Trennung der Arbeiterbewegung vom bürgerlichen Einfluss aber auch wesentlich beigetragen. Eduard Niedermayer, der zu den aktivsten Mitgliedern der Gemein-

de gehörte, drückte das gewachsene Selbstbewusstsein mit einem originellen Vergleich aus: „Im Vergleich zum jugendlichen Ausbruch in der Revolution von 1848/49 habe die eigene Arbeiterbewegung nun in den 1860er Jahren das reife Mannesalter erreicht.“ (S.53) Die meisten Erstmitglieder der Augsburger Gemeinde aus den Geburtsjahrgängen 1820/1830 hatten die Revolution bewusst erlebt. Führende Positionen nahmen Gemeindemitglieder ein, die sich durch geistige Reife auszeichneten. An erster Stelle soll Friedrich Dürr genannt werden. Auf der Wanderschaft hatte er Jakob Audorf kennengelernt und sich mit ihm angefreundet. Audorfs Vater gehörte dem Bund der Kommunisten an, der Sohn wirkte in seinem Sinn. Audorf hatte den ADAV mitbegründet und gehörte zu seinem Vorstand. An ihn wandte sich Dürr mit dem Vorschlag, in Augsburg eine Gemeinde zu gründen. Audorf empfahl Lassalle den guten Freund aus den Wanderjahren, und Dürr meldete im Februar 1864 den Beitritt von 16 Arbeitern zur ADAV-Gemeinde.

Der zweite Teil des Buches enthält für Historiker eine wunderbare Quelle: Wir können uns bei den fleißigen Schriftführern bedanken. Sie haben im „Protokollbuch des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins der Gemeinde Augsburg (1864-1867)“ eine wertvolle Schatzgrube für uns hinterlassen.

Auf der ersten Versammlung wurde beschlossen, sich an jedem Samstag zu treffen. Welche Konsequenzen! Die Arbeitszeit ging in den Betrieben über zwölf Stunden täglich, und auch an den Samstagen wurde gearbeitet. Die zeitaufwendige Partearbeit konnte nur in der knapp bemessenen freien Zeit erfolgen. Da nimmt es nicht

wunder, wenn oft auch nicht alle Mitglieder an Versammlungen teilnehmen konnten. Einen vorderen Platz in den inhaltlichen Vorträgen und Diskussionen nahmen Arbeiten von Lassalle ein. So wurde an mehreren Abenden aus dem Arbeiterlesebuch vorgelesen. Dem wachsenden Wunsch nach Bildung diente die Einrichtung einer Bibliothek. In der Gemeinde wirkte zur gegenseitigen Bildung und zum anregenden Meinungsstreit eine interessante Methode: Wer Fragen hatte, die er nicht öffentlich äußern mochte, sollte sie schriftlich einem Kasten anvertrauen. In geeigneter Weise wurden sie dann erörtert. Zum Programm der Gemeinde gehörten auch festliche Abende mit Musik und Tanz. Daran nahmen auch die Frauen der Mitglieder teil. Das Protokollbuch widerspiegelt eine ausgeprägte Diskussionskultur. Bei ernsthaftem Streit sollte ein Ehrengericht schlichten.

Nach dem Tod Ferdinand Lassalles wurden die nachfolgenden Auseinandersetzungen zu einer anschwelenden Belastungs- und Zerreißprobe in der Augsburger ADAV-Gemeinde. Die Nachricht über Lassalles Tod wurde zuerst ungläubig aufgenommen und löste dann Trauer aus. Noch kannte niemand die Hintergründe. Lassalle hatte mit Helene von Dönniges, der Tochter des Botschafters Bayerns in der Schweiz, ein intensives Verhältnis, das zur Hochzeit führen sollte. Als der Vater dagegen war, wollte Helene mit Lassalle die Eltern verlassen, Lassalle aber beharrte auf legale Aufnahme in die Familie. Helenes ehemaliger Verlobter, Baron von Racowic, traf Lassalle im tödlichen Duell.

Lassalle starb am 31. August 1864. Seine Nachfolger, besonders Johann Bap-

tist von Schweitzer, organisierten wahre Personenkultsfeiern zu Ehren des toten Vereinspräsidenten. Die Augsburger Gemeinde reagierte verhalten. Anlässlich der Stiftungsfeier am 21. Mai 1865 hielt Friedrich Dürr eine beachtenswerte Rede. Er fasste die Bestrebungen des ADAV in folgenden Punkten zusammen:

Für ein einiges Deutschland, einen freien Volksstaat, mächtig nach Außen und frei nach Innen.

Das Kapital soll nicht die Gesellschaft, sondern die Arbeit soll den Staat regieren. Den Mann soll die Leistung empfehlen, nicht die Geburt oder die Gunst. „Wer arbeitet, soll auch satt essen.“

Der Staat soll nicht nur die Sicherheit der Person und des Eigentums beschützen, sondern Wohlstand und Bildung seines Volkes auf eine Höhe heben, wohin der Einzelne, auf sich selbst angewiesen, nicht gelangen kann.

Aufhebung der indirekten Steuern.

Obligatorischer und unentgeltlicher Unterricht.

Die Presse soll als wahres Volksbildungsinstitut nicht um Geldes Willen streiten, sondern um Ideen.

Ganz im Sinne von Lassalle glaubte auch Dürr, die genannten Ziele durch die Agitation für das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht zu erreichen.

Dürr war ohne Zweifel eines der klügsten und talentiertesten Mitglieder des ADAV, leider trat er infolge der bald einsetzenden Krise des Vereins aus der ersten Reihe zurück. Auf der vierten Generalversammlung des ADAV am 27. Dezember 1866 in Erfurt wurde Dürr zwar noch in den Vorstand gewählt, offensichtlich trugen seine Kenntnisse über die wachsenden Auseinandersetzungen aber zu sei-

nem Entschluss bei, die politische Bühne zu verlassen. Mitunter stießen seine Erkenntnisse auch auf Widerspruch in der Gemeinde. So hatte Dürr am 16. September 1866 erklärt, „dass unsere soziale Bewegung der erste Schritt zum Communismus sey“. (S.111)

Im letzten Teil der Publikation listen die Autoren erfreulich viele „ausgewählte Biografien Augsburger ADAV-Mitglieder der ersten Generation“ auf. Dafür gebührt ihnen ein besonderes Lob. Der hier wiederholt genannte Friedrich Dürr eröffnet den Reigen. Der neuen Richtung nach Lassalles Tod konnte Dürr nicht folgen. Eindeutiges Zeugnis liefert sein Protest gegen die Forderung, Hugo Hillmann aus dem ADAV auszuschließen. Hillmann war seit 1866 in Opposition zu Schweitzer getreten, weil der den Verein in ein bloßes Werkzeug Bismarckscher Politik verwandeln wollte. Hillmann nahm enge Beziehungen zu August Bebel und Wilhelm Liebknecht auf und warnte in einem Brief an Karl Marx im April 1869 vor den Intrigen Schweitzers. Darin bekannte er sich auch zu den Zielen der Internationalen Arbeiterassoziation. Anders als Dürr verhielt sich Johann Wahl. Er erklärte sich zum erbitterten Gegner von Marx und Liebknecht. (S.158) Wahl starb bereits 1866 und erlebte daher nicht, wie einflussreiche Mitglieder der Augsburger Gemeinde 1869 zur Sozialdemokratischen Arbeiterpartei strebten.

Einige ausgewählte Biografien belegen eindeutig die eingangs aufgestellte These vom ADAV als Verbindungsglied zwischen dem Bund der Kommunisten und der SDAP. So nahmen am Eisener Parteitag 1869 Geisenheimer und Tauscher aus Augsburg teil. Von Steinbacher aus Augsburg wurde folgendes

Telegramm verlesen: „Ein Hoch dem Congreß! Pflanzt die Fahne des Rechts auf.“ (Protokoll über die Verhandlungen des Allgemeinen Deutschen Sozial-Demokratischen Arbeiterkongresses zu Eisenach am 7., 8. und 9. August 1869, Berlin 1989, S.36)

Tauscher und Jacob Endres gehörten in den 70er-Jahren zu den in Augsburg führenden Sozialdemokraten. Aus der südlichen Avantgarde Lassalles wurde ein Kernposten der bayrischen Sozialdemokratie.

Heinz Hümmler

Richard Saage: Zwischen Darwin und Marx. Zur Rezeption der Evolutionstheorie in der deutschen und der österreichischen Sozialdemokratie vor 1933/34, Böhlau Verlag, Wien-Köln-Weimar 2012, 280 S., ISBN 978-3-205-78803-4

Der Autor (Jg. 1941), Prof. em. für politische Theorie und Ideengeschichte, mit Schwerpunkt Theoriegeschichte der Sozialdemokratie in der Zwischenkriegszeit in Deutschland und Österreich, 1992-2006 Professor am Institut für Politikwissenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, schildert einleitend Anfänge seines Umgangs mit der Evolutionstheorie im deutschsprachigen Raum und nennt aktuelle Gründe für die Hinwendung zum Thema. „In der Quellensuche und Auswertung bereits vorangeschritten“, habe er durch das Buch des ehemaligen sozialdemokratischen Finanzsenators Berlins Thilo Sarrazin „Deutschland schafft sich ab“ (2010) Auftrieb bekommen. Es handle sich bei diesem um ein Pamphlet, das mit massiver Medienunterstützung „alle nur möglichen Ressentiments gegen Migranten vor al-

lem muslimischer Provenienz bediente [...] *„wie ein antimuslimisches Dossier auf genetischer Basis“* (Christian Geyer). Der Versuch, „soziale Fragen in biologische Muster zu übersetzen und sich gleichzeitig zur Sozialdemokratie zu bekennen“, werfe „die Frage nach dem Menschenbild der beiden ältesten demokratischen Parteien in Deutschland und Österreich auf“. S. meint, „wer aber über anthropologische Grundlagen von Massenparteien spricht, darf über die Evolutionstheorie Darwins nicht schweigen“ (S.8), und verweist auf die 1859 gegebene Gleichzeitigkeit des Erscheinens von Darwins „Entstehung der Arten“ und des Beginns der industriellen Revolution in Deutschland sowie der damit einhergehenden Konstituierung der Arbeiterbewegung. Diese Gleichzeitigkeit sei noch dadurch untermauert worden, „dass Karl Marx ebenfalls 1859 seine ‚Kritik der politischen Ökonomie‘ veröffentlichte. Wer also die Geschichte des Darwinismus von links rekonstruieren“ möchte, sei „wohlberaten, sich mit der Rezeption der Deszendenztheorie in der größten Emanzipationsbewegung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in Deutschland und Österreich zu beschäftigen“. (ebenda)

Der Autor analysiert akribisch die umfangreich gedruckten Quellen sozialdemokratischer Auseinandersetzung mit dem Darwinismus aus der Sicht des historischen Materialismus und belegt so deren nachhaltige Wirkung auf die marxistisch-weltanschauliche Verankerung der beiden sozialdemokratischen Massenparteien SPD und SDAP. Zugleich möchte er mit seiner Untersuchung, die zweifellos eine Lücke im Wissen um das Theorieverständnis der Sozialdemokratie schließt, „eine topografische Folie“ anbieten, „auf deren

Hintergrund sich mögliche Veränderungen und Übereinstimmungen in der Menschenbildfrage der deutschen und der österreichischen Sozialdemokratie nach 1933 einzeichnen lassen“. (S.10) Methodologisch habe nahegelegen, den Stoff in vier Teile zu gliedern: Teil I (S.17-59) kläre „die externen und internen soziokulturellen Rahmenbedingungen, unter denen sich die SPD und die SDAP die Deszendenztheorie in den Kaiserreichen und in den Ersten Republiken in Deutschland und Österreich aneigneten“. (S.10) Es wird die unterschiedliche Rezeption des Darwinismus in Deutschland, Frankreich und Großbritannien, im sozialistischen und im christlichen Milieu aufgehellte und der Frage nachgegangen, welchen Einfluss Marx und Engels (Erfurter Programm 1891) auf die Reflexion des Darwinismus in der Sozialdemokratie nahmen. In diesem Zusammenhang wird insbesondere die von Kautsky in der „Neuen Zeit“ ermöglichte Diskussion zum Sozialdarwinismus nachvollzogen. S. verweist auf die politische Konsequenz, wonach der Darwinismus „für manche Sozialdemokraten die naturwissenschaftliche Fundierung des Fortschrittsgedankens“ (S.37) war. Allerdings übersah diese Interpretation, „dass die Evolution nicht zwangsläufig Höherentwicklung bedeutet und dass Anpassung auch durch Vereinfachung ermöglicht wird, wie das Überleben vieler Parasiten durch Reduktion von Merkmalen ihrer Vorfahren“ zeige. S. zufolge lieferte die Debatte eine „mächtige Schubkraft sozialdemokratischen Fortschrittsoptimismus“. (ebenda)

Im Teil II (S.63-108) widmet sich der Autor der Auseinandersetzung sozialdemokratischer Autoren mit dem

rechts gelagerten Sozialdarwinismus von Biologen und Philosophen wie Huxley, Spencer und Haeckel und enthüllt deren Intentionen, „den marxistischen Sozialismus als eine gesellschaftliche Fehlentwicklung mit katastrophalen Konsequenzen zu stigmatisieren“. Im Kern gehe es um die Grenzziehung zwischen dem biologischen und sozialwissenschaftlichen Verständnis der Evolutionstheorie einerseits und „Historischem Materialismus andererseits, ohne deren gemeinsame Schnittmengen aus dem Blick zu verlieren“. (S.11) Ausführlich schildert der Autor, wie u. a. Eduard Bernstein, Karl Kautsky, Otto Bauer, Gustav Eckstein die Auseinandersetzung mit rechtsdarwinistischen Auffassungen führten. Bernstein habe auch empirisch dokumentiert, dass sich aus der Evolutionstheorie keine naturalistischen Schlüsse für die Gesellschaft ziehen lassen. Entschieden habe er sich gegen eine Vererbungstheorie gewandt, „wonach die Schwarzen in den USA [...] auf Inferiorität, auf die Unfähigkeit zur geistigen Betätigung und auf geringe moralische Kraft genetisch festgelegt seien“. (S.94) Ebenso sei „die sozialdarwinistische These auf Bernsteins Ablehnung“ gestoßen, „der Kampf ums Dasein laufe auf Perfektion der Arten und damit innerhalb der Menschheit auf eine aristokratische Elitenbildung hinaus“. Vor allem aber habe sich „Bernstein gegen die Inanspruchnahme der Evolutionstheorie zur Legitimierung von Kriegen und deren Vorbereitung durch Aufrüstung“ (S.95) gewandt. Im Teil III (S.111-157) wird die Kontroverse zwischen den sogenannten Linksdarwinisten und dem marxistischen Zentrum der SPD und SDAP behandelt. Der Autor geht der Frage

nach, wie es möglich gewesen war, „die Evolutionstheorie mitsamt ihrer Selektionskonzeption ‚links‘ zu wenden? [...] Wie positionierten die Linksdarwinisten ihr organologisches Gesellschaftsbild gegenüber der marxistischen Analyse, die sich nicht in biologischen, sondern in historisch geprägten sozioökonomischen Kategorien“ (S.12) artikuliere? Der Autor geht in diesem Abschnitt weiteren Facetten einer inner-sozialdemokratischen kontrovers geführten Diskussion nach.

Im IV. Teil (S.161-184) unternimmt der Verfasser den Versuch, „die anthropologischen Konsequenzen aus der Darwinismus-Rezeption der Sozialdemokratie vor 1933 zu ziehen“. (S.13) Das anthropologische Fundament beider hier in Betracht gezogenen Parteien lasse sich dadurch charakterisieren, „dass ihr Menschenbild gekennzeichnet ist durch das nicht dualistische Ineinandergreifen der animalischen und der soziokulturellen Dimension des Menschen“. Die Untersuchung komme „zu dem Schluss, dass das sozialdemokratische Projekt eines gelungenen Lebens nicht genetische Manipulation, sondern Erziehung und Bildung voraussetzt. Eine so verstandene Formung des Menschen“ könne „ihrerseits nur unter demokratischen und liberalen Bedingungen gelingen“. (ebenda) Aus den analysierten Positionen leitet der Autor anthropologische Prinzipien ab.

Mit der lange überfälligen Schrift gewinnt der Leser tiefe Einblicke in philosophische Diskurse über die Evolutionstheorie und in das Werden des sozialdemokratischen Menschenbildes, dessen zutiefst humanistische Wesensmerkmale in die Zukunft weisen. Der einst von Max Adler entwickelte Traum

vom „Neuen Menschen“ scheint auf. Die leicht nachzuvollziehende Auseinandersetzung mit dem Sozialdarwinismus vermittelt sehr hilfreiches Wissen für die kritische Zurückweisung rassistischer Ideologie, und das verleiht der ohnehin sehr interessanten Arbeit von S. eine Spannung, der man sich als Leser kaum entziehen kann.

Zum wissenschaftlichen Anhang gehören Quellen und Literaturhinweise, ausführliche Kurzbiografien und Anmerkungen sowie ein Personenregister.

Horst Klein

Domenico Losurdo: Stalin. Geschichte und Kritik einer schwarzen Legende. Mit einem Essay von Luciano Canfora (Neue kleine Bibliothek, 183), PapyRossa Verlag, Köln 2012, 451 S., ISBN 978-3-89438-496-8

Losurdo hat ein ausgesprochen unappetitliches Buch vorgelegt. Zwar behauptet er, die Ereignisse und Entwicklungen in der Sowjetunion, die mit dem Namen Stalin verbunden sind, in den großen historischen Kontext einordnen zu wollen. Es ginge ihm darum, die unzulässigen Verkürzungen bisheriger geschichtlicher Betrachtungen zu enthüllen und zu überwinden. Doch tatsächlich relativiert er mit seiner vorgeblich „komparatistischen“ Methode alle Verbrechen Stalins nach dem ebenso dreisten wie widersinnigen Motto, man dürfe Stalins Taten nicht anders bewerten als die – in L.s Lesart – zumeist viel größeren Verbrechen anderer (westlicher) Persönlichkeiten der Geschichte. Geflissentlich „übersieht“ L., dass die kommunistische Bewegung mit einem gänzlich anderen Anspruch angetreten war – eine freie und gerech-

te Gesellschaft, ohne Zwang und Gewalt, zu errichten.

L. fabuliert von einem „zweiten Dreißigjährigen Krieg“ gegen die Sowjetunion (S.17), der nicht nur die Zeit der Oktoberrevolution und des anschließenden Bürgerkrieges sowie den Krieg gegen Hitlerdeutschland und den Kalten Krieg nach 1945 umfasst haben soll, sondern auch einen „zweiten“ und „dritten Bürgerkrieg“ (S.113ff.) in den Zwanziger- und Dreißigerjahren, die insbesondere Trotzki zu verantworten gehabt habe. Die Terrorprozesse der Jahre 1936 bis 1938 seien folglich nur notwendige und unvermeidliche Reaktionen gewesen.

Schließt man sich dieser Sichtweise an und verfolgt sie konsequent weiter, so bleibt – ganz in L.s Sinne – wohl nur die absurde und ahistorische Schlussfolgerung, dass es keine Alternative zu Stalin und seiner Politik gab und dass nur die Methoden Stalins der Sowjetunion die notwendige politische, wirtschaftliche und militärische Stärke sicherten, um sich gegen die fortgesetzten Angriffe von innen und außen verteidigen zu können.

L. lässt sich kaum von konkreten geschichtlichen Tatsachen beeindrucken, vor allem nicht dort, wo sie nicht in sein Konzept passen. Besonders dreist ist dieses Vorgehen, wenn er jeden Antisemitismus bei Stalin grundsätzlich in Abrede stellt. Kein Wort von der Zerschlagung des Jüdischen Antifaschistischen Komitees und der nachfolgenden Ermordung zahlreicher seiner Funktionäre, kein Wort von der antisemitischen Kampagne im Gefolge der vermeintlichen „Ärzteverschwörung“...

Ronald Friedmann

Rosa Luxemburg: Nationalitätenfrage und Autonomie, hrsg. und übers. von Holger Politt, Karl Dietz Verlag, Berlin 2012, 302 S., ISBN 978-3-320-02274-7

Die Herausgabe der ersten vollständigen deutschen Übersetzung einer der wichtigsten polnischen Arbeiten Rosa Luxemburgs von 1908/09 kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Nach der ursprünglichen Konzeption für die „Gesammelten Werke“ Rosa Luxemburgs sollte sie in Bd. 6 aufgenommen werden, den Prof. Dr. Feliks Tych in Warschau edieren wollte (Bd. 1–5 erschienen im Dietz Verlag Berlin 1970–1975; inzwischen in mehreren Auflagen) Daraus wurde leider nichts.

Der vorliegende Vorabdruck signalisiert, dass mit Förderung durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung e. V. Berlin endlich an der Vorbereitung von drei Ergänzungsbänden der „Gesammelten Werke“ Rosa Luxemburgs gearbeitet werden kann, von denen Bd. 8 die deutsche Übersetzung sämtlicher polnischer Arbeiten enthalten wird (in H. 8 der Rosa-Luxemburg-Forschungsberichte hat P. bereits Rosa Luxemburgs Broschüre „Das unabhängige Polen und die Arbeiterfrage“ von 1895 veröffentlicht. Siehe Neue Texte von Rosa Luxemburg, hrsg. v. Klaus Kinner, Leipzig 2011, S.33–87).

Die Überschrift des Vorworts „Rosa Luxemburgs ‚Krakauer Horizont‘“ bezieht sich auf eine Äußerung Lenins. Dass Rosa Luxemburg nie in Krakau gewesen wäre, stimmt allerdings nicht. (S.20) Sie befand sich z. B. ab 7.8.1905 in Krakau. (siehe Rosa Luxemburg: Gesammelte Briefe, Bd. 2, Berlin 1999, S.163–165) Das Vorwort fesselt insgesamt durch einen eigenwilligen Aufbau

und weckt gekonnt Interesse für den Gedankenreichtum Rosa Luxemburgs zu einer umstrittenen Thematik. Sehr spannend liest sich im Abschnitt I die Gegenüberstellung von Józef Pilsudski und Rosa Luxemburg als Akteure und positionelle Gegner in den Jahren 1918 und 1895.

Der Abschnitt II beginnt mit dem Beitrag von Henryk Walecki „Die SDKPiL und die Autonomiefrage“ vom Frühjahr 1908. Er hielt im Föderalismus einer künftigen Republik Russland die Lösung der nationalen Frage Polens für möglich. Nach Rosa Luxemburg gehörte jedoch nach wie vor die Unabhängigkeit bzw. Wiederherstellung Polens nicht in ein Programm internationalistisch gesinnter sozialistischer Parteien. Der Föderalismus sei eine ganz und gar rückwärtsgewandte Utopie. Waleckis Artikel gab ihr den letzten Anstoß zu ihrer Arbeit. Die Erfahrungen der Revolution 1905 bestärkten sie, noch engagierter und ideenreicher auf den gemeinsamen revolutionären Kampf der polnischen und russischen Arbeiterklasse zum Sturz des Zarismus zu orientieren.

P. greift aus den „vielen unterschiedlichen Facetten der Nationalitätenfrage“ die „Landesselbstverwaltung, also die Autonomie für Polen“ heraus. (S.17) Damit stellt er eines der grundlegenden Probleme der Luxemburgschen Arbeit in den Mittelpunkt seiner Erörterungen. Denn in der „Landesselbstverwaltung“, d. h. in der „Gebietsautonomie“ im künftigen Russland sah sie die Perspektive des Königreichs Polen, die dem relativ fortgeschrittenen Entwicklungsstand entsprach und die polnische Arbeiterbewegung zu einem Impulsgeber im gemeinsamen Kampf mit den russischen Arbeitern gegen den Zarismus anspornen sollte.

Im Abschnitt III folgt ein rezeptionsgeschichtlicher Einblick in den 20-jährigen Streit zwischen Rosa Luxemburg und Lenin über das nationale Selbstbestimmungsrecht. Dem liegen zwei Texte von Adolf Warski aus dem Jahre 1929 zugrunde, die kritisch und teils autobiografisch auf die polnische Parteilgeschichte, vor allem die der Kommunistischen Partei Polens zurückblicken. Nach Warski habe der Einfluss der „nichtbolschewistischen“ Rosa bis 1923 gereicht. Erst danach könne von einer Bolschewisierung oder Leninisierung der polnischen kommunistischen Bewegung gesprochen werden. Die Darstellung des Streites auf dem IV. Parteitag der SDKPiL und auf dem 2. Parteitag der SDAPR im Juli 1903 holt den Leser zu den Konkreta des historischen Hintergrundes der Arbeit von 1908 zurück.

Die Abschnitte IV und V widerspiegeln, worauf P. den inhaltlichen Schwerpunkt seiner Betrachtung der Arbeit „Nationalitätenfrage und Autonomie“ setzt: die Stärke und das Neue in Rosa Luxemburgs Demokratiekonzeption für die Lösung der Nationalitätenfrage in der modernen bürgerlichen Gesellschaft auf dem Weg zum Ziel eines demokratischen Sozialismus. Hervorgehoben werden die vielseitigen Erwägungen Rosa Luxemburgs über die „moderne lokale Selbstverwaltung“ als ein „wichtiges Korrektiv der zentralistischen Tendenz in der bürgerlichen Gesellschaft“. (S.27) Die Zeit der Bildung von Nationalstaaten im europäischen Raum sei vorbei. Um sich von den „Trugbildern der Vergangenheit“ (S.17) zur nationalen Frage zu verabschieden und vom Nationalismus der „Sozialpatrioten“ unter den Widersachern ihrer Partei, der SDKPiL, deut-

lich abzugrenzen, gelte es, auf eine moderne lokale Selbstverwaltung zu orientieren. Über aktiv gehandhabte lokale Selbstverwaltung müsse der an sich steife Staatsapparat an die gesellschaftlichen Bedürfnisse angepasst und die Gesetzgebungskompetenz gewählter Selbstverwaltungsorgane ausgeprägt werden, bis aus der lokalen Selbstverwaltung eine Landesselbstverwaltung – die Autonomie – erwachse. Entscheidend sei, dass es um Gebietsautonomien, nicht um Nationalitätenautonomien gehe. Wichtige Voraussetzungen dafür seien eine eigene bürgerliche Entwicklung und ein eigenes Stadtleben, eine eigene Intelligenz-Schicht, ein eigenes literarisches und wissenschaftliches Leben. Die seien für das Königreich Polen, um das es Rosa Luxemburg in dieser Arbeit vorrangig geht, gegeben, d. h. für eine Landesautonomie innerhalb des russischen Gesamtstaates. In Polemik zu Lenin und im Unterschied zu Marx war Rosa Luxemburg der Meinung: „Die Zugehörigkeit des Königreichs Polen zum Gesamtstaat sei für den endgültigen und grundlegenden Sturz des Zarismus zur Voraussetzung geworden.“ (S.30) Diesem Anliegen ist der umfangreichste, sehr ins Detail der polnischen Gegebenheiten gehende Teil ihrer Arbeit gewidmet.

Auch ich meine, dass sich Rosa Luxemburgs Auffassungen über die Demokratie durch ihre Erfahrungen und Folgerungen aus der russischen Revolution von 1905 wesentlich erweiterten und präzisierten und einen „starken Faden“ zu ihrem Fragment „Zur russischen Revolution“ von 1918 „weben“ lassen. (S.31f. siehe auch Gesammelte Werke, Bd. 4, S.353-365). Zu wenig berücksichtigt P. jedoch, dass sie den Wert der bürgerlichen Demokra-

tie bereits seit ihrer Beteiligung an den internationalen Bernstein- und Millerand-Debatten ausdrücklich zu schätzen wusste (siehe z. B. Gesammelte Werke, Bd. 1, 1. Halbbd., S.396, 432, 426; Bd. 1, 2. Halbbd., S.5ff., 62).

Dass Rosa Luxemburgs neue Ansichten über die Nationalitätenfrage und Autonomie nur von Leo Jogiches geteilt worden sind und de facto in der sozialistischen Bewegung keine Aufnahme gefunden haben, wird m. E. zu beiläufig bemerkt. (S.17) Ich meine, dass die Frage nach den Ursachen für das nachhaltige Unverständnis für Rosa Luxemburgs Auffassungen zu den nationalen Problemen bei den meisten Sozialisten, vielen Kommunisten und der Mehrheit der Bevölkerung Polens nicht so beiseitegelassen werden sollte. Stand Rosa Luxemburg nicht ziemlich unrealistisch im Widerspruch zu den nationalen Gefühlen, den sprachlichen und kulturellen Bindungen und schließlich den Sehnsüchten ihrer Landsleute nach einem eigenen Staat? Auch in ihrer Arbeit von 1908/09 behauptete sie weiterhin so absolut: „Die Sozialdemokratie ist die Klassenpartei des Proletariats. Ihre historische Aufgabe besteht darin, die Klasseninteressen des Proletariats und zugleich die Interessen der revolutionären Entwicklung des Sozialismus auszudrücken. Die Sozialdemokratie ist also nicht zur Verwirklichung eines Selbstbestimmungsrechts der Nationen berufen, sondern des Selbstbestimmungsrechts der arbeitenden Klasse, der ausgebeuteten und unterdrückten Klasse – des Proletariats.“ (S.73) Eine Auseinandersetzung mit der von P. leider nicht beachteten Tagung über „Rosa Luxemburg und die nationale Frage“ (siehe Rosa Luxemburg und die nationale Frage, Materialien einer

Tagung, Potsdam Juni 1993) hätte gewiss die literaturkritische und polemische Seite des Vorwortes verstärken können.

Für den Leser als sehr nützlich werden sich die editorischen Hinweise erweisen, ebenso wie der 50-seitige Anhang mit Auszügen aus Beiträgen Lenins zur Nationalitätenfrage, mit Erklärungen zu Parteien, Zeitschriften, Zeitungen und Länderbezeichnungen sowie biografischen Angaben. *Annelies Laschitzka*

Franz Neuland: „Auf zum letzten Gefecht“. Spartakusbund und KPD in Frankfurt am Main und der Region Rhein-Main von 1916/18-1956. Eine Organisationsgeschichte, hrsg. vom Verein für Frankfurter Arbeitergeschichte e. V., Verlag für Akademische Schriften, Bad Homburg 2012, 604 S., ISBN 978-3-88864-510-5

Ein ehrgeiziges Unternehmen: Franz Neuland, Journalist, Personalleiter eines großen Unternehmens bis 1990 und sowohl vorher als auch nachher als Historiker tätig, beschäftigt sich mit dem „zunächst in den demokratischen Traditionen der Arbeiterbewegung wurzelnden“ Spartakusbund, aus dem sich die KPD bildete, die sich schließlich „zur stalinistischen Massenpartei unter der Befehlsgewalt der Komintern“ (S.603), zu einer im Widerstand gegen den Nationalsozialismus kämpfenden und nach dem Zweiten Weltkrieg teilweise sehr unglücklich operierenden Partei entwickelte. N. erzählt die Geschichte der hessischen Kommunisten parallel zur Reichs- oder Bundesgeschichte und hat zu diesem Zweck ungezählte Protokolle, Berichte, offizielle und inoffizielle Materialien, da-

runter viele aus dem Bundesarchiv in Berlin, zu Rate gezogen und damit – das sei einleitend schon bemerkt – eine für den Groß-Frankfurter Raum sehr wichtige und fürderhin unverzichtbare Arbeit geleistet.

In den Kapiteln über die Weimarer Republik erläutert der Autor den steinigen Weg der KPD zur Politik der Einheitsfront von unten und oben sowie deren Propaganda für (Landes-)Arbeiterregierungen. Nach dem Scheitern eines „deutschen Oktober“, dem massiven Abbau auch der letzten Errungenschaften der Novemberrevolution und einer scharfen Verfolgung gerade von Kommunisten setzte auch die hessische KPD auf den von Moskau und Berlin vorgegebenen und so verhängnisvollen Kurs der Entlarvung der „Soldknechte der weißen Diktatur“: „Die leitenden Schichten der deutschen Sozialdemokratie sind im gegenwärtigen Moment nichts anderes als eine Fraktion des deutschen Faschismus unter sozialistischer Maske.“ (1924, zit. auf S.123)

Breiten Raum nehmen die Ereignisse der Jahre von Brüning zu Hitler ein. Bei der Reichspräsidentenwahl 1932 blockierten sich die Arbeiterparteien gegenseitig, und auf dem im Eilverfahren aus dem Boden gestampften Darmstädter Kongress der Antifaschistischen Aktion, dessen Zusammensetzung mehr versprach, als er halten konnte, fielen auch nur die bekannten Sprüche. N. zufolge ging es der KPD 1933 nicht um die Bewahrung der republikanischen Staatsform, sondern um die „proletarische Revolution“ und die „Bildung einer Diktatur“, wie es etwa in dem auf S.270 dokumentierten Aufruf der Bezirksleitung Hessen-Frankfurt der KPD hieß.

Ein Jahr später hieß es von demselben Gremium, die SPD „war und ist“ das „Haupthindernis für den Sieg der Arbeiterklasse“, und ihre „Vernichtung als Partei“ sei „die notwendige Vorbedingung für den Sieg des Proletariats“. (S.319) Diese „sektiererischen“ Positionen wurden erst später – und auch dann nur in der Praxis mit Wenn und Aber – widerrufen. Ein eigenes Kapitel widmet N. einem wohl erfundenen, gleichwohl nach 1945 wieder ausgegrabenen Frankfurter „Einheitsfrontabkommen“ der KPD und der SPD (S.317-324).

Sehr populär war in der Zeit unmittelbar nach der Befreiung der Gedanke einer Einheitspartei. So lag dem für Höchst zuständigen Militärkommandanten ein Antrag vor, der die Zulasung einer „Volksgemeinschaftsgruppe“ aus „früheren Mitgliedern der KPD, SPD und des Zentrums als neue politische Partei“ zum Ziel hatte. Parallel dazu entwickelte der katholische Publizist Walter Dirks in Frankfurt am Main das Programm einer „Sozialistischen Einheitspartei“ aus „Kommunisten, Sozialdemokraten, Christen und anderen Richtungen“ (S.380f.). Doch der Wunsch nach einer einheitlichen Organisation hielt vor allem in den Westzonen nicht lange, woran auch ein Zusammentreffen von Kurt Schumacher und Emil Carlebach, die sich aus dem Konzentrationslager Dachau kannten, nichts mehr ändern konnte. N. schreibt erklärtermaßen entlang der „Wandlungen des deutschen Kommunismus“ von Hermann Weber. Einem von ihm, Weber, angeblich rekonstruierten Dokument über eine „Gruppe Ralf Forster“, die ein militärischer Zirkel der DKP gewesen sein soll, widmet der Vf. die letzten beiden Seiten seiner

Arbeit, ohne jedoch Licht in das Dunkel jener konspirativen, von SED und gar KPdSU gebildeten Formation bringen zu können.

Generell ist die Literaturlage sehr dünn und beschränkt sich im Wesentlichen auf Werke Webers oder von ihm zitierter Autoren wie etwa Arthur Rosenbergs. N. sieht die Tatsache, dass die KPD den Sturz von Generalmajor Kurt von Schleicher verlangte, mit dem gleichzeitig der sowjetische Außenminister Litwinow verhandelte, als Beweis dafür an, „von welcher sekundären Bedeutung die innenpolitischen Fragen Deutschlands aus Moskauer Sicht gewesen sind“ (S.267), aber das ist so nicht nachzuvollziehen.

In dem Buch sind zahlreiche Dokumente faksimiliert wiedergegeben, die realiter ein größeres Format hatten und oft miserabel kopiert sind, sodass sie, beispielsweise auf den S.120, 168f., 184 und 199, nur mit Lupe und Fantasie zu entziffern sind. Auf sie hätte man verzichten sollen. Was dagegen schmerzlich fehlt, sind ein Verzeichnis der Quellen und der verwendeten Literatur sowie ein (Personen-) Register, in dem man auch überregional bekannte hessische Kommunisten wie Emil Carlebach, Walter Fisch, Peter Gingold, Willi Höhn, Oskar Müller und Eva Steinschneider oder Leo Bauer, der nach seinem Übertritt zur SPD Willy Brandt beriet, nachschlagen könnte. Fazit: Das Werk ist für Regionalhistoriker unverzichtbar, für alle anderen eher verzichtbar.

Matthias Dohmen

Dietmar Lange: Massenstreik und Schießbefehl. Generalstreik und Märzkämpfe in Berlin 1919 (Reihe: Lo.g.o, 1: Berlin), Edition assemblage, Münster 2012, 176 S., ISBN 978-3-942885-14-0

In den letzten Jahren hat die revolutionäre Anfangsphase der Weimarer Republik wieder verstärkt das Interesse von Historikern geweckt, eine ganze Reihe von Publikationen ist zu diesem Themenkomplex erschienen. Dazu zählt auch das Erstlingswerk von Dietmar Lange, das ursprünglich als Magisterarbeit angefertigt wurde. Es behandelt ein zu Unrecht weitgehend in Vergessenheit geratenes Ereignis, den Berliner Generalstreik im März 1919 und die damit eng verbundenen militärischen Auseinandersetzungen.

Sehr plastisch führt der Autor in die historische Szenerie ein und vermittelt ein gutes Bild der sozialen und politischen Verhältnisse Berlins am Vorabend des Streiks. Die Anschaulichkeit unterstützen noch insgesamt zehn abgedruckte Fotos, Plakate und Karten. Ausführlich werden die Aktivitäten innerhalb der Räteorgane – der entscheidenden Träger der Bewegung – dargestellt. Dafür stützt sich L. primär auf die dreibändige Edition der Räteprotokolle (Gerhard Engel/Bärbel Holtz/Ingo Materna [Hrsg.]: Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates, Berlin 1993, 1997, 2002). Ergänzend wurden vor allem Archivbestände und Tageszeitungen ausgewertet. Auf dieser Basis gelingt es, das Geschehen detailreich und minutiös nachzuzeichnen. Parallel behandelt L. den Verlauf bzw. die schrittweise Eskalati-

on der bewaffneten Kämpfe. Sein besonderes Augenmerk richtet er dabei auf den Terror durch Freikorpsseinheiten nach ihrem Sieg über die spontane Aufstandsbewegung. In knappen Exkursen verweist der Bd. auf wichtige politische Rahmenbedingungen, etwa die zeitgleiche Regierungskrise in Weimar und die Streikbewegungen außerhalb der Hauptstadt.

Völlig zutreffend konstatiert L., die Berliner Ereignisse würden bisher in ihrer Tragweite unterschätzt. (S.8f.) Das unterstreichen allein schon die Tatsachen, dass etwa 750.000 Beschäftigte an dem Streik teilnahmen (S.87) und dass die Opferzahl von weit über 1.200 Toten (S.158) andere bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen der Zeit weit übertraf. Ebenso bedeutsam war die Bewegung als größte Aktion der Berliner Räte überhaupt, die gerade im Verbund mit vergleichbaren Entwicklungen in anderen Reichsteilen durchaus das Potenzial besaß, der noch immer nicht konsolidierten Republik ein anderes Gepräge zu verleihen. (S.162f.) Zu den Forderungen gehörten beispielsweise eine umfassende Militärreform, die offizielle Anerkennung der Räte sowie eine Neuorientierung in der Außenpolitik. Die Niederlage der Berliner Rätebewegung besiegelte allerdings das Schicksal der Räte in Deutschland insgesamt, die sich von diesem Schock nicht mehr erholen konnten. Sie scheiterte an parteipolitischen Gegensätzen, mangelnder Koordination mit den Streiks außerhalb Berlins sowie an der harten Haltung von Regierung und Militär.

Der Autor hält fest, die Streikleitung „erwies sich als unfähig, den hereinbrechenden Ereignissen, insbesondere der militärischen Konfrontation, eine

wirksame Strategie entgegenzusetzen“. (S.161) Hier wäre allerdings zu fragen: Inwiefern hätte sie denn in dieser Situation anders agieren können? Alle ihre Deeskalationsversuche und Verhandlungen mit Armeeführung und Regierung wurden konsequent abgeblockt. Und die vonseiten der KPD vorgeschlagene Alternative, nämlich selbst die Führung der Berliner Garnison in die Hand zu nehmen, war schlicht unrealistisch. Hinzu kam die von L. selbst ausführlich geschilderte Pressekampagne, die den Konflikt erheblich anheizte und das rücksichtslose Vorgehen der Truppen zu legitimieren suchte. Letztlich waren der Streikleitung angesichts dieser Konstellation die Hände gebunden, sie konnte nur noch hilflos zusehen. Der entscheidende Fehler der Rätegremien lag damit offenkundig woanders: Sie versäumten es im Vorfeld, eine wirksame Koordination mit den anderen Streikzentren wie dem Ruhrgebiet, Mitteldeutschland und weiteren Städten herzustellen. So wie der Vollzugsrat generell die Aktion nicht vorbereitete, sondern sogar verhindern wollte. Das war der unglücklichen Strategie geschuldet, statt auf einen Generalstreik auf einen neuen Rätekongress zu setzen.

Sehr eindringlich machen die präsentierten Quellen die beispiellose Gewalt während und mehr noch nach den Kämpfen im Berliner Osten deutlich. Darüber hinaus belegt der Autor überzeugend, dass diese Eskalation keineswegs, wie in Teilen der Forschung behauptet, auf Missverständnisse zurückgeführt werden kann. Vielmehr suchten die verantwortlichen Offiziere gezielt, eine solche Auseinandersetzung herzustellen. (S.163) Aber auch die Regierung und hier insbesondere Gustav

Noske trifft eine erhebliche Mitverantwortung, denn sie setzten in den innenpolitischen Auseinandersetzungen mit der unzufriedenen Arbeiterschaft und der linken Opposition viel zu sehr auf eine militärische Lösung. (S.160) Noskes berüchtigter Schießbefehl zeigt am nachdrücklichsten die fatalen Konsequenzen dieser Politik. Damit verbiterte die Regierung weite Teile ihrer eigenen Anhängerschaft und ermöglichte zugleich das Erstarken der gegenrevolutionären, antirepublikanischen Kräfte, vor allem im Offizierskorps.

Trotz – oder vielleicht gerade wegen – der detaillierten Darstellung der Ereignisse um die Akteure Vollzugsrat, Streikleitung und Rätevollversammlung tritt in der Darstellung die Analyse ihrer Funktionsweise ein wenig in den Hintergrund. So muss offen bleiben, worin die spezifischen Möglichkeiten und Grenzen des Räteystems insgesamt bestanden: War es grundsätzlich ein geeignetes Mittel zur Artikulation und Durchsetzung politischer Ziele? War sein Scheitern inhärenten oder äußeren Faktoren geschuldet? Inwiefern konnten sich Impulse der Basis im Räteystem direkter auswirken als in den traditionellen Organisationsformen der Arbeiterbewegung, also in Parteien und Gewerkschaften? Zu diesem Zweck wäre es sicher hilfreich gewesen, etwas eingehender die Situation in den Betrieben selbst und die Interaktion zwischen Basis und Führung zu thematisieren.

Einige kleine Fehler unterliefen dem Autor in seiner ansonsten zuverlässigen Darstellung. Der Vf. eines referierten Artikels aus der Zeitschrift „Arbeiter-Rat“ ist deren Hrsg. Artur Krefz, der von L. genannte Wilhelm Krest (S.59) dagegen ist in der Berliner Rätebewegung nicht nachweisbar. Reichsar-

beitsminister war im März 1919 Gustav Bauer, nicht der Austromarxist Otto Bauer (S.66). Das „Gesetz über die Bildung einer vorläufigen Reichswehr“ wurde von der Nationalversammlung schon am 27. Februar beschlossen, nicht erst während des Streiks am 6. März. Zu diesem Datum trat es vielmehr mit Verkündung im Reichsgesetzblatt in Kraft.

Der Fokus des Bd. auf die chronologisch geordnete Ereignisgeschichte ist zugleich seine Stärke und Schwäche: Er ermöglicht ein hohes Maß an Anschaulichkeit, die tiefer gehende Analyse kommt dabei aber etwas zu kurz. Dennoch ist diese Publikation über ein bis dato wenig erforschtes Thema sehr lesenswert.

Axel Weipert

Philippe Kellermann (Hrsg.): Begegnungen feindlicher Brüder. Zum Verhältnis von Anarchismus und Marxismus in der Geschichte der sozialistischen Bewegung, Bd. 2, Unrast Verlag, Münster 2012, 208 S., ISBN 978-3-89771-524-0

Wie bereits in dem im Jahre 2011 unter diesem Titel erschienenen ersten Bd. versammelt der Hrsg. auch im zweiten Bd. Autoren der Mosaik-Linken mit recht unterschiedlichen Sichtweisen auf das Verhältnis von Anarchismus und Marxismus in Geschichte und Gegenwart, darunter wiederum solche, die – wie er selbst – eindeutig dem anarchistischen Lager zuzuordnen sind. K. geht es mit diesem Sammelbd. erneut darum, die Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen Anarchisten und Marxisten herauszuarbeiten.

Michael Seidman beschäftigt sich mit dem Verhältnis der Marxisten, der Bol-

schewiki, zu den Arbeitern in der Russischen Revolution und demjenigen der Anarchisten bzw. Anarchosyndikalisten zu den Arbeitern in der Spanischen Revolution. Im Unterschied zu den meisten anderen Autoren, die sich bei der Analyse der Vorgänge in diesen beiden Revolutionen auf die Unterschiede konzentrieren, legt S., dessen dem Thema gewidmetes Buch „Workers against Work“ 2011 auch auf Deutsch erschien und heftige Debatten unter den Mosaiklinken auslöste, den Fokus auf die Ähnlichkeiten beider Gruppen. Er konstatiert, dass sowohl der Anarchismus als auch der Marxismus einen von der Aufklärung geerbten Produktivismus kultiviert hätten: „Marxisten – einschließlich Bolschewiki und Rätekommunisten – und Anarchisten – insbesondere Anarchosyndikalisten – hegten eine dynamische Vorstellung der Revolution; alle diese ideologischen Strömungen entwickelten eine ähnliche Vorstellung der künftigen Gesellschaft. Die Abschaffung des Staates, die sowohl für Anarchisten als auch für Marxisten das unmittelbare bzw. das Fernziel war, gründete auf dem Willen der Arbeiter, für die Gemeinschaft zu arbeiten.“ (S.34) Beide Strömungen hätten angenommen, dass die Arbeiter die landwirtschaftlichen und industriellen Betriebe, die sie unter Kontrolle haben, effizient verwalten würden. Aber sowohl Marxisten als auch Anarchisten seien, wie S. in seinem materialreichen Beitrag belegt, in Bürgerkrieg und Revolution – Russland 1917 bis 1921 und Spanien 1936 bis 1939 – gezwungen gewesen, sich mit dem Arbeiterwiderstand gegen die Arbeit auseinanderzusetzen. Lohnabhängige hätten hartnäckigen Widerstand gegen die Aufrufe der Führung

zum Opfermut geleistet. „Die Arbeitsverweigerungen“, schreibt der Historiker an der University of North Carolina (USA), „stellten das Bekenntnis beider Bewegungen zur partizipatorischen Demokratie auf die Probe und führten in beiden Revolutionen zu einer repressiven Herrschaft am Arbeitsplatz.“ (S.34) Letzten Endes hätten die Verweigerungen und die Gleichgültigkeit der Lohnabhängigen selbst zur Bürokratisierung und Zentralisierung der revolutionären russischen und spanischen Wirtschaft beigetragen.

S. gibt zu überlegen: „Anstatt auf der Arbeitsplatzdemokratie zu bestehen, wäre es vielleicht fruchtbarer, anzuerkennen, dass die Arbeitervorstellung von Revolution von jener der Leiter – gleich ob anarchistisch oder kommunistisch – stark abwich. Sowohl durch ihre Handlungen als auch ihre Unterlassungen machten Arbeiter deutlich, dass sie eine Revolution wollten, die ihnen dazu verhilft, so wenig wie möglich zu arbeiten.“ (S.57) In Reaktion darauf hätten russische und spanische Aktivisten, die die Produktionsmittel entwickeln und Zermürbungskriege gewinnen wollten, jene Lohnabhängigen, die Widerstand gegen die Arbeit leisteten, als „konterrevolutionär“ oder „unbewusst“ klassifizieren müssen. Die Untersuchung S.s räumt also mit manchen Illusionen von Arbeiterselbstverwaltung unter den Bedingungen fortbestehender (entfremdeter) Lohnarbeit auf. Torsten Bewernitz geht der Frage nach, ob der Anarchosyndikalismus „ein Marxismus“ ist, und untersucht in diesem Kontext den syndikalistischen Klassenbegriff. Er vertritt die These, „dass der anarchosyndikalistische Klassenbegriff recht nahe am Marxismus war“. (S.12) Doch sei dieses Klassen-

verständnis im Laufe der Zeit zunehmend verschwunden. Insgesamt ist der Aufsatz ein Plädoyer für einen exakten Klassenbegriff im Gewande eines sozialhistorischen Textes.

In weiteren Beiträgen betrachtet Gabriel Kuhn Gilles Deleuze im Spannungsfeld von „Postanarchismus“ und „Postmarxismus“, beleuchtet Jan Rolletschek Gleichheit und Alterität im Anarchismus von Jacques Rancière (einem einstigen Schüler Louis Althusers) und spürt Hendrik Wallat Theodor Adornos Anarchismus nach, wobei er einen „anarchistischen Glutkern“ (S.101) im Denken des Philosophen entdeckt. Jens Kastner befasst sich mit dem Verhältnis von Anarchismus einerseits und „Neomarxismus“ andererseits zu Kunst und Kultur. Hans Jürgen Degen analysiert aus anarchistischer Perspektive die politischen Positionen Rudi Dutschkes und charakterisiert ihn als „undogmatischen Marxisten“ und „antiautoritären Sozialisten“. Und Kellermann selbst beschreibt in seinem Aufsatz John Holloway als eleganten Verpackungskünstler, der den Anarchismus im Gewand des „neuen Marxismus“ wiederkehren lässt. Anhand zentraler Aspekte von Holloways Denken verdeutlicht der Hrsg., dass der Autor des Buches „Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen“ implizit „weit eher an die anarchistische Tradition anknüpft, als dass er sich in Übereinstimmung mit Marx befindet“. (S.204)

Lou Marin interpretiert den Konflikt zwischen Albert Camus und Jean Paul Sartre Anfang der 1950er-Jahre und vor dem Hintergrund des antikolonialen algerischen Befreiungskampfes als Auseinandersetzung zwischen einem „gewaltkritischen Anarchismus“ und einem

„marxistischen Linksradikalismus“. Die Kontroverse zwischen Camus und Sartre habe, so M., das 20. Jh. in der Positionsbestimmung der europäischen und weltweiten antikolonialen Befreiungsbewegung so geprägt wie diejenige zwischen Bakunin und Marx das 19. Jh. Theoretisch sei es bei dem Streit zwischen Camus und Sartre um die Frage gegangen, ob für eine Geschichtsphilosophie, die sich auf ein in der Zukunft liegendes gesellschaftliches Ziel beruft, in der Gegenwart Menschen geopfert werden sollen. Also praktisch darum, ob „Revoluten überhaupt eine Verpflichtung oder einen Maßstab für sich selbst besitzen oder entwickeln können, nach dem zu bemessen wäre, ob sie als emanzipatorisch charakterisiert werden können, d. h. unterstützenswert sind oder nicht“ (S.62).

Allgemeiner gesagt, geht es um die alte Frage, ob der Zweck die Mittel heiligt. Angesichts immer wieder aufflammender Debatten in der deutschen Linken (und LINKEN), bei denen es im Kern immer wieder um diese Frage geht, ist es lesenswert und anregend, den dargestellten Streit zwischen Camus und Sartre in der zweiten Hälfte der 40er-Jahre und in den 50er-Jahren des 20. Jh. aus heutiger Sicht noch einmal zu verfolgen.

Jochen Weichold

Günter Agde/Alexander Schwarz (Hrsg.): Die rote Traumfabrik. Meschrabpom-Film und Prometheus 1921-1936, Bertz + Fischer Verlag, Berlin 2012, 264 S., Abb., ISBN 978-3-86505-214-8

Die Gründung der Internationalen Arbeiterhilfe (IAH) im Jahre 1921, nach der Hungerkatastrophe an der Wolga

und Lenins Hilferuf an die Welt, war zugleich die Geburtsstunde einer neuartigen internationalen Verwertungskette von Propaganda und Kunst, des „roten Medienkonzerns“ von Willi Münzenberg. Die Einbindung von Film in dieser Kette durch die Produktions- und Verleihfirmen Meschrabpom-Film, Prometheus und Film-Kartell Welt-Film beschreibt und analysiert dieses Buch. Es geht zurück auf eine Konferenz am Deutschen Historischen Institut in Moskau im März 2011 über „Meschrabpom-Film und die deutsch-russischen Filmbeziehungen der 1920er- und 1930er-Jahre“. Die Arbeit ist nicht die erste Veröffentlichung zum Thema „IAH und Film“, aber sie ist die erste als Buch.

Meschrabpom-Film war nach den Staatsfirmen von Goskino das zweitgrößte Studio der Sowjetunion. „Als russisch-deutsche Aktiengesellschaft blieb Meschrabpom-Film bis 1936 unabhängig und damit eine Ausnahmeerscheinung. Die ‚rote Traumfabrik‘ prägte die Filmkunst in beiden Ländern durch eine lange Reihe berühmter Filme. Weltweiten Einfluss übte sie als Hauptverleiher der Meisterwerke russischer Avantgarde.“ (Schwarz, S.25) Fast 600 Spiel-, Dokumentar-, Kultur- und Trickfilme stehen zu Buche, begleitet von technischen Eigenentwicklungen bei Ton- und Farbfilm. Berlin entwarf Strategie, Einbindung in den Medienkonzern, weltweite Verbreitung, Transfer von Rohfilm und Technik und beförderte den deutschen proletarischen Film; Moskau hatte Studioleitung und Filmgeschäftsführung inne und war für künstlerische und technische Mitarbeiter zuständig. Das war von außen begünstigt durch den Rapallo-Vertrag (1922), von innen durch den WKP-Be-

schluss über Meinungsvielfalt als Prinzip der Literatur und Kunst (1925). Die Filme bedurften nicht der inhaltlichen Zustimmung oder des finanziellen Zuschusses der IAH.

Meschrabpom-Film war ein Ereignis der Filmgeschichte und der kommunistischen Organisationsgeschichte: die Aneignung eines Massenkommunikationsmittels unter Wahrung und Bewahrung seines medialen Eigensinns und Eigenwertes, ohne Bevormundung und Unterwerfung, mit Achtung und Auseinandersetzung, mit Weite des Blicks und Schärfe des Denkens. Der Buchtitel weist über seinen allegorischen Sinn hinaus auf die Aufbereitung und Wiedergewinnung einer verloren gegangenen bzw. preisgegebenen Kultur und Geschichte.

Das Buch sucht diese Geschichte nach drei Gesichtspunkten ab: das geschäftliche Prozedere auf dem je nationalen und internationalen Filmmarkt; Gattungsspezifika, Konzeptionen, Entwürfe; filmisches Ergebnis und ästhetische Erfüllung im Maß der eigenen Ansprüche und des Weltfilms. Die Autoren konzentrieren sich im Wortsinne auf Filme und Filmgeschäft statt auf politische Exegese, also auf Gattungen, Themen, Storys, Topoi, Technik, Vertrieb. Dokumententeil, Chronik, umfassende Filmografie, annotiertes Personenverzeichnis und Register schließen den Bd.

Film ist nicht als Beispiel für die Politik von Komintern und IAH interessant, sondern er ist es sui generis. Die politisch-historische Dimension, also die unikale Parallelexistenz eigenständiger, international tätiger und z. T. von außen geleiteter politischer Organisationen auf dem Boden der UdSSR wird nicht weiter ausgelotet. Wer Auf-

klärung darüber braucht, muss sich das bibliografische Minimum aus den Fußnoten zusammensuchen. Eine Literaturliste verweigern die Hrsg.; sie hätte wohl auch historiografische Begründungszusammenhänge gebraucht, die die Anlage gesprengt hätte.

Die Beschränkung gerät dem Buch zum Vorteil. Der Nachteil des Buches ist die Fortsetzung seines Vorzuges. Der Leser muss Wissen und Kombinationsgabe einbringen. Da wird es für den Historiker interessant. Er wird darauf stoßen, dass das Ende von Meschrabpom-Film nicht durch Schlagwörter wie Stalinismus und Großer Terror zu erklären ist, sondern in einen größeren Zusammenhang gestellt werden muss. Das Jahr 1936 ist das Jahr, in dem Stalin den Kurswechsel der Komintern auf dem VII. Weltkongress vom Jahr zuvor kassierte, welcher die kommunistische Bewegung geöffnet hatte für eine breite Aktionseinheit mit potenziellen Verbündeten. Das war die Linie der IAH seit ihrer Gründung gewesen, dafür hatte Meschrabpom-Film eingestanden. Mit dessen Liquidierung, der Eingliederung der IAH in den Apparat der Komintern und dem faktischen Ende derselben wurden die Gründungsverheißungen von 1919 und 1921 aufgekündigt. Dieses Ende war keine Folge, sondern Ziel. Es brauchte noch drei Jahre, bis Münzenberg die Erkenntnis kam: Der Verräter, Stalin, bist du!

Das Buch ist auch ohne den permanenten Aufruf politischer Hintergründe spannend genug. Wer sie mitliest, wird aus der Verwunderung über den historischen Glücksfall dieser einmaligen Verbindung von Politik und Kunst nicht herauskommen. Das Dilemma ist den Hrsg. bewusst. Sie haben sich für konzentrierte Darstellung, Übersicht-

lichkeit und Lesbarkeit entschieden. Der Kritiker sieht es mit Respekt.

Unverständlich sind Versäumnisse auf eigenem Terrain. Unterbelichtet bleiben z. B. die Fortschrittsgläubigkeit und der konstruktivistische Einschlag bei einer Vielzahl von Spiel- und Kulturfilmen, die in der Favorisierung wissenschaftlicher Arbeitsorganisation durch Gastews Zentralinstitut der Arbeit (1920-1938), im diskursiven Konstruktivismus von Malerei, Architektur, Stadtplanung, in der Adaption deutscher und amerikanischer Technik und Technologie bei der Industrialisierung des Landes ihren Grund hatten. Das war kein „naives Vertrauen der Filmemacher in die physische Kraft der Arbeitenden, das über die Filme hinauswies“ (Agde, S.86), sondern ein bewusstes Aufnehmen jener Zeitströmungen. Und so verdienstvoll der Blick über Deutschland hinaus nach Westen ist, bleibt die Darstellung der IAH-Filmaktivitäten in den Niederlanden, England und den USA hinter ihrem Rang und der Materiallage zurück.

Ein Vorzug des Buches ist die Übertragung russischer Namen und Begriffe nach der Laut-Transkription, auch wenn die Schreibung eingebürgerter Namen (Mejerhold statt Meyerhold oder Maksim Gorki statt Maxim) eher peinlich statt triftig ist; vor Ejsenschtejn statt Eisenstein hat es die Autoren dann doch gereut. Glücklicherweise bedarf das „sch“ in Meschrabpom keiner Verteidigung, wurde es doch von Anfang an so geschrieben. Kurz: so exakt wie möglich, so exakt wie nötig; ein Buch für normale Leser muss nicht zum philologischen Sanskrit geraten.

Alexander Kluge bemerkte einmal, die Linke habe die besseren Begriffe, die Rechte die besseren Bilder. Dass es ein-

mal anders war, führt das Buch vor. Es eröffnet Perspektiven und legt Spuren und stellt dafür Material und Gesichtspunkte bereit. Wer am Thema interessiert ist, wird den Spuren folgen und eigene Perspektiven einbringen. Dem Wissenden erschließt sich der neueste Forschungsstand, dem an Film und Geschichte Interessierten verschafft es Vertiefung, beide entlässt es mit einem Mehrwert: Papierqualität, Satz, Druck, Bindung sind ein Fest fürs Auge. Fotos spiegeln rare Ansichten von Studio, Künstlern, Mitarbeitern. Ganzseitige Filmplakate geben visuelle Kürzel der Filmstilistik, auch wenn zur Plakatkunst jener Jahre ein Textbeitrag fehlt. Die Zeitschrift „Das Neue Russland“ von 1927 war da schon mal weiter (siehe Sowjetrussische Plakatkunst, in: Berliner Begegnungen. Ausländische Künstler in Berlin 1918 bis 1933, Berlin 1987, S.288f.), und Nina Baburina hat dafür 1985/1989 vorgearbeitet (Das sowjetische Filmplakat der 20er Jahre, in: Sowjetische Stummfilmplakate, Düsseldorf 1985; Sovetskij zrelščnyj plakat: teatr, cirk, balet, kino 1917-1987, Moskva 1990). Das ist mehr als Textillustration, das ist historisch-kulturelles Quellenmaterial wie die zitierten bzw. beigegebenen Dokumente. Das Buchformat selbst greift Malewitschs Schwarzes Quadrat auf und gibt es dem Leser gewichtig in die Hand. Ein Schatz der Filmgeschichte und der Geschichte, welcher Bewahrung, Pflege, Förderung und Forschung verdient. Hrsg., Autoren und Verlag seien bedankt. Das Buch ist ein Ereignis und sein Geld wert.

Günter Jordan

Stephan Stracke: Die Wuppertaler Gewerkschaftsprozesse. Gewerkschaftlicher Widerstand und internationale Solidarität (Verfolgung und Widerstand in Wuppertal, 12), Verlag de Noantri, Bremen-Wuppertal 2012, 546 S., ISBN 978-3-943643-00-8

Die in die Geschichte des Widerstandes gegen das NS-Regime eingegangenen Wuppertaler Gewerkschaftsprozesse umfassten 48 Teilprozesse mit insgesamt 849 Angeklagten. Stephan Stracke, Stipendiat der Hans-Böckler-Stiftung und heute Lehrbeauftragter der Bergischen Universität Wuppertal, wendet sich mit seiner umfangreichen Studie über den gewerkschaftlichen Widerstand gegen das nationalsozialistische Terrorregime am Beispiel der Wuppertaler Gewerkschaftsprozesse gegen die von ihm und von vielen anderen Historikerkollegen beklagte Tendenz, dass der Widerstand aus der Arbeiterschaft abqualifiziert wird. Wie er in seiner Einleitung schreibt, wird versucht, ihn unsichtbar zu machen. Ein großer Gewinn dieser Arbeit ist, dass S. es nicht bei der Darstellung und Einordnung der Prozesse bewenden lässt, sondern die Schicksale der Aktivisten des Widerstandes im Bergischen Land, aber auch ihrer Gegenspieler bis in die Nachkriegszeit und darüber hinaus verfolgt.

Die fast 600 Seiten sind eine gekürzte Fassung seiner Dissertation. Eingebettet in die Gesamtgeschichte des Widerstandes 1933 bis 1945 beschreibt S. im ersten Abschnitt die industrielle Struktur, das sozialistische Milieu, skizziert die Arbeiterbewegung in Wuppertal und Velbert. Beide Städte waren Hochburgen der KPD, aber auch die NSDAP erzielte am Ende der Wei-

marer Republik enormen Stimmengewinn. S. schildert die „Machtergreifung“ und den sich formierenden Widerstand. Er verfolgt dabei u. a. die Lebenswege der Hauptakteure, so der Mitarbeiter des geheimen Antimilitaristischen Apparates (AM-Apparates) der KPD in Wuppertal Ewald Funke, Karl Ibach und anderer. Er untersucht dabei auch den Anteil jüdischer Kommunisten in diesem Apparat. S. kommt weiter zu dem Schluss, dass der sozialdemokratische Widerstand in der Wuppertaler Region zahlenmäßig vergleichsweise schwach ausgeprägt war, zeigt aber an Beispielen, wie Sozialdemokraten in kommunistischen Widerstandsgruppen mitarbeiteten.

Seit dem Frühjahr 1934 war es der KPD im Wuppertaler Raum gelungen, neue illegale Organisationen aufzubauen, doch Anfang 1935 gelang es Gestapo und Sicherheitsdienst, die meisten dieser Widerstandsgruppen zu zerschlagen. Unter Vorsitz von Landgerichtsdirektor Schauwecker führte der 1. Senat des Volksgerichtshofes im November 1935 in Wuppertal den Prozess gegen Ernst Bertram u. a. durch. Die Richter bestrafte die 13 Angeklagten mit Gefängnisstrafen zwischen neun Monaten und zwei Jahren bis hin zu Zuchthausstrafen zwischen 30 Monaten und 15 Jahren.

Antifaschisten, die aus Deutschland in die Niederlande emigriert waren, fanden sich mit niederländischen Bürgern im Weihnachten 1935 gegründeten „Centraal Comité Wuppertal Process“ zusammen. Dass sich hier besonders die KPD-Abschnittsleitung in Amsterdam und die Rote Hilfe engagierten, ist unstrittig. Wichtig war vor allem, so S., dass das Wuppertal-Komitee die Angeklagten und ihre Angehö-

rigen auf vielfältige Weise unterstützte. Pressebulletins informierten über die Repression der nationalsozialistischen Verfolgungsbehörden, die Geständnisse durch Folter und Misshandlungen erpressten. 1937 stellte das Wuppertal-Komitee seine offizielle Tätigkeit ein, andere Ereignisse wie der spanische Bürgerkrieg und die Unterstützung der Volksfrontregierung standen im Mittelpunkt des Interesses.

Der Autor wendet sich in seiner Arbeit auch dem Komplex Verrat und V-Männer der Gestapo zu. Er zeigt, dass die Feststellung von Wilhelm Mensing (siehe Ex-kommunistische V-Leute der Gestapo im Rhein-Ruhr-Gebiet, in: Simone Barck/Ulla Plener [Hrsg.]: Verrat. Die Arbeiterbewegung zwischen Trauma und Trauer, Berlin 2009, S.173-186), der Großteil von Funktionären des AM-Apparats sei im Spitzeneinsatz für Wuppertal und den Bezirk Niederrhein gewesen, nicht zu belegen ist. Es gebietet jedoch die Wahrheitspflicht, die Fakten nicht zu verschweigen. Tatsache ist, dass überall in Deutschland unter brutaler Folter viele zusammenbrachen und dann ausführlich über bekannte Vorgänge und Personen berichteten. Im Gegensatz zur heroisierenden Darstellung der Antifaschisten und ihres Kampfes in der „realsozialistischen“ DDR-Geschichtsschreibung weiß jeder sachkundige Leser, dass es fehlbare Menschen waren, Menschen aus Fleisch und Blut, mit all ihren Ängsten und Zweifeln.

Abschließend schildert S., wie schwer sich die bundesdeutsche Gesellschaft bis heute mit der Ehrung von Widerstandskämpfern aus der Arbeiterbewegung tut, besonders wenn sie Kommunisten waren. Beeindruckend für den Rezensenten sind das Quellen- und Li-

teraturverzeichnis und – last but not least, wie es sich für ein historisches Sachbuch gehört – das ordentliche Personenverzeichnis. *Andreas Herbst*

Die UdSSR und die deutsche Frage 1941-1949. Dokumente aus russischen Archiven, Bd. 4: 18. Juni 1948 bis 5. November 1949, bearb. von Jochen P. Laufer unter Mitarb. von Kathrin König und Reinhard Preuß, hrsg. von Jochen P. Laufer und Georgij P. Kynin, Duncker & Humblot GmbH, Berlin 2012, CXXX, 736 S., ISBN 978-3-428-13853-1

Die in Kooperation des Potsdamer Zentrums für Zeithistorische Forschung mit dem Archiv für Außenpolitik der Russischen Föderation erarbeitete dreibändige Edition wurde mit diesem Bd. unter Einbeziehung des Instituts für Allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften auf dreiseitiger Grundlage fortgesetzt. Die „Quellenauswahl“ bezog sich auf die Gesamtheit der Deutschland betreffenden deklassifizierten Akteinheiten – für die jedoch noch keine Findhilfsmittel zur Verfügung standen. Das Vorschlagsrecht für die Auswahl wurde gemeinsam von Georgij P. Kynin, Jochen P. Laufer und Aleksej M. Filitov wahrgenommen.

Im Unterschied zu den Bden. 1-3 fanden im vorliegenden Bd. in größerem Umfang (56 von 181 Dokumenten) überwiegend bisher unveröffentlichte Quellen aus vier weiteren russischen Archiven Aufnahme. Besonders hervorzuheben sind die 31 aus dem Russischen Archiv für soziale und politische Geschichte stammenden Quellen, darunter zahlreiche Beschlüsse des Polit-

büros der VKP(b). Die Bemühungen um Quellen aus dem Archiv des Präsidenten hatten nur geringen und aus dem Zentralen Archiv des Ministeriums für Verteidigung, in dem sich die Unterlagen des Obersten Chefs der SMAD und Oberbefehlshabers der sowjetischen Besatzungstruppen befanden, gar keinen Erfolg. Es bestehen also weiterhin beträchtliche Quellendefizite. Die Titel der russischen und der deutschen Ausgabe und die Auswahl der Dokumente darin stimmen überein, während Anmerkungen und Fußnoten die unterschiedlichen Bedürfnisse der russischen und der deutschen Leserschaft berücksichtigen. Die akribische Kommentierung der Dokumente im vorliegenden deutschen Bd. in 411 Anmerkungen mit einem Umfang von 159 Seiten erhöht den Aussagewert der Edition beträchtlich. Dem Bd. sind zwei Einführungen vorangestellt: Jochen P. Laufer: Die UdSSR, die ostdeutsche Staatsgründung und die Berlin-Krise 1948-1949, und Aleksej M. Filitov: Die sowjetische Deutschlandpolitik 1948-1949.

L. verfolgt das Konzept weiter, das er schon in den vorangegangenen Bden. als Interpretationsmodell entwickelt hat: Er behauptet, das Hinwirken der UdSSR auf eine stringente Sonderentwicklung der SBZ in Richtung Oststaat und Volksdemokratie bzw. Sozialismus sei von Einheitspropaganda lediglich drapiert gewesen. Demzufolge hebt er die die Teilungsoption ausweisenden Dokumente zur „Zentralisierung der Verwaltungen“, zum „Ausbau des Machtapparates der SED“ (insbesondere Kasernierte Volkspolizei), zur „Wirtschaftliche(n) Verselbstständigung“ und zum „Übergang zur langfristigen Wirtschaftsplanung“ als

Belege der vermeintlichen Hauptentwicklungslinie besonders hervor und schätzt ein: „Die Quellen [...] zeigen eine weitgehende Übereinstimmung zwischen der SMAD- und der SED-Führung.“ Beide gingen „1948 von einer bereits vollzogenen Teilung Deutschlands aus“ und konzentrierten sich unter Einheitslosungen „auf die Sicherung und Fortsetzung der Umwandlungen in der SBZ“ (S.XV) als Voraussetzung für die ostdeutsche Staatsbildung. Doch das trifft bei Lichte besehen nur für die Zeit von Mai bis Dezember 1948 zu, in der die SED eine solche, ihr von Tjulpjanov quasi aufgezwungene Orientierung befolgte, sich vom besonderen deutschen Weg zum Sozialismus abwandte und Kurs auf eine Entwicklung in Richtung Volksdemokratie nahm. Unverständlich, dass darüber keine Berichte überliefert worden sein sollen!

Demgegenüber belegen andere Quellen (Dok. 24, 72, 81), dass Stalin keineswegs von einer schon vollzogenen Teilung ausging, sondern an seinem Kurs auf eine Vier-Mächte-Regelung der deutschen Frage und am Abschluss eines Friedensvertrages festhielt und SMAD und SED im Dezember 1948 mit Nachdruck auf den Kampf um die Einheit Deutschlands, verbunden mit einer zurückhaltenden Politik in der SBZ, verpflichtete. Die in *dieser* Interpretation logische Kurskorrektur der SED, die für den Leser des Bd. freilich nicht verdeutlicht ist (L.s Kommentar hierzu gleicht einer Fehlinformation, s. S.XVII), erfolgte dann auf ihrer 1. Parteikonferenz im Januar 1949. Auch 1948/49 verflocht sich somit auf spezifische Art und Weise die seit 1945 als Kern einer mehrdimensionalen Politik verfolgte Doppeloption: Ausbau der

SBZ-Machtverhältnisse und Kampf um die Einheit Deutschlands.

Ernsthaftigkeit und Gewicht der „Einheitsoption“ zeigten sich auch darin, dass der Ausarbeitung des Grundgesetzes nicht mit der Ausarbeitung der Verfassung für den Oststaat begegnet wurde, sondern mit der Erarbeitung einer Verfassung für eine gesamtdeutsche demokratische Republik. (Dok. 39, 45, 47, 48, 57, 147) Die Arbeit des nicht dokumentierten Verfassungsausschusses des Deutschen Volksrates stand in Intensität und verfassungstheoretischem Niveau der des Parlamentarischen Rates zur Ausarbeitung des Grundgesetzes keineswegs nach – und das betraf auch das Ergebnis dieser Arbeit, das der Öffentlichkeit zur Diskussion unterbreitet und schließlich vom 3. Deutschen Volkskongress verabschiedet wurde. Die UdSSR knüpfte, wie auch in den Dokumenten in dieser Edition deutlich wird, an die Pariser Tagung des Rates der Außenminister Hoffnungen auf eine Kompromissregelung in der deutschen Frage, sozusagen noch in letzter Minute, wobei möglicherweise Kennans Plan A, der aber dann keine Berücksichtigung fand, eine Rolle spielte. (Dok. 118, 119, 121-124, 127, 128) Doch die Entscheidung zur Weststaatsbildung, die, wie die US- und UK-Aktenlage ausweist, schon 1947 endgültig gefallen war, erwies sich als irreversibel.

Filitov hebt hervor, die „im Sammelband enthaltenen Dokumente bestätigen, dass es im sowjetischen Herangehen an die Lösung der deutschen Frage zwei Optionen gegeben hat“. (S.XCI) Davon ausgehend entwickelt er – auch mit einem Österreich-Bezug – interessante Überlegungen zu alternativen Ansätzen und Möglichkeiten. Beim Le-

sen des Großteils der Dokumente, die sich mit den Beziehungen zu den Westmächten beschäftigen, bestätigt sich durchaus der (alte) Eindruck, dass die sowjetische Seite hartnäckig, ernsthaft und mit immer neuen Zugeständnissen um eine Verständigungsregelung der Berliner und der deutschen Frage bemüht war. Auch die erstmals veröffentlichten Aufzeichnungen über die inoffiziellen Gespräche zwischen dem sowjetischen Vertreter bei den Vereinten Nationen Malik und seinem amerikanischen Kollegen Jessup (Dok. 10) bekräftigen das. Es wird in den Dokumenten aber auch deutlich, dass die durch die separate Währungsreform ausgelöste Berlin-Krise die UdSSR schlecht vorbereitet traf, ihr Krisenmanagement katastrophal und dem Ansehen der UdSSR sehr abträglich war. Die Luftbrücke wirkte so gerade als beförderndes Vehikel für die Weststaatsbildung. Sie untergrub die von Stalin, wie deutlich wird, auf weitgehenden Fehleinschätzungen und damit verbundenen Illusionen beruhende Erwartung westdeutschen nationalen Widerstandes gegen die Spaltungspolitik. Fehleinschätzungen betrafen auch, wie gleichfalls deutlich wird, die Folgewirkungen der schweren Belastungen der SBZ durch Reparationsleistungen, Besatzungskosten und Uran-Bergbau (Ulbricht an Semenov: „Der Kampf um die Einheit Deutschlands kann nicht allein mit Agitation geführt werden.“ Dok. 143, S.415). Die letzten rund 20 Quellen dokumentieren die Schritte und Maßnahmen zur Gründung der DDR (Nationale Front, Moskauer Besprechung, Bildung von Volkskammer und Regierung, Verfassung, Verschiebung der Wahlen auf 1950, Einheitslisten etc.) und zur Schaffung der So-

wjetischen Kontrollkommission mit einigen neuen Details, aber doch weitgehend Bekanntem. Keine Dokumente findet man zu der noch immer nicht restlos geklärten Frage, wie es dazu kam, dass die gesamtdeutsche Verfassung zur Verfassung der DDR umfunktioniert wurde und wie daraus erwachsene Probleme reflektiert wurden. Insgesamt kann man dem vierten Bd. attestieren, dass er eine gelungene Weiterführung der bedeutsamen Edition darstellt und durch die zweifache Einführung noch gewonnen hat. Seine Stärken liegen insbesondere in der mit hohem Neuigkeitswert verbundenen Dokumentation der Berlin-Krise und des in sich widersprüchlichen Ringens der UdSSR um eine Verhandlungsregelung der Berliner und der deutschen Frage.

Rolf Badstübner

Maciej Górny: „Die Wahrheit ist auf unserer Seite“. Nation, Marxismus und Geschichte im Ostblock (Europäische Diktaturen und ihre Überwindung, 16), Böhlau Verlag, Köln-Weimar-Wien 2011, 440 S., ISBN 978-3-412-20702-1

In der etablierten Geschichtswissenschaft ist der orientierende Blick in der Regel nach Westen gerichtet. Was so in Osteuropa diskutiert, geforscht und geschrieben wurde, war bestenfalls für eine Handvoll Spezialisten von Interesse. Für die Unterfütterung von Totalitarismusschemata genügten Bruchstücke. Es ist das besondere Verdienst von Maciej Górny, die polnische, tschechische und slowakische Historiografie der 1950er-Jahre und deren Vorgeschichte, die schon wegen der Sprachbarrieren nicht Allgemeintum sind, erschlossen

und in wichtigen Linien dargestellt zu haben. Dem ordnet er die DDR-Historiografie jener Jahre zu. Er geht davon aus, dass es nicht genügt, die jeweiligen Historiografien des ehemaligen Ostblocks mit der sowjetischen zu vergleichen. G. plädiert für „ein erweitertes Verständnis der ostmitteleuropäischen (aber auch der südosteuropäischen) Geschichte“ (S.307) und des sich daraus ergebenden unerschöpflichen Vergleichsmaterials. Respekt flößt allein der Umfang der Literatur ein, der für einen solchen Ansatz zu verarbeiten war.

Nach der Erläuterung der Themen und Forschungsmethoden verwendet der Autor weitere hundert Seiten für die Skizzierung der institutionellen und personellen Entwicklung der Geschichtswissenschaft in den untersuchten Ländern zwischen 1945 und 1949. Dieses Kapitel versteht er als Einleitung. Ein weiteres Kapitel wendet sich dem Verhältnis der marxistischen Historiker zu den jeweiligen nationalen historiografischen Traditionen zu. Dessen Quintessenz kann in der Aussage zusammengefasst werden, dass die marxistisch-leninistische Geschichtswissenschaft stärker in diesen Traditionen verankert war als gemeinhin angenommen wird. Eine Aussage, die den Insider wenig überrascht. Das nächste Kapitel wendet sich den marxistischen Interpretationen der Nationalgeschichten, ihren Analogien und Unterschieden zu. Dies wird an den Themen Feudalismus, antifeudale Revolution, Große französische Revolution und antinapoleonischer Kampf, den Nationalbewegungen des 19. Jh. sowie der Oktoberrevolution und ihren Wirkungen abgehandelt. Das Buch schließt mit einer Zusammenfassung. Deren Quint-

essenz lautet, die Historiografie der stalinistischen Zeit stehe „bei ihren Vorgängern sehr viel stärker in der Schuld, als dies nach einer Lektüre der Manufeste der ‚methodologischen Wende‘ auf den ersten Blick scheinen mag“. Die Möglichkeit, die osteuropäischen Kompetenzen der DDR-Geschichtswissenschaft nach 1990 als Bereicherung zu nutzen, sei nicht aufgegriffen worden. Verfestigt habe sich dagegen das „vereinfachte Bild einer DDR-Geschichtswissenschaft, die den Befehlen Moskaus folgend einen deutsch-deutschen Kampf führte“. (S.398)

Die Publikation, die aus der Dissertation des polnischen Autors an der Polnischen Akademie der Wissenschaften aus dem Jahre 2007 hervorging, lässt trotz ihres bemerkenswerten Umfangs noch einige Wünsche offen. So suggeriert der Untertitel dem Leser, Ausführungen zur Diskussion um die nationale Frage zu finden. Dieses Thema wird jedoch nur verstreut im Kontext historischer Ereignisanalysen berührt. Es geht in der Darstellung vorrangig um das Verhältnis zur jeweiligen Nationalgeschichte und nicht um die marxistischen Nationentheorien. Auf die für das Verhältnis zur Nationalgeschichte und ihrer Interpretation in der DDR nicht unwesentliche „nationale Grundkonzeption“ geht der Autor ebenfalls nicht ein. Die Frage, was ist Stalinismus bzw. Stalinisierung in der Wissenschaft, ist gleichfalls eine vertiefende Diskussion wert. Die Etablierung „parteinaher Marxisten“ und ihre letztlich Dominanz im Wissenschaftsbetrieb können m. E. nicht ohne weiteres mit Stalinisierung gleichgesetzt werden. (S.90) Da führt „die Übernahme der methodischen Postulate des Marxismus in seiner verknöcherten stalinistischen Ver-

sion“ (S.389) als Ansatz schon weiter. Richtig ist auch der Hinweis, der Vorwurf des Stalinismus dürfe nicht nur auf die Geisteswissenschaften beschränkt werden. Er war auf „anderen Gebieten der Wissenschaft gegenüber mindestens ebenso destruktiv“. (S.172) Zweifel sind anzumelden bei der Behauptung, das Lutherbild der DDR habe sich mit dem Verzicht auf die deutsche Einheit und „der Idee einer ostdeutschen Nation“ ursächlich gewandelt. (S.290) Die Ausarbeitung eines differenzierten Lutherbildes geht von der Diskussion um den Charakter der Reformation als frühbürgerliche Revolution aus. Diese und andere Grundsatzdebatten fanden dann Eingang in ein erweitertes Verständnis von Erbe und Tradition.

Die außerordentliche Materialfülle birgt verständlicherweise Probleme. Kernaussagen verschwinden so schnell hinter zu vielen Details. Die Kontroverse zwischen Alfred Meusel und Ernst Engelberg beispielsweise hätte sicher nicht so viel Raum beanspruchen müssen. Die Ergebnisse der DDR-Forschung aus den 1980er-Jahren zur Entwicklung ihrer eigenen Zunft werden kaum reflektiert; was wohl daran liegt, dass sie meist unveröffentlicht nur als Dissertationen vorliegen. Bei dem erwähnten Gedicht von Johannes R. Becher handelt es sich nicht um die „Kinderschule“ sondern um die „Kinderschuhe aus Lublin“. (S.119)

„Diese Bereicherung der revisionistischen und der postsowjetischen Marxismus-Diskussion darf sich die internationale Geschichtswissenschaft nicht entgehen lassen.“ (S.10) Diesem abschließenden Satz des Geleitwortes von Klaus Zernack ist nicht viel hinzuzufügen.

Jürgen Hofmann

Konrad H. Jarausch u. a.: Sozialistisches Experiment und Erneuerung in der Demokratie. Die Humboldt-Universität zu Berlin 1945-2010 (Geschichte der Universität Unter den Linden 1810-2010, 3), Akademie Verlag GmbH, Berlin 2012, 715 S., Abb., ISBN 978-3-05-004668-6

2010 beging die Humboldt-Universität zu Berlin (HUB) ihren 200. Geburtstag. Ihrer Geschichte ist ein voluminöses, ein 2-Jahrhunderte-Werk in sechs Bden. gewidmet. Fünf Autoren beschreiben in Bd. 3 die ereignisreiche Zeit von 1945 bis 2010. Alle Kapitel sind übersichtlich in Abschnitte gegliedert. Die Autoren stützen sich auf umfangreiche Quellen, Archivalien, Literatur und Zeitungen. Leider gibt es neben dem Personen-, Tabellen- und Abbildungs-Verzeichnis keine Literaturübersicht.

Für das JahrBuch sei ein Leitgedanke, den Konrad H. Jarausch abschließend formuliert hat, herausgehoben: Die Wissenschaftspolitik im „realen Sozialismus“ verlor die „Aufklärungshoffnungen der Arbeiterbewegung“ aus den Augen. Ihre Umgestaltung war „unausweichlich“. (S.688) Darauf, auf das Ende der DDR, sind alle Beiträge in diesem Bd. orientiert.

Im ersten Kapitel (Reimer Hansen, S.17-123) werden die komplizierten Verhältnisse, die materiellen und ideellen Probleme der unmittelbaren Nachkriegszeit 1945-1949 dargestellt. Anscheinend ganz selbstverständlich begannen schon im Mai 1945 die Vorbereitungen für die „Neueröffnung“ bzw. „Wiedereröffnung“ der Universität, deren Hauptgebäude zerstört, deren Lehrkörper wie die Studenten nur zu geringem Teil zugegen waren. Die offi-

zielle Eröffnung erfolgte am 26.1.1946. Gemeinsame Zielsetzung war eine „antifaschistisch-demokratische Erneuerung“, wobei sehr bald Widersprüche in der Auffassung von Demokratie in Politik und Wissenschaft aufbrachen. Die letzte, diktatorische Bestimmung lag bei der SMAD, verantwortlich war General Pjotr A. Solotuchin. Hervorgehoben wird die Arbeit von Paul Wandel, Präsident der Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung; er maß „der Realisierung der alten politischen Forderung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung nach vollständiger Teilhabe aller Begabungen, speziell auch der Arbeiter und Bauern, an Erziehung, Unterricht, Ausbildung und Studium in Schule und Hochschule zentrale Bedeutung bei“. (S.41) Sein Ziel war eine „Volksuniversität“. In der Universität hatte die neue Konzeption zunächst wenige Anhänger. Es werden die „Remigranten“ positiv erwähnt, sie wirkten bei der „erzwungenen Umwandlung“ mit. (S.61)

Wirksam für das neue politische Profil waren die Vorstudienanstalt, die spätere Arbeiter- und - Bauern-Fakultät (1949), und die 1946 formierte Pädagogische Fakultät. „Die Entnazifizierung stieß auf große Widerstände“ (so Annette Vogt, S.166). Die Betriebsgruppe der (bei H. „sowjetkommunistischen“) SED hatte 1947 etwa 600-700 Mitglieder (Lehrkörper, Angestellte und Studenten). Die FDJ-Gruppe (seit 8.11.1948) zählte zunächst rund 530 Mitglieder, etwa ein Zehntel der Studenten, was sich im Studentenrat widerspiegelte (von 30 Mitgliedern drei FDJler). Gegen die „faktische Sowjetisierungsstrategie“ (S.99) entwickelte sich eine Opposition. Im Zusammenwirken mit US-Institutionen entstand

die Freie Universität Berlin in Dahlem (4.12.1948).

Annette Vogt konzentriert sich in ihrem Kapitel „Wiederaufbau der Berliner Universität bis zum Jubiläum 1960“ (S.125-250) auf die „Binnenperspektive“ der Humboldt-Universität (so seit 1949). Sie stützt sich vor allem auf Senatsprotokolle, findet aber auch Platz für herausragende Persönlichkeiten, die Rektoren, die Remigranten und weibliche Hochschullehrerinnen. In einem gesonderten Abschnitt über die SED stellt sie fest, dass die „später alles überragende“ Abteilung Wissenschaft des ZK der SED „in den Anfangsjahren nur geringe Bedeutung“ hatte. (S.143) Es wird auch hier keine Geschichte der Parteiorganisation an der HUB vorgelegt, aber ihre „langsame Entwicklung“ sehr präzise verfolgt. Die Einnischung der SED bis zur Dominanz erfolgte auf mehreren Ebenen, von der ZK-Abteilung, über die Bezirks- und die Kreisleitung bis zur SED-Grundorganisation der HUB und der Parteigruppe im Seminar. Die SED „vor Ort“ trat erst „nach 1952 immer dominierender in Erscheinung“ (S.145), also nach der sogenannten 2. Hochschulreform. Ab 1957 gab die SED die Zeitung „Humboldt-Universität“ heraus. Mit Werner Hartke übernahm erstmals ein SED-Mitglied das Rektorat 1957-1959. Der bald nach 1989 erhobene Vorwurf, die meisten Hochschullehrer seien Mitglied der SED gewesen, traf selbst am Ende der DDR nicht zu. (S.148) Die Ereignisse vom 17. Juni 1953, stärker noch die des Jahres 1956, führten einerseits zu Auseinandersetzungen über politische Grundfragen und „eine[r] gewisse[n] Liberalisierung“ (S.206f., 218f.), andererseits zu tieferem Nachdenken und zur Abkehr von der SED,

etwa bei Robert Havemann (S.251), jedoch nicht zur grundsätzlichen Reform und zum Ende der Repressalien unterschiedlicher Art im Hochschulbereich. Das Jubiläum 1960 zeugte gewissermaßen vom Ende der Wiederaufbau-Periode der HUB.

Die Rahmenbedingungen für die Hauptstadt-Uni änderten sich mit der Grenzbefestigung 1961 grundsätzlich und fanden in der 3. Hochschulreform 1968 ihren Niederschlag. Matthias Middell gibt in seinem Kapitel „Die Humboldt-Universität im DDR-Wissenschaftssystem“ (S.251-352) einen gründlichen Einblick in dieses. Er meint, es sei eine 4. Hochschulreform nötig gewesen, zu der es bis 1989 jedoch nicht kam. Trotz Strukturveränderungen blieb es bei dem „von der SED beanspruchten Primat der Politik über die wissenschaftliche Einsicht“. Die hauptstädtische Uni erfreute sich einer „besonderen politischen Aufmerksamkeit“. (S.254) Mit der Bildung der SED-Kreisleitung an der Universität 1961 (S.251) verstärkte sich der SED-Einfluss auf die Leitung der HUB, sie konnte jedoch die fragile Stimmung und den Unmut nach dem August 1961, nach der Entlassung Havemanns 1964 und nach den Ereignissen 1968 nicht beheben.

Die „Ära Honecker“ ist mit „Bleierne Zeit“ (S.331) überschrieben. Symptomatisch die Biermann-Ausbürgerung 1976. Sie zerstörte alle Hoffnungen auf eine kulturell-politische Entspannung. (S.332) M. untersucht die Sozialgeschichte an der HUB und ihre Stellung in der Stadt: „der Fluch der Hauptstadt“ – ihre Vernachlässigung in Bau und Ausbau. Gesondert wird die Universitätsbibliothek vorgestellt. Es sind keine besonderen Anstrengungen

der SED-Organisation für die Lösung dieser wichtigen Fragen verzeichnet, auch der vermutlich aktive FDGB wird nicht erwähnt. Erstmals und einmalig wird über das Einkommen der Mitarbeiter im Kapitel über das MfS (S.487) informiert. Interessant ist die Ersterwähnung eines „reformsozialistischen Grüppchens“ mit Prorektor Dieter Klein. (S.350)

In einem gesonderten Kapitel beschreibt Ilko-Sascha Kowalczuk den Einfluss des MfS an der HUB nach 1953, 1956, 1961 und 1968 (S.437-553); das Kapitel fällt aus der chronologischen Reihenfolge heraus, es ergeben sich einige Überschneidungen. K. unterstreicht, dass in der DDR nicht das MfS, sondern die SED die „eigentliche Entscheidungsinstanz“ seit der Übergabe der Entscheidungsbefugnisse von der SMAD an die DDR war. (S.442) Das MfS verstand seine Tätigkeit als „Parteiarbeit“. Die Doppelstruktur in Staat und Gesellschaft reichte bis an die Basis. Der „Befehlsgeber“ für das MfS war die SED, entsprechend hätten sich die Beziehungen an der HUB bis 1990 gestaltet. K. zeigt, wie die Ereignisse von 1953, 1956, 1961 dauerhafte Erschütterungen bewirkten. Sehr genau sind die Strukturen des MfS an der HUB beschrieben, die Verflechtungen und Bevormundungen bis 1990, wenn auch noch manche Fragen offen bleiben.

Das abschließende Kapitel „Das Ringen um Erneuerung 1985-2000“ hat Konrad H. Jarausch verfasst (S.555-690). Der erste Abschnitt „Höhepunkt und Erosion sozialistischer Wissenschaft“ zeigt zwei Entwicklungslinien: „Zaghafte Modernisierungsversuche“ und die „anschwellende Kritik“, deren „Aufbrechen“ 1989. „Erste Reformbemühun-

gen“, die die „Verteidigung eines besseren Sozialismus“ zum Ziel hatten und von Rektor Heinrich Fink im Frühjahr 1990 betrieben wurden, sind im nächsten Abschnitt behandelt. Diese „Versuche der Selbstreform“, getragen von der entmachteten, gewandelten „Nebenregierung“ der PDS, von der FDJ und einer Mehrheit der Professoren, blieben aber stecken. (S.603) Es setzte sich die „Umgestaltung von außen 1990 - März 1994“ durch. (S.615) Der Abberufung Finks folgten die „Abwicklung“ und die „Einpassung in die Berliner Hochschullandschaft“, d. h. in die westdeutschen Hochschulgesetze. (S.632) Es erfolgte eine grundsätzliche Personal- und Strukturumwandlung: Vier Fünftel des wissenschaftlichen Personals wurden ausgetauscht. Die politische Auseinandersetzung verlagerte sich ins Abgeordnetenhaus. Über das Schicksal der bis dahin mitgliederstarken SED/PDS wird nicht weiter berichtet; es bildete sich eine SPD-Betriebsgruppe. Der Abschnitt „Sparauflagen und Neuprofilierung – die Entwicklung seit 1994“ beschreibt den folgenden Wandel. Die „Resultate des Neubeginns“ (S.685) sind zwar sehr interessant, erlauben aber keinen Bezug auf „Arbeiterbewegung“. Ergänzend ist Bd. 6 der Geschichte der HUB „Selbstbehauptung einer Vision“ (2010) zu nutzen. Jarausch schreibt: „Notwendigerweise“ muss diese erste Darstellung mit „einer gewissen Vorläufigkeit“ behaftet sein, es sind „die Erinnerungen an die SED-Herrschaft noch nicht verblasst und ihre emotionale Spannweite reicht von Trauer über das fehlgeschlagene Experiment des Sozialismus bis zur Freude über die erfolgreiche Selbstbefreiung von der Linksdiktatur“. (S.9)

Ingo Materna

Rüdiger Wenzke: Ulbrichts Soldaten. Die Nationale Volksarmee 1956 bis 1971 (Militärgeschichte der DDR, 22), Ch. Links Verlag, Berlin 2013, IX, 799 S., ISBN 978-3-86153-696-3

Geschichten über die Armee des untergegangenen deutschen Staates DDR sind schon so einige geschrieben worden, aber noch keine Geschichte. So scheint es nach mehr als zwei Jahrzehnten eine dringende Aufgabe zu sein, sich dieser Herausforderung zu stellen. Der Mitarbeiter des Militärgeschichtlichen Forschungsamts (heute Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften) der Bundeswehr, der Militärhistoriker Rüdiger Wenzke, ist einer der wenigen vom Militärgeschichtlichen Institut der DDR übernommenen Mitarbeiter und versucht sich nach einigen Vorstudien an diesem gewaltigen Unterfangen. Aber eine umfassende, ausgewogene, quellenbasierte Geschichte der Streitkräfte der DDR liegt auch mit diesem Bd. nicht vor.

Hier gilt es eine Geschichte der „Nationalen Volksarmee“ (NVA) bis zum Jahre 1971 anzuzeigen, nicht allerdings eine Geschichte von „Ulbrichts Soldaten“ – ein allzu flapsiger Titel, der nicht einer wissenschaftlichen Publikation die Überschrift geben sollte. Dabei handelt es sich um eine der besten Darstellungen zur Geschichte der NVA, nicht nur wegen der vielen ausgewerteten Akten und sonstigen Dokumente sowie der bislang vorliegenden Fachliteratur, sondern auch wegen des Bemühens um eine weitgehend sachliche Kommentierung des Dargestellten. Natürlich wird der Leser auch Argumentationsmuster und Formulierungen finden, die eher dem Zeitgeist geschuldet sind, als dass sie die damaligen

Begebenheiten widerspiegeln. So beschäftigt sich W. mit den Beziehungen zwischen Kirche und NVA, die schon von Anfang an zerrüttet waren, und schreibt: „Die Kirche galt [...] für die Kommunisten als westhörig.“ (S.355) Mit letzteren meint er die SED. Nun dürfte gerade zu jener Zeit ein großer Teil der SED-Mitglieder noch aus der Sozialdemokratie gekommen sein. Warum setzt W. die SED mit Kommunisten gleich?

Hauptanliegen ist die wissenschaftliche Untersuchung der Etappe des Aufbaus der NVA und ihre Konsolidierung als sozialistische Koalitionsarmee im Warschauer Pakt von der Mitte der 1950er-Jahre an bis etwa 1970/71. Dabei sollten Anspruch und Wirklichkeit der DDR-Armee miteinander verglichen und Legenden hinterfragt werden.

Abgesehen von einigen Ungenauigkeiten und weiteren unangemessenen Flapsigkeiten in der Sprache, werden viele interessante Themen aus der NVA-Geschichte angesprochen, wie die Einführung des Wehrersatzdienstes oder eben das Verhältnis Armee-Kirche. Gerade zu diesen Fragen, wie auch etwa zum Verhältnis junger NVA-Soldaten jüdischen Glaubens zum Wehrdienst, muss noch viel geforscht werden, bis solche Mutmaßungen wie „wahrscheinlich“, „offenbar“ und „möglicherweise“ (alle auf S.366) zukünftig nicht mehr als wissenschaftliche Erkenntnisse ausgegeben werden müssen.

In 18 weiter untergliederten Kapiteln wird versucht, die Geschichte der Gründung und Konsolidierung der NVA nachzuzeichnen. Viele Entwicklungslinien und Hintergründe werden dafür aufgearbeitet. Besonders spannend sind die Ausführungen über die von der NVA-Führung gesuchten Tra-

ditionen, denn diese deutsche Armee wurde – so auch eine Kapitelüberschrift – „zwischen Wehrmachtserbe und Sowjetisierung“ (S.83) aufgebaut. Auf diesem schmalen Grad musste die NVA ihre Legitimation, Identität und Anerkennung suchen.

Manche pauschalen Aussagen bleiben unkommentiert stehen, wie die Behauptung, die Streitkräfte („in Gestalt der am 18. Januar 1956 offiziell gegründeten NVA“) der DDR wären auch ein unerlässliches Mittel der Herrschaftssicherung der SED nach innen gewesen. (S.3) In dem voluminösen Bd. wird dann aber nur auf knapp drei Seiten auf „NVA-Einsatzoptionen gegen die eigene Bevölkerung“ (S.79-82) eingegangen. Solche Überlegungen gab es demzufolge nur in der Anfangs- und Orientierungsphase der NVA. Interessant wäre es gewesen, wenn der Vf. seine These, falls es solche Optionen auch nach dem Mauerbau gegeben hat, weiterverfolgt hätte, bis hin zur Haltung der NVA im November 1989. Aber vielleicht wird W. sich noch in einem Folgebd. mit dieser Frage beschäftigen.

Ausführlich wird auf die Einführung der Wehrpflicht 1962 sowie auf die Einbindung der NVA in das östliche Bündnis eingegangen. Umfassend beschreibt W. die Personalentwicklung der Armee und den Dienstalltag der Soldaten und Offiziere. Aber auch Themen wie „Frauen und Männlichkeit in der Truppe“ (S.369) oder Militärstrafvollzug, die Widerspiegelung der NVA im zeitgenössischen Kunstschaffen oder die Militärgeschichtswissenschaft in der DDR werden – freilich relativ kurz – behandelt. Der Rezensent gewann zuweilen den Eindruck, dass bestimmte Themen, wie

das der Homosexualität in der NVA, lediglich am Beispiel individueller Ereignisse bearbeitet wurden – abhängig vom Glück eines Aktenfundes. Dies ist durchaus legitim, jedoch sollten solche nur als Einzelfälle belegten Vorgänge nicht wie systemimmanente behandelt und bewertet werden.

Es kann trotz allem geurteilt werden, dass hier ein wichtiges Buch vorliegt, welches relevante Forschungsergebnisse zusammenfasst. Allerdings wurde kaum auf Lücken in der Forschung aufmerksam gemacht. Stattdessen versuchte der Vf., die Defizite durch Schilderungen im Konjunktiv anzudeuten. Es kann sich also nur um einen Baustein, wenn auch um einen nicht unwichtigen, zur Geschichte der NVA handeln.

Ulrich Ramm

Heiner Bröckermann: Landesverteidigung und Militarisierung. Militär- und Sicherheitspolitik der DDR in der Ära Honecker 1971-1989 (Militärgeschichte der DDR, 20), Ch. Links Verlag, Berlin 2011, XII, 952 S., ISBN 978-3-86153-639-0; **Winfried Heinemann: Die DDR und ihr Militär** (Beiträge zur Militärgeschichte – Militärgeschichte Kompakt, 3), Oldenbourg Verlag, München 2011, 224 S., ISBN 978-3-486-70443-3

Heiner Bröckermann ist Berufsoffizier und Historiker. Er leitete am Militärgeschichtlichen Forschungsamt der Bundeswehr (MGFA) ein Sachgebiet, seit dessen Umbildung 2013 in das Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr (ZMS-Bw) wirkt er dort als Dozent. Der Bd. ist die gedruckte Fassung seiner an der Philosophischen Fakultät der Univer-

sität Potsdam verteidigten Dissertation. Das Buch ist in sechs Kapitel gegliedert, eine Einleitung, vier chronologisch angelegte, thematische Abschnitte und eine Schlussbetrachtung. Es basiert auf einer umfangreichen Literaturlauswertung sowie ungedruckten Quellen aus verschiedenen Archiven (Bundesarchiv, Bundesarchiv-Militärarchiv, SAPMO im Bundesarchiv, BStU u. a.). Damit liegt erstmals eine Gesamtbilanz zur Sicherheits- und Militärpolitik der DDR von 1971-1989 vor.

In den Kapiteln werden die Situation der Bündnis-Systeme sowie die Politik der BRD und DDR, darauf aufbauend die Entwicklung der DDR-Landesverteidigung, ihre Bedeutung und verschiedene Aspekte der Militär- und Sicherheitspolitik beschrieben und bewertet. Behandelt werden die „Sicherheitsarchitektur“ der DDR, das gesamte System der Landesverteidigung mit der NVA als deren Kern, dem Nationalen Verteidigungsrat, den mit Sicherheitsfragen befassten DDR-Ministerien für Nationale Verteidigung, für Staatssicherheit, des Innern und für Auswärtige Angelegenheiten. Beleuchtet werden das Verhältnis von Militär und Wirtschaft, von Militär und Wissenschaft, von Landesverteidigung und Sozialpolitik sowie Strukturen des Verteidigungssystems von „oben nach unten“. In der Einleitung informiert der Autor über Aufbau und Methodik seiner Untersuchung, gibt Begriffserklärungen und skizziert Forschungs- und Literaturstand. Im zweiten Kapitel bietet er auch einen Rückblick auf die Militär- und Sicherheitspolitik der 60er-Jahre. Das dritte Kapitel hat die „Ära der Entspannung“ zum Gegenstand und ist überschrieben mit „Landes-

verteidigung und Militarisierung“, das vierte Kapitel widmet sich der Sicherheits- und Militärpolitik im vom Autor als „zweiten Kalten Krieg“ bezeichneten Abschnitt an der Wende der 70er- zu den 80er-Jahren, und das fünfte Kapitel umfasst schließlich die Zeit von Mitte der 80er-Jahre bis 1989.

Selbstredend war die Sicherheitspolitik der DDR nicht von der Politik der SED-Führung zu trennen, ihren Einfluss auf das Militär hatte sich die SED über eine entsprechende Kaderpolitik und über die ständige Kontrolle durch den Parteiapparat gesichert. Der Autor folgert, dass die Ausrichtung der Führung der Landesverteidigung an den Parteistrukturen zwar das Primat der SED-Politik auf allen Ebenen durchgesetzt habe, aber gleichzeitig den Ausbau nach Bedürfnissen der modernen Kriegsführung eingeschränkt hat. (S.180) Durchgängig zeigt er, dass die mit der Landesverteidigung verbundenen Belastungen die Wirtschaftskraft der DDR überforderten. Letztlich habe sich in der Endphase der DDR gezeigt, dass die SED durch das Festhalten an ihrem sozialpolitischen Kurs die Qualität der Landesverteidigung zugunsten ökonomischer Fragen vernachlässigte, jedoch Versuche einer selbstständigen Sicherheitspolitik der DDR nie zu einem eigenständigen, von der Sowjetunion gelösten Kurs führten.

B. schreibt durchgängig von einer Militarisierung der DDR. Bereits einleitend betont er, die Arbeit gehe „auf die Militarisierung der DDR-Gesellschaft mit den Faktoren des gesellschaftlichen Gehorsams im Rahmen eines ‚militarisierten Sozialismus‘ unter Berücksichtigung der Wehrerziehung und der ‚Friedenspolitik‘ der SED“ ein. (S.7, 18) Eigenartig wirkt, was unter Mili-

tarisierung verstanden wird, so wenn es heißt: Die Militarisierung der Gesellschaft „war in erster Linie Teil des erziehungspolitischen Projektes einer ‚sozialistischen Persönlichkeit‘ und damit der Herrschaftspolitik der SED sowie in zweiter Linie Teil der Abgrenzungspolitik der SED“. (S.472) Mit der Formel „Militarisierung (fast) ohne Militär“ werden dann vom Autor auch die Ausschüsse und die Aktive der Nationalen Front als Beleg für die Militarisierung eingeordnet. (S.8, 458-468) Als Beweis für die „flächendeckende strukturelle Militarisierung“ der DDR dient B. die hohe Anzahl von Beschäftigten im Bereich der Landesverteidigung. Er kommt hier auf zehn Prozent der Bevölkerung. Vermutlich ist aber die erwerbstätige Bevölkerung gemeint, wenn behauptet wird: „Schätzungen gehen insgesamt von einer Zahl von 750.000 DDR-Bürgern aus, die sich [...] an den weitgefassen Aufgabenfeldern der Landesverteidigung beteiligten. Damit (! – der Rez.) wirkten im Durchschnitt zehn Prozent der DDR-Bevölkerung im Bereich der Landesverteidigung.“ (S.17) Der Autor zieht als Fazit: „Die umfassende Militarisierung unter der SED-Diktatur steht in der deutschen Geschichte wohl einzigartig da.“ (S.869) Allerdings kommt er zugleich zu dem Schluss: „Die Untersuchung für die Siebziger- und Achtzigerjahre bestätigte, dass von der Existenz eines Militarismus in der DDR nicht ausgegangen werden kann.“ (S.27)

Die Qualität der Analyse tritt an mehreren Stellen hinter das Maß an Fakten und die Materialfülle zurück. Ob der Bd., über dessen Aussagen man im Einzelnen streiten kann und muss, ein Standardwerk zur DDR-Sicherheitspolitik von den 70er-Jahren bis zu ihrem Ende wird, ist abzuwarten.

Ein anderes Anliegen verfolgt das zweite hier notierte Buch. Die in der „kompakt“-Reihe veröffentlichten Bücher sollen wissenschaftlich fundiert, kurz und verständlich sein und das jeweilige Thema in der historisch-politischen Bildung in- und außerhalb der Bundeswehr vermitteln. Dabei wird auf ausführliche Quellenangaben und Anmerkungen verzichtet, eine kommentierte Auswahlbibliografie soll den weiteren Zugang zur Thematik erleichtern. Der Autor Winfried Heinemann war bei Veröffentlichung des Buches Abteilungsleiter am MFGA und ist seit 2013 Chef des Stabes im ZMSBw. Er versucht, die gesamten vierzig Jahre DDR-Militärgeschichte mit all ihren Komponenten komprimiert in einem Überblick darzulegen, und stützt sich dabei nicht primär auf eigene Forschungen, sondern greift auf zahlreiche Veröffentlichungen seines Amtes und anderer Autoren zurück.

Der Bd. ist in sieben Abschnitte gegliedert. Einleitend skizziert der Autor den Forschungsstand. In der anschließenden „Epochenübersicht“ gibt H. eine gedrängte Übersicht über die Geschichte der NVA und des Systems der Landesverteidigung. U. a. vermerkt er, als einziger Staat des damaligen Warschauer Vertrags habe die DDR einen „waffenlosen“ Dienst (Bausoldaten) ermöglicht. Es schließen sich thematische Abschnitte an. Der Autor geht bei jedem Thema historisch vor, zeigt die Genese und Entwicklung des jeweils behandelten Sachverhalts. Im Kapitel „Streitkräfte, Politik und Gesellschaft“ erörtert H. die Rolle des Militärs in der DDR. Er geht insbesondere auf die Stellung der SED und des MfS in und zur NVA sowie auf die Traditionspflege und das Feindbild ein. Ein Kapitel

behandelt „Rekrutierung; Rüstung und militärische Innovation“. Unter „Kriegführung, operative Planungen und militärisches Denken“ beschreibt H. militärische Planungen in der NVA bzw. im Warschauer Vertrag. Die Darlegungen werden mit Grafiken, Fotos und Quellauszügen ergänzt. Der Anhang bietet u. a. Quellen und Literatur sowie ein Personenregister.

H. geht davon aus, dass die „DDR und ihr Militär Teil der deutschen Geschichte wie der deutschen Militärgeschichte“ waren. (S.9) Allerdings entwickelte sich die DDR-Sicherheits- und Militärpolitik „fremdbestimmt“ durch die Sowjetunion und die internationale Lage. (S.13) Zu den weiteren Grundaussagen von H. zählt, dass es keine klare Trennung zwischen „innerer“ und „äußerer“ Sicherheit gegeben habe, die NVA daher nicht allein der äußeren Sicherheit gedient habe. (S.10f.) Das „DDR-Regime“ wäre jederzeit bereit gewesen, zur „Sicherung seiner Herrschaft Gewalt nach innen und außen anzuwenden“. (S.58, 63) Als Beweis dient dem Vf., dass NVA-Offiziere sich zugutehalten, dass die Armee im Herbst 1989 nicht geschossen habe. Allerdings vergisst er anzumerken, dass der Verfassungsauftrag der NVA (§ 7 der DDR-Verfassung) sich ausschließlich auf den Schutz der DDR gegen „alle Angriffe von außen“ bezog. Zwar sieht H., wie schon B., in der DDR keinen Militarismus (als „politisches System, bei dem das Militär als Organisation illegitimen Einfluss auf die Politik nimmt“), aber einen hohen „Militarisierungsgrad der DDR-Gesellschaft“ („Militarisierung“ sei „Übernahme militärischer oder militärähnlicher Verhaltensweisen und Normen in das Alltagsleben auch der Zivilgesellschaft“. (S.63)

Auch dieses als Nachschlagewerk angelegte Buch enthält viele sachdienliche Informationen über die NVA und die DDR-Landesverteidigung, aber auch zahlreiche Fehler im allgemein-politischen wie auch im militärischen Bereich. So behauptet H.: „Die SED verstand sich von Anfang als ‚Partei neuen Typs‘“ (S.73) oder: die politische Hauptverwaltung des Ministeriums für Nationale Verteidigung sei eine Abteilung des ZK der SED gewesen (S.76). Auf militärischem Gebiet betreffen diese Fehler z. B. die genaue Fixierung der Unterstellungsverhältnisse der NVA im Warschauer Vertrag, die Manöver oder die Ausrüstung der NVA (S.33, 135). Die Informationen im Bd. sind also unzuverlässig, den Aussagen und Wertungen kann auch deshalb nicht kritiklos gefolgt werden. *Rainer Bert*

Bernd Faulenbach (Hrsg.): Das sozialdemokratische Jahrzehnt. Von der Reform euphorie zur Neuen Unübersichtlichkeit. Die SPD 1969-1982 (Die deutsche Sozialdemokratie nach 1945, 3), Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2011, VI, 266 S., ISBN 978-3-8012-5035-5

Der Autor, Vorsitzender der Historischen Kommission der SPD, befasst sich mit der Geschichte der SPD in der Zeit, in der sie unter Willy Brandt und Helmut Schmidt Regierungspartei war. Auch wenn er eingangs betont, dass er als engagierter Sozialdemokrat hier keineswegs „Geschichte von Innen oder in parteiischer Absicht“ (S.13) schreibe, ist verständlich, dass er Position für die SPD bezieht. Die Themenkomplexe der sachlich-chronologisch angelegten 17 Kapitel gehen ineinander über: die Deutsch-

land- und Außenpolitik (u. a. Kapitel IV, XIII); die innenpolitische Entwicklung und Reformen (u.a. V, XIV); die Wahlen und Regierungsbildungen (u. a. III, V, VI, X, XII, XV); Wirtschaftsfragen (u. a. VI, XI, XII, XIII) sowie Entwicklung, Selbstverständnis und Führungspersönlichkeiten der SPD (u. a. VII, VIII, IX, XV, XVI). Eingebunden sind darin die Entwicklung der Ost-West-Gegensätze, die Nord-Süd-Frage, die internationalen Konflikte, das Entstehen neuer Bewegungen, die Umweltdebatten und weitere diese Zeit bestimmende Probleme. F. geht detailliert auf die innere Entwicklung und den Wandel der SPD, auf ihre Mitgliedschaft, auf Organisationsstruktur und Führungsgremien ein. Seiner Meinung nach wird das Gewicht des hauptamtlichen Apparats seit der Organisationsreform von 1958 überschätzt. (S.271) Zugleich weist er aber nach, dass die Führung der Partei „in den 1970er-Jahren bei dem fast wöchentlich zusammentretenden SPD-Präsidium“ lag, wogegen der gewählte Vorstand statt eines Führungsorgans mehr ein „Vertretungsorgan der Bezirke, teilweise auch der Ströme und Gruppen“ war. (S.271f.) Die SPD habe durch einen raschen Zuwachs an vor allem jüngeren Mitgliedern ihr Mitglieder-Profil grundlegend gewandelt. Innerparteilich verstärkten sich Polarisierungstendenzen, insbesondere durch Widersprüche zwischen der konkreten Regierungspolitik und den programmatischen Positionen sowie durch die Flügelbildung. Mit dem Kanzlerwechsel 1974 schienen die innerparteilichen Gewichte zugunsten des rechten Flügels verschoben, was die internen Auseinandersetzungen aber nicht minderte, da sich der Gegensatz zwischen den

Flügeln Mitte der 1970er-Jahre mit Annahme des „Orientierungsrahmen '85“ nur kurzzeitig abschwächte. Danach wurden, so heißt es, die Richtungsunterschiede zwischen den Flügeln wieder unübersehbar, ebenso wie die Distanz zwischen Partei und Kanzler.

Zu den Themen, die gegensätzliche Auffassungen in der Partei hervorbrachten, gehörten das Verhältnis zu den USA, der sogenannte Radikalerlass, der Paragraph 218, Streiks und anderes. Sie waren verbunden mit Auseinandersetzungen um das Selbstverständnis, die Programmatik und die Strategie der SPD. Erinnert wird in diesem Zusammenhang an heute in der SPD längst vergessene, verdrängte Debatten über eine anzustrebende antikapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

Die SPD habe in dieser Zeit ihr Verhältnis zum Kommunismus sowohl durch „die Neue Ostpolitik und das dadurch veränderte Verhältnis zur Sowjetunion und zu den anderen kommunistischen Ländern, als auch die Entwicklung der neuen Linken und die Neuformierung kommunistischer Gruppen in der Bundesrepublik“ neu zu bestimmen versucht. (S.346) Die Abgrenzung vom Kommunismus blieb, aber der Antikommunismus in der SPD schwächte sich gegenüber früherer Zeit ab. (u. a. S.354) Eine Zusammenarbeit mit kommunistischen Gruppen wurde dennoch durch Parteivorstand und -rat rigoros abgelehnt, ein Verstoß gegen dieses Verbot hatte Parteiausschluss zur Folge. (u. a. S.351)

F. meint, mit der sozialliberalen Koalition 1969, die „einen neuen Aufbruch versprach“, seien Erwartungen und Emotionen verbunden gewesen, die bereits damals „historisch-ideell“

überhöht waren. (S.67, 78) Er würdigt ausführlich das Reformprogramm der 70er-Jahre, so im Bildungs- und Hochschulbereich, im Gesundheitswesen, im Rentensystem oder in der Justiz. Das Wirtschaftswachstum und der steigende Wohlstand werden als Ergebnis des sozialdemokratisch geführten Sozialstaats vorgestellt. Den Wechsel von Willy Brandt zu Helmut Schmidt erklärt F. mit zunehmender Erosion der Autorität Brandts, bedingt durch „eine spezifische Mischung von objektiven und subjektiven Faktoren, von Problemen der Innen- und Außenpolitik“ seit 1973/74. Die Guillaume-Affäre habe lediglich „als Katalysator sehr unterschiedlicher Faktoren [gewirkt] und führte dadurch zu Brandts Rücktritt“. (S.409) Der Kanzlerwechsel sei in die Zeit eines „tiefen Einschnitts“ nicht nur der 70er-Jahre, sondern der ganzen Nachkriegsepoche gefallen, wäre Symptom einer Epochenwende. (S.415)

Breiten Raum nimmt die Deutschland-, Außen- und Sicherheitspolitik ein. F. hebt hervor, dass die SPD-FDP-Koalition in ihrer Regierungserklärung 1969 eine neue Politik gegenüber der DDR begründet und anerkannt habe, „dass zwei Staaten in Deutschland existierten [...] Dies war ein klarer Kurswechsel in der Deutschlandpolitik, die auf ein geregeltes Verhältnis der beiden deutschen Staaten zielte.“ (S.69f.)

So klar – wie F. dann zeigt – waren dieser Wechsel und die in den folgenden Jahren damit verbundene Politik freilich nicht. Zu Recht konstatiert er, dass Fortschritte in der deutschen Frage noch lange Zeit, selbst als Entspannungstendenzen unübersehbar waren, zur Bedingung für weitere politische Entspannung gemacht wurden. Die Bundesregierung wollte noch Anfang

der 70er-Jahre andere Staaten von einer Anerkennung der DDR abhalten. (S.96)

F. analysiert die im Wesentlichen bekannten Fakten der Neuen Ostpolitik, ihre Konzeption und die Praxis, ihre Stationen, Widerstände und Hemmnisse. Nach dem Grundlagenvertrag vom Dezember 1972 habe die SPD an der Forderung nach einer Veränderung des „SED-Regimes“ festgehalten, aber nicht mehr dessen Sturz, sondern dessen Wandel als Ziel gesehen. (u. a. S.130) Eingehend auf Debatten um „Wiedervereinigung“, „deutsche Nation“ und „nationale Frage“ in der zweiten Hälfte der 70er-Jahre, konstatiert F. ein Spannungsverhältnis zwischen „bundesrepublikanischem und gesamtdeutschem Bewusstsein“; eine Wiedervereinigung sei „für immer weniger Menschen eine realistische Perspektive in überschaubarer Zeit“ gewesen. (S.515)

F. betont wiederholt, dass es der SPDgeführten Regierung während der 1970er-Jahre nicht gelang, „die Entspannungspolitik mit einer erfolgreichen Abrüstungspolitik“ zu verknüpfen. (S.768) Dennoch wirkten seit Anfang der 80er-Jahre die Regierungen der BRD und DDR in „einer gleichsam informellen Koalition“, in einer „Koalition der Vernunft“ (S.703) zusammen, um sich nicht in neue Konfrontationen hineinziehen zu lassen. Beide hatten ein vitales Interesse an der Fortführung der Entspannungspolitik. Bemerkenswert ist der Ausblick, den F. – nach dem Scheitern der Koalition mit der FDP – auf die „zweite Phase“ der Ost- bzw. Entspannungspolitik der SPD gibt. Er erinnert hier an sicherheitspolitische Positionen, insbesondere an das Konzept der gemeinsamen

Sicherheit. Diese habe „deutsch-deutsche Diskurse über Fragen der Sicherheit und Abrüstung befördert und eine systemüberwindende Diskussionskultur zwischen beiden deutschen Staaten angezielt“ (S.760) und die „Anerkennung der Zweistaatlichkeit zu einer Stärkung der Einheit der Nation“ (S.769)geführt.

Das Scheitern der Regierungskoalition mit der FDP Anfang der 80er-Jahre wertet er wie folgt: „Nimmt man alles zusammen, so war das Scheitern der Koalition 1982 zwar nicht zwangsläufig, doch standen dahinter Ursachen, die über personelle und polittaktische Momente weit hinausgingen. Das ‚sozialdemokratische Jahrzehnt‘ war zu Ende, weil eine sozial-liberale Politik zunehmend unmöglich war.“ (S.757) Die behandelten 13 Jahre werden von F. (konzentriert in Kapitel XVII) als erfolgreichste Zeit der SPD, als „sozialdemokratisches Jahrzehnt“ bestimmt. Die erste Phase bis 1973/74 sieht er innenpolitisch als „Aufbruch und Reformeuphorie“, außenpolitisch dominiert von der deutschen Frage und der Neuen Ostpolitik. Die zweite Phase sei hingegen durch „Krisenmanagement und ‚neue Unübersichtlichkeit‘“, eine „ökonomisch bestimmte, unübersichtliche internationale Politik“, geprägt gewesen. (S.766)

F. stützt sich auf eine breite Literatur- und Quellenbasis, eingeschlossen das Archiv der sozialen Demokratie. Mit seinem reichhaltigen Faktenmaterial und mit aufschlussreichen Wertungen erfasst der Bd. einen wichtigen Abschnitt der bundesdeutschen Geschichte und bietet viel Nachdenkenswertes. Dazu gehört die Einschätzung der Zeit 1969-1974 als „zweite formative Phase“ der Bundesrepublik. Über

die Bewertung, die SPD sei durch Hinwendung zu neuen Positionen und Themen in den 1980er-Jahren deutlich nach links gerückt, wird nachzudenken sein. Insgesamt ist das ein Bd., der nicht nur für Historiker Interessantes bietet, sondern auch heutige SPD-Politiker anregen sollte. *Herbert Mayer*

Dieter Braeg (Hrsg.): „Wilder Streik – das ist Revolution“. Der Streik der Arbeiterinnen von Pierburg in Neuss 1973, Die Buchmacherei, Berlin 2012, 175 S., inklusive DVD, ISBN 978-3-00-039904-6

Von Frühjahr bis Sommer 1973 erlebte die Bundesrepublik eine der größten Wellen sogenannter „wilder“ Streiks in ihrer Geschichte. Insgesamt waren über 300.000 Menschen in mehr als 300 Betrieben in nicht gewerkschaftlich organisierte Arbeitsniederlegungen involviert. Die Streiks breiteten sich dabei von den traditionellen Kernbereichen der Montanindustrie auf die industrielle Massenfertigung in der Automobil-, Elektronik- und Konsumgüterproduktion aus. Sie erfassten damit insbesondere auch die un- und angelernten Arbeitskräfte an den Fließbändern, zu großen Teilen Frauen und Migranten, welche die bestehenden diskriminierenden Lohnhierarchien infrage zu stellen begannen. Zugleich wurde die Streikwelle von einer vergleichsweise breiten unterstützenden Öffentlichkeitsarbeit begleitet, die sich in Solidaritätskundgebungen, Flugblättern und Streikbroschüren, aber auch Filmproduktionen niederschlug. Eine der wohl bekanntesten und damals meistgesehenen, der Film „Ihr Kampf ist unser Kampf“ über den Streik der zumeist

migrantischen Arbeiterinnen beim Automobilzulieferer Pierburg in Neuss, nahe Düsseldorf, wurde in überarbeiteter Fassung (Dieter Braeg und Raimund Kirschweiger) auf DVD zusammen mit einem kleinen Sammelbändchen neu herausgegeben.

Der Sammelbd. selbst umfasst zumeist historische Dokumente sowie heute oft vergriffene Texte, die sich mit dem Streik und der Betriebsratsarbeit bei Pierburg befassen und von dem damaligen stellvertretenden Betriebsratsvorsitzenden Braeg zusammengestellt wurden. Eingeleitet wird das Bändchen von Peter Birke, welcher 2007 in seiner Arbeit zu wilden Streiks in Westdeutschland und Dänemark auch die Streikwelle von 1973 behandelt hatte (Peter Birke: Wilde Streiks im Wirtschaftswunder. Arbeitskämpfe, Gewerkschaften und soziale Bewegungen in der Bundesrepublik und Dänemark, Frankfurt/Main 2007). Birke ordnet diese Streiks in eine längere historische Tradition inoffizieller Arbeitskämpfe seit den 1950er-Jahren ein. Das „Scharnier“ zwischen der alten und der neuen Geschichte dieser Streiks sieht er in den Septemberstreiks 1969, die sowohl Widerstandsformen der traditionellen Arbeiterbewegung als auch einige neue Elemente der Jugendrevolten und weltweiten Arbeitskämpfe um 1968 verbanden. (S.11) Die Streikwelle von 1973, die unmittelbar vor Ausbruch der weltweiten Wirtschaftskrise im Zuge des Ölpreisschocks aufstieg, bildete den Höhepunkt und Abschluss dieses Kampfzyklus. Sie artikulierte noch einmal einen breiten, offensiven Entschluss der Lohnabhängigen, ihre Situation zu verbessern, stieß aber bereits auf heftigen Widerstand von Staat, Unternehmern und zum Teil Gewerkschaftsinstanzen.

Insbesondere die Migrantenstreiks waren häufig schwerer polizeilicher Repression ausgesetzt und scheiterten nicht selten an der Spaltung der Belegschaften. Hier bildete der Streik bei Pierburg ein bemerkenswertes Gegenbeispiel, vor allem zu dem bekannteren Streik bei Ford in Köln-Niehl. Bei Pierburg solidarisierten sich schließlich auch die überwiegend männlichen deutschen Facharbeiter mit dem Streik der zumeist weiblichen und migrantischen Bandarbeiterinnen und trugen so nicht unwesentlich zum Erfolg bei. Die Ereignisse rund um diesen Streik werden in den Texten und Dokumenten meist aus der noch frischen und unmittelbaren Sicht der 1970er-Jahre heraus beschrieben. Lediglich ein Interview mit der damaligen Jugendvertreterin Gabi Schemann ist im Vorfeld der Buchveröffentlichung entstanden.

Die Texte behandeln nicht nur den Streik selbst, sondern auch seine Vorgeschichte und die Auswirkungen. Bereits 1970 hatten die ersten 300 migrantischen Arbeiterinnen aus Jugoslawien gegen die schlechten Bedingungen in den betriebseigenen Wohnunterkünften und die niedrige Bezahlung gestreikt und mit der Beteiligung ihrer deutschen Kolleginnen die Abschaffung der untersten Lohngruppe 1 erreicht. Im Juni 1973 wurde ein erster Vorstoß von 200 migrantischen Arbeitskräften zur Abschaffung auch der Lohngruppe 2 und einer linearen Erhöhung der Stundenlöhne um 1 DM unternommen, scheiterte jedoch zunächst vor allem an den Manövern der Geschäftsleitung. Im August des gleichen Jahres kam es schließlich zu einem erneuten Anlauf durch eine Gruppe griechischer Arbeiter und Arbeiterinnen, die sich zum Beginn der

Frühschicht vor dem Werkstor versammelten und die übrigen Arbeitenden zum Anschluss aufforderten. Dieses Mal beteiligten sich schließlich bis zu 2.000 der rund 3.600 Beschäftigten des Werkes an dem Ausstand. Seinen Höhepunkt erreichte der Streik am dritten Tag. Nach einem Polizeieingriff gegen die Streikenden und nachdem sich die Geschäftsleitung geweigert hatte, mit dem Betriebsrat zu verhandeln, legten auch die Facharbeiter die Arbeit nieder. Am fünften Streiktag gab die Geschäftsleitung schließlich nach, nachdem sich auch der Arbeitgeberverband in die Verhandlungen eingeschaltet hatte, da der Ausstand bereits die Produktion in der Automobilindustrie zu gefährden begann. Das Ergebnis bestand in der Abschaffung der Lohngruppe 2 und Stundenlohnerhöhungen um 53 und 63 Pfennige.

Die Texte, die zumeist aus einer linken Betriebsratsperspektive verfasst sind, legen ihr Augenmerk auf die Rolle, welche linke Gewerkschafter und Gewerkschafterinnen bei der Entstehung und Unterstützung einer kämpferischen Betriebskultur gespielt haben. Das Selbstverständnis einer solchen Betriebsratspolitik wird im Wochenbericht eines anonymen Betriebsrates in dem Satz zusammengefasst: „Nicht Integrationsfunktionäre, sondern Initiatoren des Wegs, der es den Arbeitern ermöglicht zu handeln, haben wir zu sein.“ (S.90)

Die Hauptaufgabe wurde deshalb darin gesehen, eine möglichst breite und von sprachlichen Barrieren freie Informationsvermittlung zu gestalten und eine umfassende Partizipation der im Betrieb beschäftigten Migranten und Migrantinnen zu gewährleisten. Letztlich entsteht in den Berichten das Bild

einer durch den Streik zusammengewachsenen und kämpferisch auftretenden multinationalen Belegschaft, die auch in den folgenden Jahren Angriffe und Racheaktionen des Unternehmens, wie versuchte Auftragsverlagerungen und eine Klage gegen drei Betriebsratsmitglieder, abwehren konnte. Zugleich werden aber auch die Schwierigkeiten einer solchen aktiven Betriebspolitik deutlich, der aufreibende Kleinkrieg bei alltäglichen Beschwerdeverfahren, die juristischen Gratwanderungen zwischen Unterstützung widerständiger Praxis und der gesetzlichen Verpflichtung auf das Betriebswohl sowie insbesondere die Hindernisse und Widerstände, die bei benachbarten Betriebsräten und den übergeordneten gewerkschaftlichen Verwaltungsstellen aufgebaut wurden.

Bis auf eine Textpassage, die einem Roman entnommen wurde, der den Streik behandelt, gibt es leider keine Texte oder Interviews, welche diesen aus Sicht der beteiligten Migranten und Migrantinnen selbst schildern, was wohl der Quellenlage geschuldet ist. Es wäre jedoch hilfreich gewesen, statt einiger weniger Angaben im Vorwort des Hrsg. einen genaueren Quellennachweis zu den verwendeten Texten und Interviews zu führen. Ein kurzer Überblick über die Entwicklung der Belegschaft und der Kämpfe im Werk über das Jahr 1975 hinaus wäre zudem sicherlich für heutige Leser und Leserinnen eine nützliche Zusatzinformation gewesen. Nichtsdestotrotz ist mit den Texten im Sammelbd. ein spannender, gut lesbarer und informativer Einblick gelungen, der ein lebhaftes Interesse verdient. Nicht zuletzt die beigelegte Film-DVD lässt auch visuell und akustisch etwas vom kämpferischen Geist

in den damaligen Auseinandersetzungen erspüren. *Dietmar Lange*

Günter Benser: Aus per Treuhand-Bescheid. Der Überlebenskampf des Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung. Mit einem Dokumentenanhang, edition bodoni, Berlin 2013, 238 S., ISBN 978-3-940781-34-5

Das Institut für Marxismus-Leninismus (IML) beim ZK der SED hat sich nach dem 4. Dezember 1989 aus eigener Kraft erneuert, basisdemokratisch umstrukturiert und inhaltlich neu profiliert. Im Januar 1990 benannte es sich in Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung (IfGA) um. Erstmals seit vier Jahrzehnten wählten die Mitarbeiter ihre Leiter selbst, erster (und einziger) gewählter Direktor wurde Günter Benser, ausgewiesener Historiker der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung seit 1945.

Das ehemalige Zentrale Parteiarchiv der SED, die profunde Bibliothek und deren Technische Werkstätten blieben mit dem erneuerten Institut verbunden. Dieses umfasste nur noch die Abteilungen für die historische Forschung; deren Personalbestand musste freilich drastisch und fortlaufend reduziert werden. Andere Abteilungen, so Wissenschaftlicher Kommunismus und die Lenin-Abteilung, lösten sich auf. Die Forscher der MEGA wählten, um dieses Forschungs- und Editionsprojekt zu retten, eigene Wege und verselbstständigten sich.

B. behandelt zwei gegensätzliche, aber verbundene Prozesse: Die basisdemokratische Selbsterneuerung des Instituts bildet den einen Strang, der Überlebenskampf gegen das finanzielle Erdrosseln durch die Treuhandanstalt

den anderen. Beide waren in ihrer Besonderheit einmalig bei der Liquidation der Geschichtswissenschaft der DDR. Eine kritische Analyse der Arbeiten und Leistungen des früheren IML ist nicht Gegenstand der Arbeit.

B. umreißt die ersten Schritte des erneuerten Instituts und stellt die Arbeitsergebnisse vor, die trotz zunehmender Schwierigkeiten und immer weniger Mitarbeiter erzielt wurden. Er informiert über die neue Struktur des Instituts, die Tätigkeit seiner Arbeitsgruppen, die internationalen Kontakte, die Publikationen und Veranstaltungen.

Die wichtigste und zugleich anstrengendste Tätigkeit des erneuerten Instituts in den Jahren 1990 bis 1992 war die Sicherung der Nutzung von Archiv und Bibliothek für die herbeiströmenden Historiker. Da das ehemalige Zentrale Parteiarchiv der SED nun keine Sperrfristen mehr hatte, waren die Akten der SED bis einschließlich Dezember 1989 uneingeschränkt zugänglich. Sofort setzte eine Masseninvasion westdeutscher Historiker ein, die sich auf die bisher kaum zugänglichen Archivalien der SED stürzten, in den allermeisten Fällen, um die „SED-Herrschaft“ „delegitimieren“ zu können – wissenschaftlich und quellengestützt, versteht sich. Bei immer weniger Personal des Instituts schränkte der Arbeitsaufwand für die Archivnutzung eigene Forschungen ein. Das erneuerte Institut hatte schließlich unter Kuratel der Treuhand vor seiner Auflösung am 31. März 1992 keine dreißig Mitarbeiter mehr.

Das Archiv, die Bibliothek und die Immobilie waren eine begehrte Beute, nach deren Übernahme – ohne Institut – verschiedene Bewerber gierten. Das Institut führte z. B. Verhandlungen mit der Friedrich-Ebert-Stiftung, die sich

schofelig verhielt und den „Partner“ nicht einmal über ihren Rückzug informierte. Wie bekannt, wurden nach der Auflösung des Instituts Archiv, Bibliothek und Technische Werkstätten in der „Stiftung Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv“ (SAPMO) zusammengefasst. Die Verhandlungen darüber liefen über das zuständige Bundesinnenministerium – parallel zu den Schikanen der Treuhand.

Als Parteiinstitut war das IML in den vierzig Jahren seiner Existenz vollständig von der SED finanziert worden. Das war kein kleiner Posten, das Institut beschäftigte an die fünfhundert Mitarbeiter. Auch das 1989/90 an seine Stelle getretene Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung wurde in der kurzen Zeit seiner Existenz aus dem Parteivermögen der SED finanziert, dem sogenannten Altvermögen. Nur dass darüber nicht mehr diese Partei bzw. ihre Nachfolgerin PDS verfügte. Denn die Treuhandanstalt hatte nicht nur dieses Altvermögen übernommen, sondern auch das aktuelle Vermögen der Partei konfisziert, um sie finanziell zu erwürgen, nachdem die Hoffnung auf eine Selbstauflösung der Partei enttäuscht worden war. Und die Treuhandanstalt, Abt. Sondervermögen, schnürte nun Schritt für Schritt dem Institut die finanzielle Lebensader ab. Sie tat dies nicht allein, sondern in Kooperation mit der „Unabhängigen Kommission zur Überprüfung des Vermögens der Parteien und Massenorganisationen der DDR“. Beide sahen bei ihrem eifernden Bestreben, keine an die SED erinnernde Nachfolgeeinrichtung bestehen zu lassen, souverän davon ab, dass das Innenministerium seriös über die Gründung einer

Stiftung im Bundesarchiv verhandelte, was die weitere Finanzierung des Instituts bis zu einer Lösung aus dem SED-Altvermögen voraussetzte. Aber die „Treuhand war ein autokratisch schaltendes und waltendes Imperium, das parlamentarischer oder anderweitiger demokratischer Kontrolle entzogen war“. (S.109) Später sollten sich Treuhand und Kommission gegenseitig den Schwarzen Peter für die Liquidierung des Instituts zuschieben.

Das Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung war das einzige aus der DDR überkommene wissenschaftliche Institut, das nicht von den Wissenschaftsministerien der neu gebildeten Länder „abgewickelt“, sondern von einer wissenschaftsfremden Institution liquidiert wurde. Doch wer auch immer diesen Hebel bediente, der Haupthebel war in allen Fällen die finanzielle Einschränkung oder Erdrosselung, er rangierte noch vor dem Hinauswurf der DDR-Wissenschaftler aus politischen und Konkurrenzgründen. Wie die Vormundschaft der Treuhand für das Institut im Alltag praktisch aussah, wie die Leitung jede Rechnung, und sei es für einen Bleistift, einzeln genehmigen lassen musste, wie die Auszahlung der bewilligten Gehälter noch blockiert wurde, wie unverständlich, ignorant, bösartig und kleingeistig die zuständige Abteilung der „Treuhand“ reagierte, das möge jeder Leser bei B. nachlesen.

Politisch konnte die einer Wissenschaftseinrichtung gegenüber völlig unwissende Treuhandabteilung sich stets darauf berufen, dass sie nur die technische Exekution von Entscheidungen vollzog, die die „Unabhängige Kommission“ zu treffen hatte. In dieser aber war der politische Wille personalisiert, alles auszulöschen, was an die SED erin-

nete. Basisdemokratische Erneuerung interessierte da ebenso wenig wie wissenschaftliche Leistungen. Das Institut wurde nicht wegen seiner Vergangenheit als IML beseitigt, sondern wegen seiner eigenständigen Erneuerung. Ein solches Beispiel durfte nicht sein.

Im Unterschied zu den „abgewickelten“ Universitätsinstituten konnte die politische Zielstellung der Liquidierung des Instituts also ohne zusätzliche Manöver wie „Säuberung“, „Evaluierung“, fachliche „Überprüfung“ etc. erfolgen, das Zudrehen des Geldhahns machte jede ideologische oder fachliche Scheinbegründung überflüssig. Direktion und Mitarbeiter des Instituts hatten angestrebt, unter dem Schirm einer parteinahen Stiftung ein Überleben zu finden.

B. schildert detailliert, wie unter diesen von außen aufgetürmten Schwierigkeiten das Institut um sein Überleben kämpfte. Hinzu kamen innere Widersprüche und die verständlichen Reaktionen der Mitarbeiter auf diesen äußeren politischen, finanziellen und medialen Druck, hinzu kamen politische, administrative und auch polizeiliche Schikanen. Welch physische und psychische Belastung dieser Kampf für die Beteiligten und den gewählten Direktor bildeten, berührt B. mit Zurückhaltung, ohne Lamento.

Etwa die Hälfte des Buches bildet ein Dokumentenanhang, der Aussagen des Textes belegt. B. schreibt abschließend: „Die Bilanz des IfGA weist jedenfalls aus, dass unser Institut auf dem Wege war, einen solchen Prozess kritischer politischer und historischer Neuorientierung mit Forschungsergebnissen, mit Publikationen, mit wissenschaftlichen Tagungen und in der unmittelbaren Diskussion mit vielen Betroffenen

zu begleiten. [...] Diese Resultate wurden unter zunehmend widriger werdenden Bedingungen bei wachsender Ungewissheit über die Zukunft des Instituts und die Perspektive jedes Einzelnen erzielt. [...] Doch auch in den schwierigsten Stunden, als niemand wusste, wie es weitergehen könnte, haben die meisten IfGA-Leute den Kopf oben behalten und ihren Humor nicht verloren. An Realsatire herrschte ja selten Mangel.“ (S.120) *Werner Röhr*

Owen Jones: Prolls. Die Dämonisierung der Arbeiterklasse, Verlag André Thiele, Mainz 2012, 314 S., ISBN 978-3-940884-79-4

Für den im vergangenen Jahr verstorbenen Eric Hobsbawm war „Chavs“ das beste Buch des Jahres 2011. Das Erstlingswerk des jungen britischen Historikers Owen Jones liegt nun seit 2012 auch in deutscher Sprache unter dem Titel „Prolls“ vor. Die „Dämonisierung der Arbeiterklasse“ wollte J. untersuchen, wie der Untertitel verrät. In Großbritannien ist die Verachtung gegenüber Angehörigen der unteren Schichten allgegenwärtig. Mediale Vorreiter dieser Verachtung ist die Comedy-Serie „Little Britain“. Einer ihrer Charaktere ist für J. immer wieder Referenzobjekt für den Dämonisierungsdiskurs im Vereinigten Königreich: Vicky Pollard. Die geschmacklos gekleidete und grell geschminkte 17-jährige lebt in einer Londoner Sozial-siedlung, spricht schlechtes Englisch und sitzt meist mit Kinderwagen und einer Flasche Wodka auf Spielplätzen herum. Ihr Horizont reicht nicht über Klatsch und aggressive Beleidigungen gegenüber ihrer Umwelt hinaus. Vicky

Pollard amüsiert Millionen von Fernsehzuschauern und ist zum Sinnbild dessen geworden, was der britische Diskurs im 21. Jh. unter Arbeiterklasse versteht: faul, dumm und von Sozialeinstellungen abhängig.

Wie konnten aus den einst als aufrecht und fleißig bewunderten Arbeitern, dem „Salz der Erde“, verachtete und oft verhasste Gestalten vom Schlage Vicky Pollards werden? Wie konnte sich der hasserfüllte Diskurs um diese „Chavs“ – ein aus dem Romanes entlehntes Wort – entwickeln?

Anhand eines Exkurses durch die Nachkriegszeit Großbritanniens versucht J. den Wandel im Diskurs der britischen Gesellschaft und in deren Verhältnis zur Arbeiterklasse zu beschreiben. Das Vereinigte Königreich galt in der zweiten Hälfte des 20. Jh. lange Zeit als das gerechteste Land der westlichen Welt. Reformen wie die Einführung eines staatlichen Gesundheitswesens, die Öffnung der einst ultraelitären Hochschulen oder der massive soziale Wohnungsbau verringerten die sozialen Auswirkungen der Klassenschranken spürbar. J. beschreibt, wie mit der postfordistischen Wende unter Margaret Thatcher nicht nur diese Errungenschaften systematisch zerstört wurden, sondern wie dabei auch ein Gesellschafts- und Menschenbild entwickelt wurde, das auf Ausgrenzung und sogar Vernichtung der unteren Schichten abzielte. „Middle Britain“ stellt für J. den zentralen Entwurf des britischen Niedergangs dar: Alle sollten zur Mittelklasse werden, ihre Sozialwohnungen kaufen, Leistung mit der Mehrung von Vermögen gleichsetzen und das Ziel verfolgen, aus der Arbeiterklasse aufzusteigen. Die Botschaft: Wer weiter in der Arbeiterklasse verharret, ist

selbst schuld und hat keinen Anspruch mehr auf gesellschaftlichen Respekt. Das Mantra dominierte die Politik von Thatcherismus bis New Labour und verursachte nicht nur immense wirtschaftliche Schäden, sondern zerstörte auch ein funktionierendes Gemeinwesen. Der „Kern bestand in einem Angriff auf das Milieu, die Betriebe, Werte und Institutionen der Arbeiterklasse. Arbeiter sollten nicht stolz sein, sondern versuchen, ihrem Schicksal zu entkommen.“ (S.71) Mit dem ersatzlosen Wegbrechen der Industriearbeitsplätze wurde die Ausgrenzung sichtbar. Die Einführung eines dem deutschen Hartz-IV-System ähnlichen Sozialhilfesystems verstärkte die Stigmatisierung derjenigen, die durch das Ende des Fordismus Wohlstand und ihren Industriearbeitsplatz verloren.

Dem gegenüberstehend beschreibt J. eine Machtelite, die weder dem viel bemühten Leistungsmantra gerecht wird, noch durch besonderen Fleiß auffällt, sondern vielmehr von abgeschotteten Netzwerken profitiert, die in Eton, Oxford und anderswo um Exklusivität bemüht sind. Von der Ausgrenzung einer ganzen Schicht profitieren diese Kreise letztlich und sind darum bemüht, die explosive soziale Lage weiter zu fördern. Als schockierenden Tiefpunkt dieser Entwicklung führt J. den Vorschlag eines Tory-Politikers an, ein Sterilisationsmittel dem Leitungswasser unterzumischen und das Gegenmittel nur einem ausgewählten Personenkreis zukommen zu lassen. Die Konservativen führen einen Klassenkampf, ohne dass die Bekämpften dies bemerken, so J. Den Eliten die einmal gewonnene Macht zu entreißen, gestaltet sich mittlerweile als echte Herausforderung. Zu stark bestimmen heute unbezahlte

Praktika, Auslandssemester und andere Dinge, die vom Geldbeutel der Eltern abhängen, die Zukunftschancen junger Menschen.

J. hat sein Erstlingswerk mit großer Empathie geschrieben. Es ist keine distanzierte sozialwissenschaftliche Analyse, sondern verhehlt seine Wut über die Missstände nicht. Klar erkennbar ist J.s Versuch, als Autor zum politischen Akteur zu werden. Zu beweisen, dass die Verwahrlosung und der kulturelle wie soziale Abstieg der Arbeiter nicht Ursache von Faulheit und Verweigerung gegenüber der Moderne sind, wie es die Ideologie des Thatcherismus verbreitete, ist J.s Anliegen. Dafür hat der Historiker Interviews geführt, Zeitungsberichte analysiert, die unzähligen Hassforen des Internets durchsucht und Feldstudien durchgeführt. Darüber hinaus ist ein Buch entstanden, das sich die für den angelsächsischen Raum typische direkte und verständliche Sprache auch in seiner deutschen Übersetzung erhalten hat.

Befremdlich erscheint die stellenweise erkennbare Verklärung der Vergangenheit, die der 1984 geborene J. selbst nicht erlebt hat. Der britische Sozialstaat, der unter der Attlee-Regierung errichtet und bis zu seiner Vernichtung unter Margaret Thatcher weiter ausgebaut wurde, scheint für J. immer wieder die Referenz für ein funktionierendes Gemeinwesen zu sein. Wenn J. Lösungsvorschläge anbringt, blendet er oftmals aus, dass die ökonomischen Gegebenheiten der 30 Nachkriegsjahre völlig anders als die postfordistische Gegenwart sind. Ihr auf der materiellen Warenproduktion basierendes Sozialsystem führt er aber als Option für die Gegenwart an. Dennoch mahnt J. bei seiner Forderung nach starken und

einflussreichen Gewerkschaften, welche in den 80er-Jahren faktisch entmachtet und entrechtet wurden, eine stärkere Orientierung an den neuen prekären Arbeitsformen an, deren Beschäftigte oftmals so stark unter Druck stehen, dass sie jegliche Organisierung vermeiden oder schlicht den Gewerkschaftsbeitrag nicht bezahlen können. Ein Thema, das auch für deutsche Gewerkschaften von allergrößter Relevanz ist.

In Großbritannien schoss „Chavs“ während der Ausschreitungen des Sommers 2011 in die Bestsellerlisten. Es waren genau die Marginalisierten, die nun Thatcher beim Wort nahmen: „There is no such thing as society. There are individual men and women.“ Die neoliberale Formel vom totalen Individualismus setzten sie in die Tat um und nahmen sich die Statussymbole „Middle Britains“ einfach aus den Schaufenstern heraus – Großbildfernseher, Markenkleidung und Smartphones. J. hat einen Beitrag zur Erklärung des Sommers 2011 geleistet, der einen herben Kontrast zum Populismus der Cameron-Regierung setzt.

Auch für deutsche Verhältnisse ist diese Abhandlung durchaus relevant. Zwar zeigen sich die Folgen von 30 Jahren neoliberaler Diskurshoheit in Großbritannien heute ungleich schwerwiegender als in Deutschland. Gesellschaftliche Zerstörungen durch ein praktisch identisches Sozialhilfesystem und nicht zuletzt die in den letzten Jahren immer aggressiveren Versuche, die Subalternen gegeneinander auszuspielen, verursachen aber auch hierzulande ähnlich tiefe Wunden in der Gesellschaft. Die Dämonisierung der deutschen Marginalisierten ist zwar noch nicht bei offenen Forderungen nach Sterili-

sierung und Ghettoisierung angekommen. Buschkowsky und Sarrazin haben aber gezeigt, dass auch in Deutschland biologistische Parolen auf fruchtbaren Boden stoßen und sich vor allem auch sehr gut verkaufen lassen. Paternalistische Diskurse, etwa von der natürlichen Bildungsferne von Hartz-IV-Betroffenen, gehören auch in Deutschland längst zum Alltag. Wie nahe sich britische und deutsche Zustände bereits gekommen sind, wird deutlich, wenn J. Stundenlöhne von sieben Pfund an britischen Supermarktkassen beklagt. Diese umgerechneten 8,50 Euro gelten in deutschen Callcentern und Logistikzentren bereits als gute Bezahlung.

Jörn Wegner

Autorenverzeichnis

Wilma Ruth Albrecht, Dr., Bad Münstereifel
Rolf Badstübner, Prof. Dr., Berlin
Herbert Bauch, Frankfurt/Main
Rainer Bert, Berlin
Traude Bollauf, Dr., Wien
Fabian Brändle, Dr., Zürich
Gerd Callesen, Dr., Wien
Claus-Peter Clasen, Prof. (em.) Dr., ehem. University of California/Los Angeles, Königsbrunn
Matthias Dohmen, Doktorand, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Ronald Friedmann, Berlin
Peter Giersich, Freundeskreis Max Hoelz e.V., Auerbach/Vogtland
Andreas Herbst, Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin
Jürgen Hofmann, Prof. Dr., Berlin
Heinz Hümmler, Prof. Dr., Berlin
Martin Hundt, Prof. Dr., Schwielowsee
Günter Jordan, Dr., Kleinmachnow
Horst Klein, Dr. sc., Strausberg
Heinz Kraus (†)
Dietmar Lange, Doktorand, Freie Universität Berlin
Annelies Laschitzka, Prof. Dr., Berlin
Heinz Niemann, Prof. Dr., Bergfelde
Ingo Materna, Prof. Dr., Berlin
Herbert Mayer, Dr. sc., Berlin
Ulrich Ramm, Berlin
Werner Röhr, Prof. Dr., Berlin
Jörg Roesler, Prof. Dr., Berlin
Helga W. Schwarz, Bad Breisig
Fabian Trinkaus, Doktorand, Trier
Jörn Wegner, Doktorand, Wernigerode
Jochen Weichold, Dr. sc., Berlin
Axel Weipert, Doktorand, Freie Universität Berlin
Alexander Wierzock, Doktorand, Humboldt-Universität zu Berlin
Michael Zeuske, Prof. Dr., Universität zu Köln

Impressum

ISSN 1610-093X

Herausgeber:

Förderverein für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Redaktion:

Helga Brangsch, Dr. Christa Hübner (Vi.S.d.P.), Bärbel Kontny, Dietmar Lange, Dr. Herbert Mayer, Dr. Ulla Plener, Dr. Elke Scherstjanoi, Dr. Daniela Schnitter, Dr. Carola Tischler, Axel Weipert

Postadresse der Redaktion:

Weydingerstraße 14-16, D-10178 Berlin

Email-Adresse der Redaktion:

redaktion@arbeiterbewegung-jahrbuch.de

Email-Adresse der Redaktion für Buchbesprechungen:

rez-kon@arbeiterbewegung-jahrbuch.de

Website:

www.arbeiterbewegung-jahrbuch.de

Das „JahrBuch“ erscheint dreimal jährlich (Januar, Mai, September) in der NDZ GmbH, Weydingerstraße 14-16, D-10178 Berlin, im Gesamtumfang von ca. 660 Seiten. Jahresabonnement 30,- € (Inland) bzw. 40,- € (Ausland), einschl. Porto; Einzelheftpreis 11,- €, zzgl. Porto.

In der Zeitschrift können nur Beiträge veröffentlicht werden, die außer dem JahrBuch nicht gleichzeitig anderweitig zur Veröffentlichung angeboten wurden. Manuskripte können per e-mail,

vorzugsweise als word-Datei, eingesandt werden. Beiträge sollten 40.000, Berichte 10.000, Buchbesprechungen 8.000 Zeichen nicht überschreiten. Bitte reichen Sie stets die letzte Fassung des Beitrages ein und beachten Sie die im „JahrBuch“ übliche äußere Manuskriptgestaltung. Die Redaktionsrichtlinien senden wir Ihnen gern zu. Die namentlich gezeichneten Beiträge geben ausschließlich die Meinung des Autors und nicht die der Redaktion wieder.

Beiträge für unsere Zeitschrift werden nicht honoriert.

Abonnements- und Heftzahlungen sowie Spenden bitte an:

IBAN: DE 75 1009 0000 5744 5610 10
BIC: BEVODEBB

Veröffentlichung gem. Paragraph 7a Berliner Pressegesetz:

Gesellschafter der NDZ GmbH: Föderative Verlags-, Consulting- und Handelsgesellschaft mbH – FEVAC –, Gesellschafter der FEVAC GmbH: Uwe Hobler, Diplomagraringenieur, Berlin (40%); Dr. Ruth Kampa, Rechtsanwältin, Berlin (30%); Dr. Joachim Philipp, Rechtsanwalt, Berlin (30%).

Satz: Ch. Kouschil, D. Wiesenthal

Realisiert in den Typowerkstätten des Giambattista-Bodoni-Museums e. V.
info@bodonimuseum.com

Redaktionsschluss: 4.12.2013